


HARVARD COLLEGE LIBRARY
VE RI TAS
HOHENZOLLERN COLLECTION



Bajerische Geschichte

für

alle Stände des Vaterlandes
ohne Unterschied

von

den frühesten Zeiten bis zum Jahre 1832

von

Dr. Joseph Heinrich Wolf.

Das Gute reift langsam; aber gewiß.

Dritter Band.

München, 1832.
Bei E. A. Fleischmann.

Bajerische Geschichte

von

den frühesten Zeiten bis zum Jahre 1832.

Dritter Band.

Bajerns mündig werdende Jugend.

Von Albrecht IV., dem Weisen, bis zum Tode Karl Theodors. Vom Anfange des sechzehnten bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

Quellen und Literatur für den folgenden Zeitraum, 1500 — 1800.

Aventinus (Joannis), Bajerische Chronica, von ihm selber in Teutsch gebracht. Frankf. 1566. Fol. — Aventini Annalium Boicorum libri VII. Lipsiae, 1710. Fol. — Velser (Marci) Rerum Boic. Ausgabe von K. Lippert. 8. 1777. — Adlzreiter (Joannis) Annales boicae Gentis. Partes III. Monaci, 1662 et 1663. Fol. Editio nova, Francof. 1710. Fol. — Oefele (Andr. Fel.) Scriptores rerum Boicarum nusquam antehac editi. Aug. Vindel. 1763. Fol. — Monumenta Boica, cum fig. 4. Monachii. Angefangen von 1763. — Abhandlungen der bajer. Akademie der Wissenschaften. 4. München. — Hormayr (Jos. Freih. von) Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. 1830. Ebendess.: Rede über die Monumenta Boica. gr. 4. 1830. — Freiberg (Max von) Sammlung historischer Schriften und Urkunden. gr. 8. München. 1830. — Die geöffneten Archive für die Geschichte des Königreichs Bajern. Eine Zeitschrift. 8. München. 1821. 1822. — Politische Zeitschrift für Bajern und die angränzenden Länder. gr. 8. München. 1816. 1817. — Historisch-statistisches Archiv für Südteutschland. 8. Frankf. u. Leipzig. 1807. — Westenrieders (Lorenz) Beiträge zur vaterländischen Historie, Geographie, Statistik und Landwirthschaft, sammt einer Uebersicht der schönen Literatur. 8. München. 1788. — Materialien zur Geschichte des Vaterlandes, dessen heutige Geographie, Naturprodukte, Landwirthschaft, Manufakturen, Nahrungsstand, alte Sitten und Gebräuche in verschiedenen Gegenden Bajerns, dann der Herzogthümer Oberpfalz, Neuburg und Sulzbach. 4. München. 1782. — Hund (Wiguleus) Bajer. Stammbuch, I. Theil. Ingolstadt. 1585. — Falkenstein, Geschichte von Bajern. — Christian Frh. v. Are-

tin's Beiträge zur Gesch. u. Literatur. Münch. 1805. — Günthers literar. Anstalten in Bajern. — Freih. von Krenners bajer. Landt. Handl. — Math. v. Flurl, ältere Gesch. der Saline Reichenball. Münch. 1809. — Hundii metr. Salisb. Tom. I. et II. — Mederer's Gesch. der Hauptstadt Ingolstadt. — Lipowsky, Gesch. der Jesuiten in Bajern. — Kobolt's bajer. Gelehrten-Lexicon. — Kreitmayers (Frh. von) bajer. Staatsrecht. — Panzer, Annal. typograph. — Aretin (Christ. Freih. von) von den ältesten Denkmälern der Buchdruckerkunst in Bajern. (München 1801.) Sammlung der bajer. landständischen Freiheitsbriefe. — Jodoci le Plat. Mon. ad hist. Concil. Trident. (Lovanii 1785.) — I. Moser's bajer. Staatsrecht. — Joh. Dav. Koeler, Hist. genealog. Comit. de Wolfstein. Frcf. et Lips. 1728. — Joan. Jos. Barthol. Prugger, Observat. practicae ad jus et consuetud. Bav. de privileg. statuum provincial. Monach. et Ingolst 1762. — Aettenkofers Gesch. von Bajern. — Meichelbeck, Chron. Bbur. — M. Raderi S. J. Bav. scta. — Menkenii Scr. r. germ. — Br. de Schmid, ad stat. Bav. in app. Controv. — Andr. Mayr, Thes. nov. jur. eccles. Ratisb. 1792. — Hansiz, Germ. sacra. — Michael ab Isselt Bell. colon. — Urb. Freidenreich, Panegyr. Max. Boior. Duci e bello reverto dictus. Mogunt. 1622. — Raph. Sadeler, Ephem. bav. exped. 1621. — Khevenhiller, Annal. Ferd. P. IX. et X. — Hartes Leben des Gustav Adolph. Leipz. 1761. — Puffendorf, rer. suec. — Selchow's Braunschweig. Geschichte. — Car. Carafa, de germ. sancta restaurat. sub Gregorio XV. et Urbano VIII. Frkf. 1641. — Henr. Hoepfner, memoria admirandae victoriae post pugn. in confin. Lips. commiss. Lips. 1632. — M. Jo. Frid. Mayeri Hist. cesar. obsid. et expugn. lib. S. R. I. civit. Nordlingens. 1643. Götting. 1746. — Theatr. Europ. — F. W. von Zanthier, Feldzüge des Vicomte Türenne. Leipz. 1779. — Karl Wilh. Gärtners westph. Friedenskanzlei. — Ad. Adami Relat. hist. de pacif. Osnab. Lips. 1737. — G. von Sutners München während des dreissigjährigen Krieges. München. 1796. — Ph. Wolf's Gesch. Max I. und seiner Zeit. 1794. — Lori, von, Chronologischer Auszug der Gesch. von Bajern — Fortsezung von K. H. von Lang. Ansbach. 1816. — Westenrieder, Abriss der bajerischen Geschichte. 8. Münch. 1798. — Buat. orig. boic. dom. 4. Norimb. 1764. — Lipowsky (Fel. Jos.) Geschichte der Bajern im Verbande mit ihrem Staats-

rechte. 8. München. 1799. — Fessmaier, Geschichte von Bajern. 8. Landsh. 1804. — Joh. Adam Kopp's Abhdlg. von der Association der vorderen Rs. Kreise. Frkf. a. M. 1739. — Stumpfs (Andr. Simon.) politische Geschichte Bajerns. 8. München. 1816. — Hellersberg (Karl von) Jahrbücher des bajer. Volkes. 8. Landshut, 1812 und München 1817. — Westenrieders Handbuch der bajer. Geschichte. 8. Nürnberg. 1819. — Mannert, die Geschichte Bajerns aus den Quellen und anderen vorzüglichen Hilfsmitteln bearbeitet. gr. 8. Leipz. 1826. 2 Thle. — Buchners (Andreas) Geschichte von Bajern. Regensburg und München. — Fabers Staatskanzlei. — Lamberty Memoires. — La Guerre de Bavièrre et de Flandres. — Zschokke (Heinrick) die bajerischen Geschichten. 6 Büch. gr. 8. Aarau, 1821. — Lipowsky (Fel. Jos.) des Churfürsten von Bajern Max Emanuels Statthalterschaft in den Niederlanden und dessen Feldzüge. 8. München, 1820. und ebendess: Lebens- und Regirungsgesch. des Churfürsten von Bajern, Karl Albrecht, nachmaligen Kaisers Karl VII. gr. 8. München, 1830. — Schugraf's (J. R.) Biographien berühmter Bajern. 8. Passau 1821. — Rothammer's Biographie Maximilian III. — Streber (Ig. von) über die Bischofswahl zu Freising i. J. 1695. Münch. 1812. — Dohm, (Ch. W. von) Denkwürdigkeiten meiner Zeit, oder Beiträge zur Gesch. von 1778 — 1806. 8. Lemgo, 1816. — Mosers dipl. Archiv des XVIII. Jahrhunderts. — Crameri Diss. de jure succedendi dom. bav. in plerasque terras Austriae. Marburg. 1745. — Erbfolge auf Kr. Ferdinand I. Länder 1741. — Friederich des Grossen hinterlassene Werke. — Lebensbeschreibung Kaiser Karl VII. in der Geschichte des Churhauses Bajern. — Archenholz Geschichte des siebenjährigen Krieges. — Dr. Ferd. Baaders Tagebuch v. d. l. Krankheit des Churfürsten Max. III. Frankf. 1778. — E. F. Häberlins Staatsarchiv. 1796. — Geschichte zum Belege des Reichsbeitritts zum Teschner Friedensschluss. Köln und Hannover, 1780. — Caraccioli, Leben Jos. II. Leips. 1791. — M. v. Bergmanns Gedanken eines Bajers über einige Stellen der lezthin im Druck erschienenen Anmerkungen über das Absterben des Churfürstlichen Hauses Bajern. 1778. — Joh. Aug. Reuss, teutsche Staatskanzlei. — Gebhardi, Gesch. der erblichen Rs. Stände in Teutschland. — Gmünden (G. P. von) Geschichtstabelle von Pfalzbajern, vom Erscheinen der Nazion bis zum Entschädigungsvertrage 1803.

Fol. Sulzbach, 1805. — Desselben: Zeittafel der Geschichte von Pfalzbajern. Fol. Sulzb. 1805. — Lochner (G. W. K.) historisch-statistische Uebersicht sämmtlicher Provinzen und Bestandtheile des K. Bajern. Fol. Münch. 1825. — Griesens Tabelle zur Geschichte Bajerns. Fol. Kempten, 1830. — Teutsche Geschichte von Pfister.

Es versteht sich, dass die vorgenannten Quellen und kurz bezeichnete Literatur nur für das einschlägige Thema benüzt werden konnten.

Erstes Kapitel.

Kurzgefaßte Uebersicht des dritten Bandes.

> Mag die Finsterniß auch tausend Jahre walten;
> Einmal muß sich doch das Licht entfalten.

§. 232.

Wilhelm IV., 1508 — 1550, Herzog.

Albrecht, der Weise, hatte während seiner Regirung für das Vaterland treffliche Einrichtungen gemacht. Auf seinen Wink war das moralische Vermögen des Volkes gehoben worden, und es waren Schulen entstanden, welche mit der Universität in Ingolstadt den Anfang einer wohlthätigen moralischen Helle über Bajern verbreiteten. Die von ihm gegründete Erbfolge in der Ludwigischen Linie ließ voraussehen, daß die schon so oft verlezte Einheit Bajerns wieder hergestellt werden würde. Nachdem nun Albrecht IV. der Segnungen recht viele über sein Vaterland verbreitet hatte, starb er im Jahre 1508 und hinterließ drei Söhne, Wilhelm IV., Ludwig und Ernst.

Gemäß des väterlichen Primogeniturrechtes sollte nun der älteste derselben, Wilhelm IV., die Regirung übernehmen. Derselbe war jedoch noch minderjährig, und deshalb übernahm Albrechts IV. Bruder, Wolfgang, mit Beiziehung von sechs Landschaftsverordneten, die Vormundschaft, und übergab, als Wilhelm IV. im Jahre 1511 achtzehn Jahre zählte und daher die gesezliche Volljährigkeit erlangt hatte, ihm die Regirung. Allein der zweite Bruder Wilhelms wollte auch Ansprüche auf

die Regirung machen, obgleich das väterliche Primogeniturrecht dagegen entschied. Die Streitsache gelangte vor den Kaiser; derselbe aber bestimmte an Ludwig den vierten Theil; Ernst sollte aber eine seinem Stande gebührende Apanage erhalten. Wilhelm IV., den Frieden unter Brüdern aufrecht zu erhalten, gestand seinem Bruder sogar den dritten Theil des Landes, Niederbajern mit Landshut, zu. Jedoch Ludwig bequemte sich zur gemeinschäftlichen Regirung, und dadurch wurde doch einigermassen die Einheit Bajerns gerettet.

Während beide miteinander regirten, kam die Reformazion. Martin Luther mit seiner eisernen Beharrlichkeit wurde der Gründer einer neuen Kirche. Auch viele Bajern wollten der neuen Lehre huldigen; allein Wilhelm IV. war dem heiligen Stuhle so sehr ergeben, daß er alle Bekenner der neuen Sekte, wie man das Lutherthum nannte, aus dem Lande trieb und die in der sogenannten Kezerei Beharrlichen leider nicht selten mit schweren Strafen belegte; der Tod auf dem Scheiterhaufen traf viele Bekenner. Eine herbe Zeit. Darch seine Strenge erwarb sich Wilhelm den Namen des Standhaften. Oftmals wurden zwar gegen seinen nicht selten tödtlichen Ernst in Beibehaltung der römisch-katholischen Religion Klagen erhoben; allein er berief sich auf das Tridentiner Conzilium, und dasselbe sprach über alle, selbst die bescheidensten Kezer das Anathema oder den Fluch aus. Daher blieb in Bajern die Hierarchie vorläufig beim Alten. Wilhelm IV. war zugleich Anhänger der heiligen Liga, und deßwegen konnten Dr. Luthers freimüthige Grundsäze wenig Eingang finden.

Im Jahre 1545 starb Herzog Ludwig, und Wilhelm, der Standhafte, übernahm die Regirung allein; denn sein Bruder Ernst war Erzbischof von Salzburg geworden. Den geistlichen Dingen mit voller Seele ergeben, schickte dem frommen und der römischen Hierarchie äusserst günstigen Herzog der Stifter der Jesuiten, Ignaz von Loyola, seine Bundesbrüder, Claudius Jaius, Alphons Salmeron und Peter Canisius, zu katholischen Universitätslehrern in Ingolstadt. Als er eben diesen ehrwür-

digen Vätern ein Kollegium an dem Universitätssize erbauen wollte, starb er im Jahre 1550.

§. 233.

Albrecht V., 1550 — 1579, Herzog.

Wilhelm, der Standhafte, hatte einen Sohn, Albrecht V., der Großmüthige genannt, hinterlassen. Derselbe war bei dem Tode seines Vaters zwei und zwanzig Jahre alt und konnte somit die Regirung übernehmen. Unter seiner Regirung erfolgten in Bajern besonders zweckmäßige Einrichtungen für das Kriegswesen, um bei dem nun allgemein verbreiteten groben Geschüze gegen andere Länder nicht zurück zu bleiben. Aber auch die Wissenschaften blühten in einem hohen Grade; berühmte Männer haben durch ihre Werke auch ihre Namen bei der Nachwelt unsterblich gemacht. Es wurde die Vestung um Ingolstadt errichtet, Daniel Spekle war ihr Baumeister. Mehr, als alle seine Vorgänger, leistete Albrecht, der Großmüthige, für Wissenschaft und Kunst. Er errichtete eine Gemäldegallerie, eine Bibliothek, ein Münzkabinet, eine Schazkammer und einen Antikensaal. München gewann unter seiner Regirung an Wissenschaft und Kunst aller Art; das Jesuiterkollegium in Ingolstadt wurde von ihm erbaut.

Eine Empörung zu Gunsten des Protestantismus unterdrückte er und hielt fortan, wie sein Vater, streng an den Grundsäzen der katholischen Kirche. Er erwirkte von Kaiser Rudolf II. die Bestätigung des Primogeniturrechtes und bevestigte somit die Grundsäze der Einheit des Vaterlandes auf ewige Zeit. Er gab gegen eine von den Ständen ihm bewilligte Türkensteuer von 800,000 fl. der Ritterschaft die Edelmannsfreiheit. Grosses und Gutes hatte er seinem Volke erwiesen. Nach vollbrachter Pflicht starb Albrecht V. im Jahre 1579.

§. 234.

Wilhelm V., 1579 — 1598, Herzog.

Auf Albrecht V. folgte sein Sohn, Wilhelm V., ein vorzüglicher Freund der Jesuiten, welche er für das einzige Mittel hielt, auf eine nüzliche Weise den Lutheranismus in seinem Lande zu unterdrücken oder von demselben abzuhalten; daher erbaute er den Jesuiten auch das großartige Kollegium sammt der prächtigen Kirche in München. Die Geschichte, d. h. die frommen Väter nennen ihn wegen seiner kindlichen Anhänglichkeit an die katholische Kirche auch den Gottseligen. Die Jesuiten haben ihm auch ein Kollegium in Regensburg und ein Wohnhaus in Altenötting zu verdanken. Er gründete mit dem Papste Konkordate, um auf eine gesezliche Art sein Verhältniß zur Geistlichkeit zu bestimmen. Unstreitig wirkten die frommen Väter der Gesellschaft bei ihm so Manches aus, was ein gewöhnlicher Laie nicht ausgewirkt haben würde. Zulezt wurde von ihm das Paulanerkloster in München, dann das Herzogspital, das Waisen- und Pilgerhaus daselbst erbaut. Um ungestört seine Religionsübungen mit seiner gleich frommen Gemalin, Renata, pflegen zu können, übergab er die Regirung seinem Sohne, Maximilian I. Wilhelm V. starb im Jahre 1626; die Regirung hatte er schon 1598 abgetreten.

§. 235.

Maximilian I., 1598 — 1651, Herzog und Churfürst.

Maximilian I., Sohn Wilhelms V., ein ausgezeichneter Charakter, der mehr Anderen als sich selbst Gutes geleistet hat, suchte sogleich bei seiner Thronbesteigung seine Militärmacht in einen achtungsvollen Stand zu sezen; die Verhältnisse zwischen Katholiken und Protestanten, welche die römische Curie so herb als möglich zu machen sich bestrebte, berechtigten ihn dazu. Demgemäß wurde die Vestung Ingolstadt erweitert und kräftiger vorbereitet. Bei Gelegenheit einer Besichtigung dieser

Stadt, wo er auch seine höheren Kenntnisse sich erworben hatte, besezte er die medizinische Fakultät mit ausgezeichneten Lehrern. Bald darauf begannen die Streitigkeiten mit der Stadt Donauwörth; ein Abt war während einer Prozession von den Lutheranern mißhandelt worden. Der Kaiser erklärte deshalb die Stadt in die Reichsacht, und Maximilian I. sollte dieselbe vollziehen; er that's und eroberte die Stadt. Die Einwohner, welche sich widerspenstig gezeigt hatten, mußten ohne Weiteres wieder katholisch werden.

Hiedurch aber merkten die Protestanten wohl, wie viel Gutes sie sich von den Katholiken zu versprechen hätten und schlossen deshalb ein Bündniß unter sich, die Union genannt; an der Spize dieser Union stand Churfürst Friedrich IV., von der Pfalz. Dagegen aber vereinigten sich auch die katholischen Fürsten, und ihr Bund wurde die heilige Liga genannt; an ihrer Spize stand Herzog Maximilian I. von Bajern. Die Erbitterung wuchs; der Papst und seine Jesuiten schürten reichlich das Feuer, und im Jahre 1618 entstand der dreißigjährige Krieg. Die Böhmen wählten nehmlich, empört gegen ihren König, den Kaiser Rudolf, statt ihn und seine Erben anzuerkennen, Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Könige. Dieser nahm die Krone an, und damit war der Krieg erklärt.

Maximilian I., ein vorzüglicher Freund Kaiser Ferdinands II., welcher Rudolfs Nachfolger gewesen war, rückte mit einem Heere von 30,000 Bajern, welche Graf Tilly, ein wahrer Schreckensapostel des katholischen Bundes, anführte, in Böhmen ein. Die Schlacht am weißen Berg entschied gegen Churfürst Friedrich, den erst neugeschaffenen Böhmenkönig. Er floh und hatte von nun an nicht allein sein Königreich, sondern auch seine pfälzischen Besizungen verloren. Der Kaiser erklärte den Flüchtling in die Acht und trug die Churwürde des Geächteten auf Herzog Maximilian I. von Bajern über.

Seit dieser Zeit nun — 1623 — sind Bajerns Regenten im teutschen Reichsverbande Churfürsten geblieben; neben der Churwürde aber verlieh der Kaiser dem neuen Churfürsten auch die obere Pfalz. Schrecken verbreitete sich durch die vom Feld-

herrn Tilly allenthalben errungenen Siege unter den protestantischen Fürsten. Sie schlossen sich daher enger aneinander; aber da erschien der gefürchtete Tilly, schlug die Schaaren der Union, eroberte Niedersachsen, Pommern, Mecklenburg und Holstein, und gestärkt durch solche fürchterliche Siege schien die katholische Liga einen wüthenden Triumph über die Union zu feiern. Wirklich wurde ein kaiserliches Edikt erlassen, worin den Protestanten befohlen wurde, alle eingezogenen Kirchengüter wieder zu restituiren. Wäre dieses sogenannte Restitutionsedikt ausgeführt worden, so wäre es um die Früchte der Reformazion geschehen gewesen. Wie die Katholiken dann gegen die Protestanten verfahren wären, zeigte Tilly bei der Eroberung und Zerstörung Magdeburgs.

Aber schon war der Rächer mit seinen kampflustigen Schaaren auf der Insel Rügen gelandet, Gustav Adolf von Schweden. Der grosse König brachte eine Armee von 15,000 wohl geübten Soldaten auf teutschen Boden. Die Protestanten strömten ihm von allen Seiten zu.

Bei Breitenfeld wurde Tilly geschlagen. Gustav Adolf drang nach Bajern vor. Tilly wurde bei'm Schellenberge verwundet, sein Heer geschlagen und zerstreut, Tilly selbst starb an seiner Wunde in Ingolstadt; Gustav belagerte diese Stadt, besezte mehrere umliegende Städte und hielt seinen feierlichen Einzug in der Residenzstadt München, wüthete mit Ausnahme derselben gegen alle seine katholischen Feinde, schlug die Schlacht bei Lüzen und verlor in derselben sein Leben; aber seine Tapferen hatten gesiegt.

Das Glück der Schlachten wechselte hierauf mehrfach. Im Jahre 1645 gewannen zwar die Bajern ein Treffen gegen die mit der Union verbündeten Franzosen; allein im nächsten fielen die raublustigen Schweden wieder siegreich in Bajern ein. Ein gleicher verwüstender Einfall wurde unternommen noch im Jahre 1648. Endlich wurde in Osnabrück der Friede 1650 abgeschlossen; die Protestanten behielten ihre freie Religionsübung; Maximilian aber seine Churwürde und die obere Pfalz, deren Bewohner, je nachdem Protestanten oder Katholiken bei ihnen

einkehrten, auch protestantisch oder katholisch geworden waren. Nach hergestelltem Frieden suchte der fromme Churfürst auch die tiefen Wunden wieder zu heilen, welche seinem Volke das verheerende Schwerdt des Krieges geschlagen hatte. Nachdem er für Bajern gethan, was ihm gemäß der Zeitumstände möglich gewesen war; starb er im Jahre 1651. Ihm folgte in der Regirung von Bajern und Oberpfalz sein Sohn, Ferdinand Maria.

§. 236.

Ferdinand Maria, 1651 — 1679, Churfürst.

Ferdinand Maria zählte bei seines Vaters Tod erst 15 Jahre; es wurde daher bis zu seiner Volljährigkeit eine Regentschaft eingesezt. Dieselbe bestand aus einem Verwaltungsrathe, geleitet vom Minister Kurz, und befehligt von der Churfürstin Mutter Anna. Die Churwürde administrirte der Oheim des jungen Churfürsten, Herzog Albrecht VI.

Ferdinand Maria trat die Regirung über das Vaterland im Jahre 1654 an. Er gründete die Oekonomieschule in Schleißheim, und verweilte gerne in der von Herzog Wilhelm erbauten Renatusklause. Er erbaute die Theatinerkirche in München, gleichsam als ein Opfer der Dankbarkeit für den ihm gebornen Sohn Max Emanuel. Für Kunst und Wissenschaft wurde, wie auch überhaupt für das allgemeine Beste des Landes, Vieles geleistet. Der bescheidene Churfürst, der mit vieler Thätigkeit die Wunden des dreissigjährigen Krieges geheilt hatte, der sogar die Kaiserkrone ausschlug, starb im Jahre 1679. Alle Bajern hatten ihn innig geliebt. In der Regirung folgte sein Sohn.

§. 237.

Maximilian Emanuel, 1679 — 1726, Churfürst.

Als Ferdinand Maria starb, war Maximilian Emanuel noch minderjährig. Ein Jahr lang übernahm daher der Her-

zog Max Philipp die vormundschaftliche Regirung. Im Jahr 1680 erfaßte er jedoch die Zügel derselben allein, ein kriegerischer, unruhiger und zugleich unternehmender Geist. Er zog den Oesterreichern gegen die gemeinschaftlichen Feinde der Christen, die Türken zu Hilfe. Er eroberte Ofen und übernahm dann den Oberbefehl über die ganze österreichische Armee, erstürmte Belgrad und galt als einer der tüchtigsten Krieger seiner Zeit.

König Karl II. ernannte in seinem Testamente seinen zweitgebornen Sohn Joseph Ferdinand zum Nachfolger in der spanischen Monarchie, wozu auch die Niederlande gehörten. Maximilian Emmanuel nahm deshalb auch seinen Siz als Statthalter der Niederlande in Brüssel; allein wahrscheinlich hat eine finstere politische Parthei den Prinzen vergiftet; er starb plözlich im Jahre 1699. An die Stelle des verstorbenen bajerischen Prinzen ernannte der König von Spanien, Karl, alsdann einen französischen Prinzen. Der Erblasser starb 1700; sein Tod war die Loosung zu dem berüchtigten spanischen Successionskriege. Max Emanuel trat auf französische Seite gegen Oesterreich. Ulm wurde von ihm eingenommen; aber in Tirol wurde er geschlagen. Sammt den Franzosen wurde er in der Schlacht bei Höchstadt gänzlich besiegt. Er floh in die Niederlande und wurde vom Kaiser in die Acht erklärt. Die Oesterreicher besezten ganz Bajern. Allein in Baden und Rastadt wurde der Friede wieder abgeschlossen und Max Emanuel zog im Triumph 1715 wieder als Churfürst und Landesherr in München ein. Er leistete auch manches Gute für Kunst und Wissenschaft, erbaute ein Kloster am Wallersee, und gründete im Namen seiner Gemalin das Servitinnenkloster in München. Max Emanuel starb 1716; ihm folgte ein mit seiner zweiten Gemalin erzeugter Sohn in der Regirung.

§. 238.

Karl Albrecht, 1726 — 1745, Churfürst und Kaiser.

Karl Albrecht (Albert) zählte bei seiner Thronbesteigung 29 Jahre, hatte viele Erfahrungen sich gesammelt, und ließ

für sein Vaterland hoffen, daß er manche Wunde, welche der spanische Successionskrieg geschlagen, und die sein Vater nicht ganz geheilt hatte, wieder heilen werde. Er war ein tüchtiger Krieger und ein geehrter Staatsmann. Er ist der Gründer des Georgiordens für die Krone Bajern. Karl Albrecht unterstüzte die Oesterreicher gegen ihre Erbfeinde, die Türken; da starb aber Kaiser Karl VI. Durch eine pragmatische Sankzion hatte er seine Tochter Maria Theresia zur Erbin erhoben; unser Churfürst verwarf diese Sankzion und erklärte sich zum Erben der österreichischen Monarchie; auf seiner Seite war Frankreich. Der Krieg brach somit aus. Mit abwechselndem Glücke wurde gekämpft. Es half Nichts, daß auch die Churfürsten des Reiches Karl Albrecht zum Kaiser erhoben hatten; Bajern wurde zweimal von den Oesterreichern besezt und zweimal geräumt. Endlich merkte Friedrich, der Grosse, von Preussen, daß Oesterreich durch seine Siege zu mächtig für seinen Staat werden könne und schlug sich daher zur bajerischen Parthei; die Erfolge dieser neuen Verbindung waren für Oesterreich zwar nicht demüthigend, aber doch hemmend. Endlich machte aber der Tod des Kaisers dem Streit vorläufig ein Ende. Er starb an zurückgetretener Gicht im Jahre 1754. Noch auf dem Todbette hatte er seinen Sohn für großjährig erklärt; dieser trat daher die Regirung an.

§. 239.

Maximilian Joseph III., 1745 — 1777, Churfürst.

Maximilian Joseph zählte bei'm Antritte seiner Regirung volle 17 aber noch nicht volle 18 Jahre. Was ihm jedoch an Jahren fehlte, ersezte sein hoher Geist und seine vortrefflichen Eigenschaften als Regent. Bald darauf wurde der Friede mit Oesterreich abgeschlossen.

Max Joseph, nur dem Glücke seines Volkes hold und zufrieden mit seiner Treue, gab alle seine Ansprüche an Oesterreich auf und versprach sogar dem Gemal der Maria Theresia Franz II. von Toskana seine Stimme zur Wahl eines teutschen

Kaisers. Kaum war ein Fürst von seinem Volke mehr und kindlicher geliebt, als Max Joseph; er verdiente aber auch eine solche Liebe, denn sein Streben, Bajern auf jede Art zu beglücken, war werkthätig und mit rühmlichen Erfolgen gekrönt. Er erließ durch seinen an Wissenschaft und Laune unvergleichlichen Staatskanzler, Frhrn. von Kreitmaier, ein Civil- und Criminalrechtsbuch. Er schuf günstige Verordnungen zur Emporhebung der Industrie und des Handels. Er stiftete die Akademie der Wissenschaften. Er vollendete Nymphenburg und erbaute das italienische Opernhaus an der Residenz. Kunst und Wissenschaft, vorzüglich Musik fand an ihm einen ausgezeichneten Beförderer und Freund. Er heilte, wo es ihm nur immer möglich war, die vielen Wunden langer Kriege. Er erbaute das Krankenhaus ausserhalb den Mauern seiner Hauptstadt. Er hob die Jesuitenkollegien auf, und beförderte das Schulwesen in reineren Händen.

Nachdem er während langer Friedensjahre für sein geliebtes Bajern Alles, was ihm Gutes zu leisten nur immer möglich war, geleistet hatte, starb er an den Blattern im Jahre 1777. Das ganze Vaterland weinte dem Geschiedenen Thränen des ausgelassensten Schmerzes nach, um so mehr, als er keinen Sohn zum Nachfolger hinterlassen hatte, sondern die Ludwigische Linie in Bajern schloß. Es war, als wäre jeder Familie ein geliebter Vater gestorben, als die traurige Botschaft durch die bajerischen Gauen hallte: Max Joseph ist nicht mehr. Vermöge des pavischen Hausvertrages und des albrechtischen Primogeniturrechtes fiel Bajern jezt an die rudolphische Linie, an Bajern-Pfalz.

§. 240.

Karl Theodor, 1777 — 1799, Churfürst.

Bajern, konnte man sagen, war in der That verwais't, als Max Joseph zu seinen Vätern gieng; denn sein Nachfolger konnte unmöglich jenes heilige Interesse für ein Land haben, welches zu besizen er nie gedacht hatte. Karl Theodor war der

Sohn des Herzogs Christian von Sulzbach. Er war bei dem Tode Max Josephs 53 Jahre alt. Schon der Churfürst von der Pfalz, Karl Philipp, hatte ihn, weil er selbst keinen Thronerben besessen, zum Nachfolger in seinen Ländern bestimmt, und nach dessen im Jahre 1742 erfolgten Tode wurde Karl Theodor Churfürst und Herr der Länder des Verstorbenen. Diese waren die Churpfalz, Jülich, Cleve und Berg und die neue Pfalz (Neuburg). Neben diesen Besizungen besaß er als Nachfolger seines Vaters auch die sulzbachischen Lande oder die obere Pfalz.

Jezt war er auch Herr von Bajern, also war die Gesammtmasse der bajerischen Länder wieder in einer Hand. Allein so ganz unangefochten nahm er von seinem neuen Erbtheile nicht Besiz. Kaiser Joseph II. nahm nehmlich in Oberbajern und seine Mutter Maria Theresia in Niederbajern viele und nicht unbedeutende Landstriche in Anspruch. Beide schickten Truppen in die angesprochenen Ländertheile und liessen sich ohne Weiteres huldigen. Einem so mächtigen Feinde, wie Oesterreich war, zu widerstehen, war für den neuen Herrscher eine schwierige Aufgabe.

Allein der König von Preussen, Friedrich der Grosse, merkte wohl, wohin die österreichische Politik strebe und ihre Erfolge zum Besten seiner eigenen Grösse zu vereiteln, war sein ganzer Zweck. Er fiel, als er hörte, daß österreichische Truppen mehrere Theile von Bajern besezt hätten, in Böhmen ein. Ohne daß eine Schlacht geliefert worden wäre, wurde der Friede in Teschen der Art abgeschlossen, daß Bajern seine ganze Ausdehnung, wie früher, mit Ausnahme des Innviertels, behielt und die bisherigen Erbrechte auf die Pfälzerlinien ihm versichert blieben.

Manche nüzliche Einrichtungen brachte Karl Theodor nach seinem neuen Vaterlande, dem er übrigens nie so ergeben war, wie seinem ältern, der freundlichen Rheinpfalz. Er starb kinderlos im lezten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts, getroffen vom Schlage, um einem glücklicheren Herrscher, als er war, die Thore des neunzehnten Jahrhunderts zu öffnen. Eine

hellere Zukunft sendete ihr Licht von nun an über Bajern, seine Könige und seine Völker.

§. 241.

Rückblick auf das erste Kapitel.

Wir haben früher bei der Hauptcharakteristik der Wittelsbacher den durchgreifenden Saz aufgestellt, daß ihre Dynastie für das Vaterland segenreich gewesen sei in allen Zeiten. Rechnen wir die Fehler der Theilungen mit ihren allerdings nachtheiligen Folgen ab; so finden wir jenen Saz bisher auch in den oben kurz angegebenen Zügen der Geschichte vollkommen bestätigt. Wir sahen neun Wittelsbacher vor unseren Blicken vorüberziehen, mehrere darunter groß, andere kleiner; alle gut. Allen lag das Vaterland, das angeerbte Land ihrer Väter am Herzen. Alle sorgten in diesem oder jenem Zweige für das Beste ihres Volkes. Alle waren geliebt von ihren Bajern, wie Väter von ihren Kindern, und wenn auch nicht alle im Stande gewesen sind, die Grösse ihres Vaterlandes nach Aussen zu erweitern, so haben sie doch keine Mühe gespart, im Innern desselben segensreich zu wirken. Die Regirung des Einen fügte sich so passend in die des Anderen, daß die vorgezeichnete Regentenreihe ein wahrer Väterbund für Bajern geworden ist. Nicht, wie ein mit dem Bösen auch das Gute niederreissender Strom zog die bessere Zeit in Bajerns Gaue ein. Langsam hob sich der Tag, aber desto bleibender wurde sein Licht. Nicht, wie die Sonne am Mittag, senkte die neue Aufklärung, ein erwachter verständiger Volkssinn, eine brennende Glut in die noch schwachen Geister unserer Ahnen, und zerstörte die kaum vollbrachte Schöpfung wieder; sondern wohlthätig stieg am tagenden Morgen der neueren Geschichte auch das neue Licht des Volksverstandes empor.

Die Reformazion, wenn sie auch in ihrer ersten Heftigkeit den römischen Einfluß auf das bajerische Kabinet nicht zu zerstören vermochte, hat doch wenigstens seine Kraft gemindert und mit ihrer Wahrheit die Hierarchie in bescheidenere Gränzen zu-

rückgewiesen. Die Bajern blieben durch die katholische Standhaftigkeit ihrer Wittelsbacher bei der Religion ihrer Väter; aber kein Papst hat es mehr gewagt, seinen verabscheuungswürdigen Großkirchenbann, wie über Kaiser Ludwig, zu schleudern. Wilhelms Standhaftigkeit wurde gemildert durch Albrechts Großmuth. Die Frömmigkeit Wilhelms V., der aus religiösem Sinne gern die glanzvolle Churwürde seinem größeren Sohne Max I. abtrat, erhielt auch Nahrung in dem milden Charakter dieses Fürsten, und der friedliche Sinn Ferdinand Maria's wanderte nicht ohne vielen Ruhm für das Vaterland mit seiner Mässigung hinüber auf den kriegerischen Geist Max Emanuels, und Kaiser Karl war ein nicht unwürdiger Sohn seines der Politik oft zum Opfer gebrachten Vaters. Die Tugenden Aller aber vereinte der lezte Sprosse der ludwigischen Linie, ohne auch nur einen Fehler derselben mit in das Grab der Vergessenheit zu nehmen. Karl Theodor kam und gieng als der Repräsentant einer Rudolfischen Seitenlinie. Er wurde weniger geliebt, als die vorigen; darum liebte aber auch er weniger. Eine Spannung zwischen einem neuen Herrscher und einem neuen Volke tödtet nur die Zeit. Karl Theodor schwand wie ein unerforschtes Meteor am umwölkten Himmel der Zeit vorüber und bildete in Bajern nichts Neues und nichts Altes. Unter seiner Regirung konnten die Patrioten um so besser erkennen, was die Wittelsbacher, welche wir oben nannten, für sie gewesen sind, Väter, Fürsten und Freunde. Gott segne Wittelsbach!

Zweites Kapitel.

Verfassung, Religion, Wissenschaft und Kunst am Anfange dieses Zeitraums 1500.

Erwachet ihr Schläfer, der Tag bricht an;
Arbeite ein Jeder, wer arbeiten kann!
Schnelle verflieget die goldene Zeit:
Und von der Lüge zur Wahrheit ist weit.

§. 242
Verfassung.

So oft und so lange haben wir leider furchtbare politische und moralische Gewitter über unser Vaterland hereinbrechen sehen; es wird uns wohlthun, Zeichen einer besseren Zukunft nun zu bemerken. Bajern umfaßte, als Albrecht, der Weise, die Alleinherrschaft über unser Vaterland behauptete, etwa 1000 Quadratmeilen. Die Einwohnerzahl erstreckte sich auf etwa zwei Millionen; mehrere im Lande gelegene Bisthümer, Abteien, weltliche Besizungen minderen Umfanges und Grafschaften beschränkten die herzogliche Gewalt und Souveränitätsrechte. Die Bisthümer waren, das Erzstift Salzburg, die Bisthümer Freising, Regensburg und Passau, dann die Probstei Berchtesgaden, welche in Beziehung auf ihren Umfang beinahe auch als Bisthum galt. Abteien mit größeren oder kleineren Besizungen gab's der Menge. Bajern besaß keine Churstimme; aber der Herzog gehörte mit dem Erzbischofe, den Bischöfen und Aebten, dann vielen Edlen seines

Landes zu den Reichsständen, deren Anzahl sich auf etwa 100 belief. Uebrigens gab es in Bajern unmittelbare und mittelbare Reichsstände. Die Reichsstände wurden vom Kaiser zu den Reichstagen gerufen, und hatten dort nur eine Stimme in Beziehung auf das Gesammtwohl des teutschen Reiches. Angelegenheiten im Vaterlande Bajern wurden auf den von dem Herzoge präsidirten Landtagen berathen. Durch diese war er nicht allein in seinen Souveränitäts= sondern auch in seinen Regirungsrechten beschränkt. Der allgemeine Charakter einer bürgerlichen Freiheit hieng mit der ganzen Verfassung zusammen. Herzog und Landstände bedingten ihre Gewalt hauptsächlich in zwei Dingen: im Steuerwesen und im Gerichtswesen. Steuern zu geben oder zu verweigern lag ganz in der Gewalt der Landstände. Das Gerichtswesen gehörte aber durchaus zu den herzoglichen Primitivrechten. Jedoch haben wir schon oben durch die ottonische Handveste die niedere Gerichtsbarkeit in die Hände geistlicher und ritterlicher Gutsbesizer wandern sehen, wodurch die Patrimonialgerichtsbarkeit einen weiteren Umfang erhielt. In Beziehung auf das Verhältniß der Herzoge zum teutschen Könige ist zu bemerken, daß die Herzoge Vasallen des Königs gewesen sind, welche jedoch wieder ihre Vasallen unter sich hatten. Alle Vasallen, mit Ausnahme des Herzogs, gehörten in Beziehung auf ihre rechtlichen Verhältnisse zum Kammergerichtshofe des Königs.

Neben den kaiserlichen Gerichten aber, und neben den herzoglichen gab es noch eine ausserordentliche Art von Gerichten, die, wie die Inquisition, eine wahre Geißel für die Menschheit, weniger für die Bajern als für die Franken, gewesen sind, die Vehmgerichte. Sie sprachen Urtheil über hohe Verbrechen und Sektirerei. Eine wahre Mißgeburt des Mittelalters. In Bajern jedoch konnten sie keinen festen Fuß fassen, desto fürchterlicher übten sie ihre geheime Gewalt in Westphalen. Sie hatten zwar einen guten und keineswegs verächtlichen Grund ihrer Entstehung; sie wollten nehmlich dem tief gesunkenen Rechtszustande in Teutschland aufhelfen; allein sie mußten nothwendiger Weise durch ihre fürchterliche Geheimheit ausarten und so das

tiefere moralische Gefühl der Menschen ersticken. Gesezlicher, als in den fränkischen und sächsischen Landen, gieng's in Bajern zu. Die Herzoge hatten manches Gericht von seiner Partheilichkeit gesäubert und dadurch der Gerechtigkeit Vorschub geleistet. Jedoch war der ganze Rechtszustand am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts noch von der Art, daß die Willkühr oder der gesunde Menschenverstand meistens die Entscheidungsgründe eines Urtheils bildeten. In Beziehung aber auf eine bessere Justiz war Aussicht in den Landständen gegeben. Zwar wurden noch nicht alle Interessen vertreten; denn bei den Landtagen erschienen blos die Prälaten, Ritter und Städte; allein es mußte auch diesen ihres eigenen Wohles willen daran liegen, daß der Bauern- und Gewerbsstand nicht zu tief sinke, denn eben beide Stände waren auch für die genannten Landstände die Erwerbsquellen. Nach Maaßgabe der Bedürfnisse der Zeit wurden auch in Bajern, wie in jedem teutschen Staate, die Landtage gehalten; auf denselben wurde vom Herzoge der nöthige Betreff vorgetragen, berathen und entschieden. Nach Vollendung des Landtages erschien vom Herzog die Verabschiedung, als Inhalt der gefaßten Beschlüsse. Jedoch war dieses nicht immer der Fall; denn ein Landtag hatte nicht den Zweck, die Macht des Herzogs zu beschränken oder seinen Souveränitätsrechten zu nahe zu treten, also durch oftmaliges Geltendmachen ihrer (der Landstände) Rechte gleichsam auch ihre Unabhängigkeit durch ausführliche Landtagsabschiede zu verjähren; sondern ihr Zweck bestand lediglich darin, daß die gegenseitigen Rechte aller Stände nicht beschränkt würden, also jeder Stand bei seinen Rechten bleibe.

In Beziehung auf die Administrazion des Landes lagen die Befugnisse alle in herzoglichen Händen; er ernannte seine Beamte an allen Stellen, ohne daß er die Bestätigung derselben vom Kaiser zu erholen brauchte; in seinem Hause war der Herzog mit einem Worte selbst Herr, wenn er nur nicht den Rechten derer zu nahe trat, welche mit ihm gleichsam auf einer Stufe standen, mit den Rechten der Bischöfe. Uebrigens waren die Herzoge des Vaterlandes immer noch Reichsstände

im zweiten Rang; denn ihnen gingen die Churfürsten vor. In Beziehung auf kirchliche Rechte hat der Herzog seinen Bischöfen und überhaupt dem Clerus die Competenz zu lassen, welcher jedoch wieder im Verbande mit Rom steht. Wäre die Verfassung übrigens die beste in der Theorie gewesen; so konnte sie dasselbe in der Erfahrung oder Anwendung um so weniger sein, weil die Zeit des Faustrechtes ihr allenthalben Fesseln anlegte. Maximilian I., Kaiser, hat jedoch den ewigen Landfrieden proklamirt und dadurch einer gesezlicheren Zukunft die Bahn gebrochen.

Ludwig, der grosse Bajer, hat der Hierarchie ihren giftigen Stachel genommen, und Rom wird in seinen Ansprüchen etwas bescheidener. Wir fügen noch bei, was Aeneas über Bajern der damaligen Zeit sagt: Bajern ist ein durchaus reinliches Land. Das trefflich gelegene und durch seine Paläste berühmte Salzburg ist der Siz eines Erzbischofs. Kempten und Memmingen sind berühmte Städte. Augsburg zeichnet sich aus durch Glanz, Bevölkerung, Reichthum und durch eine tüchtige Stadtverwaltung. In dem schönen Regensburg hat einst Kaiser Konrad I. den Kreuzzug gesammelt. Passau ist eine zwischen der Donau und dem Inn sehr wohl gelegene Stadt. In Aschaffenburg erholt sich der Bischof von Mainz. Würzburg ist eine herzogliche und bischöfliche Stadt und besizt ein sehr vestes Schloß. In Bamberg trifft man das Grabmal des heiligen Kaisers Heinrich. Vorchheim hat unter den fränkischen Städten einen Ruf durch sein schneeweißes Brod erlangt. Nürnberg ist eine gar prächtige Stadt mit vielen Bürgerhäusern und Schlössern. Aeneas lobt überhaupt Alles, weil er dem Vorwurfe der Zeit begegnen will, daß der Papst Ursache des teutschen Verderbens sei. Er fährt fort: „In ganz Europa hat Teutschland durch seine reinlichen und angenehmen Städte den Vorzug. In Italien findet man dergleichen Städte wohl auch; aber doch nicht schöner, als in Teutschland. Dieses Land trägt bei näherem Betracht immer die Spuren der Neuheit an sich, und man meint, die Städte seien erst gestern gebaut worden. Reichthum ist überall, weil überall Kaufleute sind. Bergwerke

gibt es auch; der Rhein führt Goldkörner mit sich. Die Taboriten finden solche auch in manchen böhmischen Flüssen. Der Beweis ist, daß man bei großen Gastmälern genug Gold und Silber hat. Die Frauen der Bürger tragen auch kostbares Geschmeide; geschweige denn erst die reich gerüsteten Ritter und ihre Frauen, dann die Kirchen mit ihren Kleinodien und sonstiger reichen Pracht.

Nach diesen Worten sollte man glauben, Teutschland sei in Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ein wahres Musterparadies gewesen und unser Vaterland darin ein kleines Elysium; allein der schlaue Römling kann der Wahrheit doch nicht vollkommen Herr werden. — Er fährt fort: Teutschland ist auch ein mächtiges Land. Seine Prälaten, Fürsten und Städte sind zwar einem einzigen Oberhaupte, dem Könige, unterworfen; aber deswegen thut von ihnen in Beziehung auf seine Unterthanen ein Jeder doch, was ihm gut dünkt. Von den grossen Prälaten sind drei Erzbischöfe die angesehensten Churfürsten. Sie sind zugleich Kanzler von Italien, Arelat und Germannien. Der Erzbischof von Trier hat die erste Stimme. Der Churfürst und Erzbischof von Köln ist zugleich Herzog von Westphalen. Den geistlichen Churfürsten sind reiche Städte und ein zahlloser Adel unterthan. Der Erzbischof von Salzburg ist geborner Legat des römischen Stuhls. Unter den Bisthümern seines Sprengels ist Passau das reichste, Regensburg das würdigste, Freising das älteste (?) und Brixen das sicherste (?). Alle diese Bisthümer haben viele Schlösser, wohlbevölkerte Städte und Vasallen genug (?). Der Magdeburger Erzbischof ist Fürstprimas von Teutschland. Viele Macht besizt auch der Erzbischof von Bremen. Der Prager Erzbischof ist durch den Hussitenkrieg arm geworden. Lüttich und Utrecht sind die beiden mächtigsten Bisthümer; jeder Bischof derselben hat 40,000 (?) streitbare Krieger. Der Bischof von Würzburg ist zugleich Herzog von Franken. Bamberg hat viele Besizungen in Kärnten, obgleich es auch in Franken gelegen ist. In Teutschland gibt es gegen fünfzig bischöfliche Kathedralkirchen. Die Bischöfe sind im Allgemeinen dort sehr

reich und verhalten sich zu den Bischöfen von Italien, wie Fürsten zu armen (?) Landpfarrern (?). Ausser den Bisthümern gibt es aber noch eine zahllose Menge von Prälaturen, Propsteien, Kanonikaten, Dekanaten, Archidiakonaten, über welche sämmtlich adelige und gelehrte Männer gesezt sind. Pfründen gibt's genug (?).

Der gute Aeneas hält die teutsche Hierarchie für sehr genügsam. — Lüttich hat für seine Hauptkirche allein siebzig und noch mehr Pfründen. Viele reiche Klöster sieht man auch überall; da werden viele Mönche ernährt — oft übernährt — und eine grosse Gastfreiheit gespendet. Der teutsche Orden besizt ein wahrhaft königliches Ansehen. Die Menschen der regirenden geistlichen und weltlichen Herren sind gar nicht aufzuzählen. Unter ihnen gibt es nicht selten tapfere Männer und tüchtige Feldherrn. Welche Macht könnte Teutschland sein, wenn alle seine Fürsten vereinigt wären. — Hier hat Aeneas vollkommen recht, wenn . . . . —

Die Reichsstädte in Teutschland besizen vollkommene Freiheit, und es ist bei ihnen nicht, wie in Italien, wo in Florenz, Venedig und anderen grossen Städten nur die Vorstände der Bürger Herren, die Bürger selbst aber Sklaven sind. Ueberhaupt ist in Teutschland Alles lieblich und heiter, und man freut sich dort so recht seines Lebens (?). Niemand wird beraubt (???). Jeder besizt sein Erbe unangefochten (?). Es gibt keine Partheien (?!), wie in Italien. — Man sieht, daß Aeneas eben kein Meister der Logik ist. — Reichsstädte zählt man gegen hundert, zerstreut an den Hauptflüssen, in Mitte des Landes und an der Küste; alle bilden eine Gegenmacht wider die Fürsten. — Und doch sagt der schlaue Aeneas, es gibt keine Partheien. — Aus der alten barbarischen Zeit sind allein die Raubritter noch übrig. — Und doch sagt der überkluge Aeneas, man lebe in Teutschland so recht lieblich und heiter!! — Allein die Raubritter werden mit dem Tode bestraft, (vorausgesezt, daß man sie erwischt). Die Gerichte und andere öffentliche (?) Akte werden von einsichtsvollen und gebildeten Männern geleitet. — Schade, daß nicht Alles, was Aeneas sagt, wahr

ist. — Das Recht und die anderen(?) Wissenschaften werden überall(?) gelehrt. Freundlich nimmt man Fremde auf und pflegt sie auf eine liebevolle Art. — Das glauben wir dem Aeneas auf's Wort; denn die guten Teutschen haben sich gar oft um die Fremden mehr bekümmert, als um ihre eigenen Landsleute. — Die Knaben lernen eher reiten, als sprechen; sie sizen unbeweglich auf den Rossen und sind fest im Sattel. Sie haben lange Lanzen, welche sie ihren Herren nachtragen, und sie sind im Stande Frost und Hize gleichmäßig zu ertragen. Sie scheuen keine Arbeit. Schwaben und Franken sind immer bewaffnet; ihre Waffen tragen sie so leicht, als ihre Glieder. Adelige und Bürger haben in ihren Häusern Waffenvorräthe. Sie verstehen Rosse zu tummeln, Pfeile zu schiessen, Lanze, Schild und Schwerdt zu führen und Geschüze zu gebrauchen. Die teutschen Waffenwerkstätten sind die besten. — Hier fehlts dem guten Aeneas an einer geläuterten Statistik. — Die Teutschen giessen auch grosse Büchsen, die sie erfunden haben. Die Verfeinerung ist in Personen(?) und Sachen so weit gediehen, daß nur noch die Sprache an die alte Barbarei erinnert. — Das muß ein gar feines Volk sein, welches noch barbarisch spricht!!!

Wenn Ehrvest (Ariovist), Gannaskus, Malorix oder Civilis wieder kämen, so würden sie zwar den grossen Bären und andere Gestirne wieder finden, aber den Boden, die Städte und Sitten der Einwohner (Teutschlands, nicht des grossen Bären) würden sie nicht mehr erkennen. — Das glauben wir dem Aeneas wohl, aber daß sich die genannten Herrn mit der Astronomie so sehr beschäftiget hätten, als der fromme Mann glaubt, daran zweifeln wir sehr. — Freilich ist das Reich seit Karl dem Großen sehr gesunken und seit den Friedrichen tief gefallen, aber die Ursache davon ist nicht das Geld, welches die päpstliche Kammer bezieht; sondern die veränderten Sitten der Teutschen. Ihr Teutsche seid nicht mehr jene Welteroberer. Euere Uneinigkeit ist die Ursache eueres Verfalls; denn ihr wollet Alle regiren und Keiner von euch will gehor-

chen. Von den Fürsten und Bischöfen hat Rom weniger zu fürchten, als von Einzelnen, die sich gelehrt dünken. — Und wahrscheinlich dem hochtrabenden Papstthume die Wahrheit etwas derber, als Aeneas die seinige, sagen wollen. Wie viel von dem lieblichen Teutschland, wie uns dasselbe der unschuldige Aeneas schilderte, also auch von der parziellen Glückseligkeit unseres Vaterlandes, zu halten sei, ist nicht schwer zu enträthseln. Wer die Geschichte bisher ganz inne hat, wird auch die vagen Worte eines heuchelnden Römlings zu würdigen wissen, dem es an nichts als an Wahrheit fehlt. Ob der Papst am Verfalle der Sitten Ursache war oder nicht, werden wir hören.

§. 243.

Religion.

Es war eine unabweisliche Nothwendigkeit, daß das Papstthum durch seine übertriebenen Ansprüche auf die weltliche Gewalt an Würde und religiöser Heiligung immer mehr bei den Nazionen verlieren mußte. Man begann schon heftiger zu zürnen über die politischen Lasterhaftigkeiten des sogenannten göttlichen Statthalters. Allmählich sah man ein, daß dem heiligen Vater kein Mittel zu schlecht sei, um seine weltliche Macht zu erweitern, und daß er neben dem römischen Kaiser selbst darauf denke, Oberherr der abendländischen Welt zu werden. Maximilian I. wußte diese glückliche Volksstimmung zu benützen, und ohne den Papst zu fragen, erklärte er sich selbst zum römischen Kaiser. Der heilige Vater aber gab nach; denn obgleich das Nachgeben nicht seine Sache war, bis auf das Aeusserste wollte er es doch nicht kommen lassen. Uebrigens gab es in Teutschland und vorzüglich auch in Bajern einen kizlichen Punkt, der dem Papste und seinem Anhange den sicheren Halt in den Gemüthern des Volkes raubte; das Geld. Jeder Papst hatte Geld nöthig, und Geld konnte er von den kaufmännischen Händen der Italiener bei Weitem nicht so leicht beziehen, als von den gutmüthigen teutschen Sparkassen. Im teutschen Fegfeuer gabs gar viele arme Seelen zu erlösen, und

der Klerus vom Diakon bis zum Papste versäumte nicht, sich die erlösende Gewalt tüchtig zahlen zu lassen.

Ludwig, der grosse Bajer, hatte zwar der dreifachen römischen Krone manchen Edelstein wanken gemacht und den Schleier, der die Absichten der heiligen Väter verdeckte, ziemlich gelüftet; allein im fünfzehnten Jahrhundert trug das Volk noch immer gerne die heiligen Fesseln. Tüchtige Männer jedoch sahen wohl ein, wohin es mit der Religion kommen müsse, wenn der Klerus, und zwar meistens der höhere, ungestraft seine Sittenlosigkeit fortan treibe, und das Volk im Aberglauben und in der Finsterniß länger sich herumwälze. Der Ernst und der heftige Eifer Weniger aus dem Volke fand aber bald Nachahmung. Die Scheiterhaufen, auf welchen die heilige Eiferung des römischen Papstes einen Huß verbrennen ließ, hatten mit seinem Tode noch nicht seine Nachfolger verbrannt. Wir haben den Hussitenkrieg mit seiner fanatischen Wuth gesehen. Die Päpste sind aber troz diesen blutigen Mahnungen einer neu erwachenden helleren Zeit nicht besser geworden. Wir wollen einige derselben näher beleuchten.

Pius II. war ein Mann, der in den klassischen Alterthümern genau unterrichtet war und Gelehrsamkeit und Kunst hoch schäzte. Er trägt den Ruf eines erleuchteten Fürsten; aber nach ihm gab's heilige Väter, die oft nicht werth waren, Menschen zu sein; denn ihr ganzes Leben war eine Fortsezung von Wohlleben und Pracht. Ablässe aller Art wanderten in die frommen Stuben der Christen, und um den päpstlichen Hof zu bereichern, wurden Aemter und Würden, Heiliges und Unheiliges an die Meistbiethenden verkauft. Von Innozenz VIII. an konnte ein Verbrecher sich sogar das Leben erkaufen, denn am päpstlichen Hofe galt der Grundsaz:

„Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß „er zahle und lebe."

Der heilige Vater Innozenz VIII. scheute sich nicht, seine unehelichen Kinder öffentlich auszustatten. Was er that, konnten ja seine Brüder und Söhne, die Bischöfe auch thun. Alexander VI. machte es seinem Vorgänger auch glücklich nach.

die Ausschweifungen, womit ihn die Geschichte brandmarkt, sind von seltener Art. Mit einer alle sittlichen Gefühle empörenden Frechheit saß seine Beischläferin, Julia Bella, die ganz Rom kannte, neben dem heiligen Vater, als seine Tochter, Lucretia — ein gewaltiger Unterschied zwischen ihr und der keuschen Römerin dieses Namens, — durch Se. päpstliche Heiligkeit willkührlich von ihrem ersten Gatten geschieden, sich mit Alexander von Besaro vermählte. Der Apostelfürst und Statthalter Gottes auf Erde hatte übrigens noch zwei Söhne, Johann Borgia und Cäsar. Jenen machte er zum Herzog von Benevent, diesen zum Cardinal. Später dispensirte er ihn wieder von seiner geistlichen Würde und gab ihm die Schwester des Königs von Navarra zur Ehe. Hierauf wurde der dispensirte Cardinal, nun Ehemann, durch den Einfluß seines heiligen Vaters Herzog von Valentinois und Befehlshaber der päpstlichen Armee, in welcher er hinter den Verbrechen seiner Eltern durchaus nicht zurück blieb. Das war aber Alles noch nicht genug; seine saubere Tochter Lucretia lebte mit ihrem Vater in einem skandalösen Verhältnisse. Giftmischereien waren für Alexander VI. Kleinigkeiten. Er war eben so gut im Meuchelmorde geübt, wie in der Wollust. Ein glücklicher Weise von ihm irrig erwischtes Gift, welches durch seinen sauberen Sohn für den Cardinal Corneto gemischt war, befreite die Welt von dem Ungeheuer. Guicciardini nennt seinen schwarzen Leichnam eine Schlange, welche die Welt angesteckt hätte. Diese Bezeichnung mag zwar treffend sein; aber sie ist noch viel zu schwach für diesen neronischen Antichristen. Was mag wohl die Religion bei einem solchen Ungeheuer gewonnen haben? Sie hat viel gewonnen; denn die Augen der Besseren und Verständigeren wurden jezt heller über den sogenannten heiligen Stuhl.

Würdig seines Vorgängers war Papst Julius II. Derselbe war nicht zufrieden mit dem Uebermasse im Trinken; sondern er ließ sich auch die Wollust gut schmecken. Nach ihm kam Leo X. auf den heiligen Stuhl, der ein besonderer Freund von guten Bissen gewesen ist. Einige sagen, er habe auch widernatürliche

Wollust getrieben. Das Geld war in seinen Händen ein Spielwerk; denn er warf nicht selten Goldstücke unter die Römer, wenn sie zusahen, wie ihr Kirchenfürst Karten spielte. Neben den bösen Eigenschaften der genannten Päpste möchten wir nun auch die guten nennen. Diese bestehen darin, daß die Päpste in Rom Kunst und Wissenschaften beförderten; aber nicht um eine hellere Zeit durch sie zu erzeugen, sondern um ihrem Hofe neben dem politischen Glanze auch einen ästhetischen zu verleihen.

So standen die Verhältnisse des römischen Stuhls, als in Teutschland die Meinung immer reger wurde, man möge ein allgemeines Conzilium berufen, um die fürchterlichen Mißbräuche der geistlichen Gewalt zu entfernen, und eine heilsame Verbesserung in der christlichen Kirche einzuführen. In der That wirkte auch das Conzilium zu Basel auf diesen Saz hin. Auf demselben wurde nehmlich beschlossen, daß der Papst einem Conzilium untergeordnet sei, und daß ein solches Conzilium alle zehn Jahre gehalten werden müsse, wo der Papst jedesmal die Pflicht habe, sich seinen Beschlüssen zu unterwerfen. Ferner sollen die Päpste in Zukunft in Beziehung auf die Bischöfe kein weiteres Recht haben, als dasjenige, dieselben zu bestätigen; alle Reservazionen und Provisionen sollen also in Zukunft aufgehoben sein; eben so sollen alle päpstlichen Taxen abgeschafft werden. Dann soll es fernerhin nicht mehr als zwanzig Kardinäle geben, von denen wenigstens ein Drittheil aus Gelehrten bestehen müsse; zulezt sollen auch die Mißbräuche der päpstlichen Jurisdikzion aufhören und zur Entscheidung streitiger Rechtsfälle eine Kommission von dem Papste ernannt werden, um dadurch die Nothwendigkeit zu beseitigen, daß die Partheien persönlich sich in Rom stellen sollten.

Daß solche Beschlüsse nicht in's Leben treten würden, war voraus zu sehen. Der Papst konnte sich unmöglich gefallen lassen, gleichsam durch einen Schlag seine politischen Erwerbsquellen vernichtet zu sehen. Die Baseler Kirchenversammlung sezte zwar 1439 den widerstrebenden heiligen Vater Eugen IV. ab; allein die Teutschen in ihrer anerkannten

Langmuth entschieden sich nicht für den vom Conzilium erwählten Papst Felix V., früher Herzog Amadeus von Savojen. Der schlaue Aeneas Sylvius, dessen Wahrheitsliebe wir schon kennen gelernt haben, wußte das Baseler Conzilium sammt seinen vernünftigen Beschlüssen zu verdächtigen, so daß zulezt die alten Mißbräuche troz den vereinten Forderungen der Zeit blieben, ja sich noch vergrößerten.

Während sich so der Tag von der Nacht auf ruhiger Bahn des Fortschreitens nicht trennen wollte, während in ganz Teutschland die Gemüther durch den Hussitenkrieg in eine düstere Gährung oder in eine fluchwürdige Gleichgültigkeit sich versenkten, trieben der Aberglaube und die Sittenlosigkeit in Bajern besonders ihr Unwesen. Da feierte man Prozessionen, kaufte sich Ablaßzettel, beichtete, kommunizirte und trieb die Wollust auf die schaamloseste Art. Wallfahrten und Lüderlichkeiten waren gleich bedeutend. Der Klerus begünstigte die Ausschweifungen; denn er trieb sie selbst. Man glaubte an den Teufel und jeden denkbaren Anhang von ihm, Hexen und Gespenster. Die Geistlichen beförderten diesen Aberglauben selbst, besonders die Klöster, denn ihre würdigen Väter mußten gegen baare Bezahlung oder Naturallieferungen den Teufel austreiben, wo sie ihn nur immer finden konnten, und sie fanden ihn oft, wenn es ihnen daran lag, denselben zu finden. Die Zigeuner trieben ihr Unwesen auch im Lande; da wurde überall wahrgesagt, und traf hie und da wirklich etwas zu, so war der Zigeuner natürlich mit dem Teufel im Bunde, er wurde verbrannt oder man verschwieg seine Kunst und trieb sie im Geheimen weiter. Kurz die Bajern waren moralisch erschlafft oder verderbt. Die christliche Erziehung des Volkes war ganz vernachlässigt, und dennoch ließ der Pabst nicht ab, die Gemüther fortan niederzudrücken, sie zu belasten mit Fesseln, von denen das ganze Christenthum auch nicht ein einziges Glied aufzuweisen hat. Aber aus diesem beständigen Kampfe zwischen Wahrheit und Lüge, zwischen Thierheit und Menschlichkeit trat endlich die Erlösung hervor; ein hell leuchtendes Gestirn in der schwärzesten Nacht, die Buchdruckerkunst. So lange die Menschheit existirt,

wurde keine Erfindung von höherem Werthe, als diese gemacht. Böses und Gutes konnte durch sie gleich kräftig in die Welt treten; aber ihre Riesenarme können von nun an in alle geheimen Schlupfwinkel des Lasters greifen, und die Wahrheit muß durch ihre Gewalt einmal aus dem Chaos der Lüge heraustreten. Die Buchdruckerkunst ist es, welche die Menschheit um Jahrtausende vorwärts trug; denn ohne sie wäre der langsame Gang der Zeit langsam geblieben und hätte vielleicht, unterstützt durch verbrecherische Interessen der einzelnen Menschheit, diese ganz wieder in das Grab der moralischen Barbarei zurückgedrängt, aus welcher sie bald so glänzend hervortrat. Nicht mehr, wie Jahrhunderte hinfort, sollte die Idee des Einen das Gemeingut Weniger sein. Der menschliche Geist sollte von nun an hervortreten mit all seinem Glanze und seinem Dunkel, damit der Unbefangene einmal fähig würde, die Wahrheit in ihrem vollen Lichte zu erkennen.

Johann Guttenberg war der Erfinder der Buchdruckerkunst. Derselbe schuf eine Presse mit hölzernen und bleiernen Lettern; da aber sein Vermögen nicht hinreichte, die Erfindung zu vervollkommnen, so zog er von Straßburg, wo er sich bisher aufgehalten hatte, nach Mainz. Hier verband er sich mit einem reichen Goldschmiede, Johann Faust genannt; beide erfanden unter besonderer Mitwirkung ihres Gesellen, Peter Scheuffer, die gegossenen Lettern. Da nun Guttenberg mit Faust in einen Streit gerieth; so trat er demselben alle bisherigen Erfolge seiner Erfindung ab, und seit dieser Zeit, 1455, gaben sich Faust und Scheuffer für die Erfinder der Kunst selbst aus. Wahrscheinlich ahnend, welchen Einfluß die Buchdruckerkunst auf die politischen und moralischen Verhältnisse der Welt haben werde, schrieen die Mönche den Faust für einen Verbündeten des Teufels aus, und der Verläumdete zog sich von der Welt zurück. Die geistlichen Herren und mit ihnen das leichtgläubige Volk sagten, der Teufel habe ihn geholt. Die Erfindung jedoch ging nicht verloren; viele Städte legten Druckereien an, und so wurden denn die Erzeugnisse des menschlichen Geistes bald auf die schnellste und allgemeinste Art verbreitet. Allmählig

traten die einseitigen Wissenschaften aus den düsteren Zellen der Klöster heraus, und manche Familie, die früher zur Noth schreiben und lesen gelernt hatte, befreundete sich jezt mit Kenntnissen aller Art. Es entstanden allmählig kleinere, bald grössere Gesellschaften, deren Interesse blos die Wissenschaften gewesen sind. Durch sie wurde mit Beihülfe der Buchdruckerkunst die Wissenschaft allmählig zum Gemeingute der Menschen gemacht, und der zarte Saame ließ baldige und großartige Früchte hoffen. Bei'm Beginnen des sechzehnten Jahrhunderts wurden vom ehemaligen Professor der Universität Ingolstadt, Konrad Celtes, zwei solche Gesellschaften, eine in Wien und die andere am Rhein, errichtet.

Wie viel Gutes durch all dieses für das reinere Christenthum geleistet werden konnte, war voraus zu sehen. Jezt konnten die päpstlichen Ansprüche mit mehr Gründlichkeit und Eifer untersucht, geprüft, angenommen oder verworfen werden. Kurz es nahte eine hellere Zeit.

§. 244.

Wissenschaft.

Bisher war die Wissenschaft, in so fern von einer solchen in einer höchst befangenen und einseitigen Zeit die Rede sein konnte, Eigenthum der Klöster, höchst seltener italienischer Gelehrten gewesen. Die in Teutschland neu entstehenden Universitäten lockten sie aber aus diesen einseitigen Schlupfwinkeln hervor; die hohe Schule in Ingolstadt war auch für unser Vaterland ein gediegenes und segenvolles Institut. Wenn auch die Kenntnisse damals nicht von der Art waren, daß man ihren Umfang einen systematischen nennen konnte: so stellten sie sich doch als mächtiger Hebel gegen den Papismus und Scholastizismus dar.

Der Bischof von Eichstädt war Kanzler der Universität in Ingolstadt, und viele ausgezeichnete Professoren schmückten diese Hochschule. Ein Dekan leitete für jede Fakul-

tät die Art und Weise des Unterrichtes; ein Rektor, dessen Würde je ein halbes Jahr dauerte, war der polizeiliche Vorstand der Anstalt selbst; Doktoren und Magister waren Lehrer der nicht selten ausgezeichneten Schüler, welche diese Hochschule besuchten. Alle Lehrer wohnten in einem Hause beisammen, die Studenten aber in Bursen, deren es eilf gab. Es wurde gelehrt: Philosophie, Jurisprudenz, Theologie und Medizin; sogar Mathematik und Astronomie. Diese lezteren waren aber natürlich von sehr seichter Natur; besonders die Astronomie, die mehr Sterndeuterei, als mathematische Kenntniß des gestirnten Himmels gewesen ist.

Männer, deren Verdienst allerdings einen geschichtlichen Werth hat, waren: Johannes Engel von Aichach, Lehrer der Astrologie in Wien; Georg Peurbach, Professor in Ingolstadt, ein emsiger Beobachter der Gestirne; Johannes Regiomontanus, welcher die erste Kometenbahn berechnete, und dessen Schüler, Bernard Walter. Von bedeutenden Fortschritten in der Naturwissenschaft und damit verwandten Medizin ist in Bajern bei dem Beginne dieses Zeitraums noch wenig Spur; ebenso stand es mit der Rechtswissenschaft. Ludwig, der Große, hatte zwar ein Rechtsbuch, oder vielmehr einen Zusammenfluß von allerlei Partikularrechten und Ortsgewohnheiten herausgeben lassen; allein dem Werke mangelte theils der nöthige Umfang, dann, und ganz vorzüglich, die wissenschaftliche Begründung im Systeme. Prozessualische Bestimmungen in Beziehung auf civil- und criminalrechtliche Verhältnisse, dann Bestimmungen über die Emphyteusis (Oedrecht genannt), sammt allen damit verwandten Lehren bildeten den Hauptinhalt. Das Gesezbuch wurde öfters verbessert und mit neuen Rechtslehren vermehrt. Die Geschichte der damaligen Zeit fand desto mehr Bearbeiter; freilich kann von einem wissenschaftlichen historischen Werke durch sie nicht die Rede sein; allein, wenn sie auch oft blosse Annalisten waren, so lieferten sie doch wichtige Beiträge der Ereignisse jener Zeit für die späteren Geschichtsforscher. Vitus Arnpeck, Kaplan in Landshut, schrieb chronologische Annalen über Bajern und Oesterreich. Er starb 1499.

Ein Jahrbuch der bajerischen Herzoge schrieb Andreas Presbyter von Regensburg; eine Augsburger Geschichte verfaßte Burkard Zink von Memmingen. Unter vielen verdienen Erwähnung der Abt, Angelus Rumpler; Hans Ebran, Ritter von Wildenberg; Veit Stopfer, von Landshut; Johann Staindel von Passau; Thomas Eberdorfer von Haselbach und Andere. Ausgezeichnet als Alterthumsforscher war Konrad Peutinger, Stadtschreiber von Augsburg, nach ihm wurde die bekannte **Tabula Peutingeriana** genannt, die eine sehr schäzbare Quelle zur Kenntniß des römischen Bajerns ist. Neben den ernsteren Studien der Geschichte blühte in Bajern auch die Dichtkunst, Malerei und Musik empor. Guido von Arezzo, der Erfinder des Notensystems, ein Benediktinermönch, hatte schon seit dem eilften Jahrhundert zur Ausbildung der Musik sehr Vieles beigetragen. Konrad Paulmann verdient in Beziehung auf tiefe Kenntnisse musikalischer Verhältnisse rühmliche Erwähnung. Uebrigens sammelten sich die wißbegierigen Jünglinge des Vaterlandes nicht allein in der Heimat, sondern im gelehrten Teutschlande oder in Italien Kenntnisse. In Teutschland blühten allenthalben Universitäten; gediegener, als hier, in Italien.

Dorthin hatten sich nehmlich die Griechen mit ihrer Gelehrsamkeit geflüchtet, als die Türken ihr Reich zerstört hatten.

Im zwölften Jahrhundert schon blühten in Italien die Universitäten Bologna für Rechtsgelehrsamkeit, Salerno für Arzneikunde; auch in Frankreich begann die Universität von Paris für Theologie und Philosophie zu wirken; in England hob sich die Wissenschaft an der Universität in Oxford. Folgender Ueberblick wird lehren, wo und wann man in verschiedenen Ländern der Wissenschaft durch die Gründung nachbenannter Universitäten Opfer brachte. Neapel gegründet 1224; Toulouse 1228; Salamanca 1240; Padua 1250; Montpellier 1289; Lissabon 1290; Cambridge 1302; Rom 1313; Pisa 1338; Prag 1348; Pavia 1361; Wien 1365; Heidelberg 1386; Köln 1388; Erfurt 1392; Krakau 1400; Würzburg 1402; Leipzig 1409; Valencia

1410; Cremona 1413; Rostok 1419; Löwen 1426; Florenz 1438; Bordeaux 1441; Trier 1450; Glasgow 1454; Greifswalde 1456; Freiburg 1457; Basel 1459; Jngolstadt 1472; Saragossa 1474; Upsala 1476; Tübingen 1477; Mainz 1477; Kopenhagen 1479 — alle diese Universitäten ließen mehr oder weniger hoffen, daß es in Zukunft unmöglich sei, die alte Barbarei der Gemüther zurück zu führen. Zwar verlegte man sich auf den neu gegründeten Universitäten ganz vorzüglich auf Theologie und scholastische Philosophie, und es wurde oft viel unnüzer Wortkram und Pedanterei getrieben; allein die Zeit konnte nicht auf Einmal mit Riesenschritten vorwärts gehoben werden. Ein merkwürdiger Beweis dieses Sazes ist, daß Thomas Eberdorfer von Haselbach ein und zwanzig Jahre über das erste Kapitel des Jesaias gelesen hat und dennoch damit nicht fertig geworden ist. Jedoch die Humaniora fanden auch ihre Verehrer und besonders sie liessen voraussehen, wie wenig es möglich sei, dem freien Forschen des menschlichen Geistes forthin Schranken zu sezen.

§. 245.

Kunst.

Die erste und merkwürdigste Kunst jener Zeit ist gewiß die Buchdruckerkunst; allein neben ihr blühten auch edlere Schwestern empor; die Dichtkunst, Musik, Poesie und Malerei. Kaiser Maximilian war selbst Dichter und eine seiner ersten Sorgen war, die Begründung der Poesie allenthalben zu erzielen. Die Minnesänger hatten in Hans Sachs ihr Handwerk geendet, und nach ihnen wurden selbst vom Kaiser an seinem Hofe poetische Uebungen gemacht, welche nicht selten eben so glücklich ausfielen, wie die Turnirspiele. Die teutsche Sprache gewann nach und nach mehr Einfluß auf das öffentliche Leben, und nicht ungerne las man die Siegeslieder des Veit Weber. Oelmalerei und Kupferstecherkunst beförderten die Verständlichkeit manches poetischen Ergusses.

In Bajern nahm unter allen Künsten, für die allerdings ein anderer Boden zu dieser Zeit fruchtbarer gewesen war, als der unsrige, die Musik eine vorzügliche Stelle ein. An der Kapelle Albrechts V. dirigirte selbst der berühmte Orlando Lasso, und vor ihm unter Albrecht, dem Weisen, der blind geborne schon obenerwähnte Paulmann.

§. 246.

Rückblick auf das zweite Kapitel.

Die Menschheit schreitet vorwärts; der Weg zu einer schöneren Zukunft wird, wie wir bemerkten, allmählich breiter, und der menschliche Geist gewinnt mehr und mehr an Selbstständigkeit. Die Klöster in Bajern haben viele Schäze einer alten Gelehrsamkeit bewahrt und unbefangen haben selbst Päpste Kunst und Wissenschaft unterstüzt, ohne zu ahnen, daß diese ihre Unterstüzungen den nächsten Weg zur christlichen Reform bahnen würden. Wir danken ihnen die Gründung vieler Universitäten, wenn auch nur mittelbar; aber der Papst konnte auch die Bestätigung zur Gründung einer Hochschule verweigern und seine Verweigerung hätte das Gute und Nüzliche gelehrter Anstalten noch lange aufschieben können. Auch Ingolstadt mußte die päpstliche Erlaubniß zur Geburt seiner Universität nachsuchen, diese wurde gegeben, und wir Bajern können heute noch dem Herzoge Ludwig nicht genug danken für dieses segenvolle Institut. Zwar mußte das Volk seine ehrwürdigen oft rauhen Sitten aus der düstern Zeit des Mittelalters ablegen und dafür den lockeren Pfad der feineren Unsittlichkeit nicht selten betreten; aber aus dem erkannten Bösen ließ sich doch auch auf das gediegenere Gute schließen, und so sehen wir, wie die neu erwachende Zeit unendlich viel Stoff für die Herzoge unseres Vaterlandes lieh, ihre Bajern nach und nach zu einer gediegenen Reife zu heben. Das Sittenverderbniß hatte freilich auf eine verabscheuenswerthe Art zugenommen, eben so der Luxus und die öffentliche Falschheit; aber tüchtige Verordnungen der geist-

lichen und weltlichen Gewalt konnten manchem Uebel steuern, das mit seinen traurigen Folgen herein zu brechen drohte. Leider hat der Klerus am Meisten sein Schärflein zum Sittenverderbnisse beigetragen; aber auch er mußte nach und nach einsehen, daß ihm eine höhere Pflicht das Niedrige der Leidenschaft verbiete.

Drittes Kapitel.

Wilhelm IV., der Standhafte *).

Wer das Grosse nicht mit rascher Glut erfaßt,
Ist deswegen sicher noch kein Mann,
Der vor dem Strom der Zeit erblaßt.

§. 247.
Abstammung, Familie und Charakteristik Wilhelms IV., des Standhaften.

Wilhelm IV., der Standhafte wegen seines Festhaltens an der Religion seiner Väter genannt, war ein Sohn Herzog Albrechts IV., des Weisen. Er war geboren am 23. Novem=

*) Da Albrecht, der Weise, Vater Wilhelms IV., und somit Gründer und Stammvater der nachfolgenden bajerischen Herzoge und Churfürsten gewesen ist, so sezen wir nachholend seine Abstammung und Familie bei. Die Charakteristik liegt ohnehin vollkommen in seinem Beinamen.

Albrecht IV., der Weise genannt, war ein Sohn Herzog Albrechts III., des Frommen. Er war geboren den 15. Dezember 1447, vermählte sich 1487, und starb am 17. Mai 1508. Er liegt in der großen Tumba in der Metropolitankirche in München begraben.

Seine Gemalin war die Tochter Kaiser Friedrichs III., Kunigunda, eine treffliche Frau, der das Wohl ihres Volkes wie das ihres Gatten gleichmässig am Herzen lag. Sie war geboren am 16. Mai 1465. Die Vermählung mit ihrem herzoglichen Bräu=

ber 1493, sonach der Erstgeborne unter seinen Brüdern und als solcher nach dem Tode seines Vaters und gemäß des von diesem gegründeten Primogeniturrechtes, allein zur Erbfolge und Regirung bestimmt. Da er bei dem 1508 erfolgten Tode seines Vaters minderjährig war; so wurde die vormundschaftliche Regirung durch eine Regentschaft geführt. Im Jahre

---

tigam erfolgte in Innsbruck im Jahre 1487. Sie starb am 5. August 1520 im Kloster Bittrich zu München, und liegt an der Seite ihres Gemals in der grossen Tumba begraben.

Beide erzeugten folgende Kinder:

1) Sidonia, geboren 1488; wurde verlobt mit dem Churfürsten Ludwig von der Pfalz und starb als Braut 1506;
2) Sybilla, geboren 1489, vermählte sich 1511 am Pfingstfeste mit dem obengenannten Bräutigam ihrer Schwester, Pfalzgrafen und Churfürsten Ludwig von der Pfalz und starb im Jahre 1519;
3) Sabina, geboren am 11. April 1492, vermählte sich mit Herzog Ulrich von Würtemberg im Jahre 1511; wurde sehr hart in ihrer Ehe behandelt und starb am 30. August 1564 am Schlagflüsse in Nürdingen. Sie liegt in Tübingen begraben;
4) Susanna, die schon in der Wiege starb;
5) Susanna, geboren 1502 am 2. April, vermählte sich mit dem Markgrafen Casimir, Sohn des Markgrafen Friedrichs von Brandenburg im Jahre 1518, den 24. September in Augsburg; dann zum Zweitenmale mit Otto Heinrich, Herzog von Neuburg 1529. Sie starb am 12. März 1543 und liegt in der großen Tumba der Frauenkirche begraben;
6) Wilhelm IV., der Standhafte, Nachfolger des Vaters. S. oben.
7) Ludwig, geboren den 18. September 1495 in München; regirte eine Zeitlang mit seinem Bruder gemeinschaftlich, und starb unvermählt am 21. April 1545;
8) Ernst II., geboren am 13. Juni 1500, wurde Bischof von Passau im fünfzehnten und Erzbischof von Salzburg im vierzigsten Jahre. Er resignirte freiwillig und zog auf seine Herrschaft Glaz in Böhmen, wo er am 6. Dezember 1560 starb und nach München in die grosse Tumba begraben wurde.

1511 aber trat der achtzehnjährige Herzog die Regirung selbst an, kam aber in Streit mit seinem jüngern Bruder Ludwig, welcher ebenfalls an der Regirung Theil nehmen wollte. Derselbe brachte es durch einen kaiserlichen Ausspruch wirklich dahin, daß er Mitregent werden durfte; aber diese Mitregentschaft verwandelte sich in eine Alleinherrschaft für Wilhelm durch den im Jahre 1545 erfolgten Tod seines Bruders Ludwig. Wilhelm starb am 6. März 1550 eines plözlichen Todes, und liegt in der grossen Tumba der Frauenkirche begraben.

Er hatte sich vermählt mit Maria Jakobäa, Tochter des Markgrafen Philipps von Baden. Die Vermählung erfolgte am 3. Oktober 1522. Seine Gemalin war geboren am 25. Juni 1507. Sie starb am 15. November 1580, und liegt an der Seite ihres Gemals begraben. Sie war eine stattliche Frau und für ihre Kinder eine ernste Mutter, für ihren Gatten ein treues und liebevolles Weib.

Aus dieser Ehe wurden folgende Kinder erzeugt:

1) Theodo. Derselbe wurde geboren am 10. Februar 1526, und starb zu Wolfrathshausen im siebenten Jahre seines Alters 1534. Er liegt in Andechs begraben;
2) Albrecht V., der Großmüthige genannt, der Nachfolger seines Vaters im Herzogthume. Derselbe wurde geboren am 29. Februar 1528, und starb am 24. Oktober 1579;
3) Wilhelm, geboren 1529, starb schon nach einem Jahre 1530;
4) Mechtilde. Dieselbe ward geboren am 14. Juni 1532, und wurde verlobt mit Philipp, Herzog von Braunschweig; da jedoch dieser im Jahre 1553 in einer Schlacht sein Leben verlor; so vermählte sie sich 1556 mit Philippert, Markgrafen von Baden, und starb am 2. November 1565 im drei und dreisigsten Jahre ihres Alters.

Wilhelm IV., der Standhafte, war ein wohlthätiger Fürst für die moralischen und politischen Interessen seines Va-

terlandes. Nicht um den Glanz der Herrschaft war's ihm zu thun, sondern um das Glück seines Volkes. Er führte weislichen Haushalt, und wenn er auch dem Strome der Zeit keine Flügel gab; so sezte er ihren Bestrebungen doch auch keinen zerstörenden Damm.

§. 248.

Politische Ereignisse unter Wilhelm IV. Regirung mit seinem Bruder und ohne denselben.

Nach dem Tode Albrechts des Weisen erhielt dessen ältester Sohn Wilhelm IV. die Erbfolge. Derselbe war aber noch minderjährig und deswegen übernahm sein Oheim Wolfgang die Vormundschaft über den jungen Herzog und die Verwaltung des Reiches. Ihm zur Seite standen sechs Räthe aus den ober- und niederbajerischen Landständen. Drei Jahre lang dauerte die Vormundschaft; nach denselben wurde vermöge der albrechtischen Hausgeseze Wilhelm mit seinem achtzehnten Jahre volljährig und somit selbstständiger Landesfürst; das war im Jahre 1511. Als aber sein Bruder Ludwig heranwuchs, verlangte derselbe auch seinen Antheil an der Regirung gegen die Grundsäze des väterlichen Primogeniturrechtes. Die Herzogin Wittwe, Kunigunde, unterstüzte mit vielen Landständen Ludwigs Forderung bei'm Kaiser Maximilian I. und dieser wohl auch nicht ungerne in erneuten Theilungen sein Interesse suchend, begünstigte die Forderung des zweitgebornen bajerischen Prinzen und Ludwig sollte gemäß kaiserlicher Bestimmung den vierten Theil des Landes nebst einer anständigen jährlichen Apanage erhalten. Wilhem IV., das Interesse seines Vaterlandes mit freiem Muthe vertretend, wollte durchaus diesen Bestimmungen nicht Folge leisten. Gerne zwar wollte er sich zur Apanage verstehen; aber durchaus nicht zur Abtretung einer Landesporzion. Selbst sein Oheim Wolfgang, wohl wissend, welche Nachtheile Theilungen mit sich führen, hatte Muth und Widerstand seines Neffen gebilligt, allein Wolfgang starb schon im Jahre 1514, und jezt stand Wilhelm, mit seiner gerechten Hartnäckigkeit, sei-

nen Feinden allein gegenüber. Der Kaiser drängte zur Theilung, und einem Monarchen, wie Max I. war, konnte von einem bajerischen Herzoge nicht mit gehörigem Erfolge widersprochen werden. Wilhelm gab daher nach. Ludwig erhielt vorläufig die Aemter Landshut und Burghausen und der Streit schien beigelegt. Allein Ludwig war bald mit dem ihm zugesprochenen Antheil nicht zufrieden, er wollte mit seinem Bruder gemeinschaftlich regiren.

Um Bürgerkriege zu vermeiden und das Land nicht wieder in neue Verheerungen zu bringen, gab Wilhelm nach, und Ludwig wurde Mitregent.

Der dritte Bruder Ernst aber wurde schon in seiner frühesten Jugend Bischof von Passau, später Erzbischof von Salzburg, und zog sich zulezt in den Privatstand zurück, weil ihm das geistliche Kleid nicht recht behagen wollte. Dieser machte also keine Ansprüche auf die Regirung, und somit herrschten die beiden Brüder Wilhelm und Ludwig über Bajern allein. In brüderlicher Einigkeit vertraten Beide die Interessen des Landes, und suchten durch weislichen Haushalt die Finanzen des Staates zu ordnen, und den von Kaiser Maximilian erklärten Landfrieden herzustellen und zu behaupten. Aber ernste Tage nahten, Tage der Hoffnung und des Schreckens. Es kam die Zeit der

Reformazion.

Bevor wir die geschichtlichen Ereignisse in dieser Beziehung darstellen, wollen wir einen Blick auf die Hierarchie in ihrer ganzen historischen Entwickelung werfen, und die Quellen jenes großartigen Ereignisses näher bezeichnen.

Daß sich auch im neuen Testamente ein Priesterthum gestalten mußte, war natürlich, denn die Völker standen, als man ihnen die göttliche Lehre predigte, viel zu tief, um die ganze Erhabenheit des Christenthums theoretisch und praktisch auffassen und selbstständig üben zu können. Freilich hätte man billiger Weise voraussezen sollen, es würde jene Hierarchie im edelsten Sinne des Wortes zum moralischen Vortheile der Völ-

ker gemäß den Grundsäzen des Christenthums sich gestalten, also gewissermassen ein liebevolles, die Gottheit gleichsam repräsentirendes Institut unter den Menschen werden; allein sie ist es nicht geworden. Daß sie es wenigstens bis jezt noch nicht ward, haben wir gesehen. Die Ursache ihrer Ausartung liegt aber natürlich nicht im Christenthume, sondern in den Menschen selbst. Die moralische Höhe oder Tiefe irgend eines Zeitabschnittes bedingte auch die Höhe oder Tiefe ihrer Genossen, sie mochten Kronen tragen oder Bischofsmüzen.

Der Mensch im sechzehnten Jahrhundert war ein anderer, als der im neunzehnten; denn eben auch die Jahrhunderte, in denen er lebt, sind verschieden. Wir können also eine ausgeartete Hierarchie nicht unmittelbar verdammen, weil auch sie mit ihrer Zeit im Wechselverhältnisse steht; aber wir können sie auch durchaus nicht loben, wenn es in ihrer Macht steht, für das tiefere Volk hellere oder dunklere Tage zu rufen, und sie ruft zu ihrem Vortheile nur die Finsterniß. Die Reformazion wäre gewiß nicht mit so fürchterlicher Kraft aufgetreten, wenn nicht zwischen ihr und der alten Hierarchie eine unabsehbare Kluft wie zwischem Altem und Neuem gewesen wäre. Wenn die Hierarchie behauptete, sie bleibe bei dem Alten stehen, so hat sie gelogen oder sich getäuscht; denn die Geschichte, die auch ihre Pfade nicht selten mit auffallender Klarheit beleuchtet, spricht ein ganz anderes Urtheil über sie. Auch die Hierarchie des sechzehnten Jahrhunderts ist eine ganz andere, als die des ersten, zweiten und folgenden gewesen. Ein wirklicher Stillstand auf der Erde, mag es sich um Moral oder Politik handeln, ist undenkbar; nur einer ist ewig derselbe, und dieser Eine ist Gott. Daß aber die römische Curie nicht diesem Einen ewig gleich geblieben sei, sondern sich, wie Alles unter der Sonne, auch verändert habe, beweiset Folgendes.

Als Christus nicht mehr auf der Erde unter seinen Jüngern wandelte, gaben sich diese alle Mühe, das Gesez der Liebe unter die Menschen zu verbreiten. Die Verbreitung gedieh im ersten Jahrhundert zu gedeihlichen Erfolgen, und man wußte Nichts von Glanz und Herrschaft, am Wenigsten von einer

weltlichen unter den Menschen. Die Aeltesten jeder christlichen Gemeinde predigten die Lehre des Meisters ihren Schülern und das Verhältniß zwischen ihnen und ihren Meistern war von wahrhaft väterlicher Natur. Die erste christliche Gemeinde war von Jerusalem aus die Schöpferin vieler anderen und die neue Religion verbreitete sich still und laut, je nachdem die Gelegenheit sich darbot.

Da erschien Titus und zerstörte Jerusalem, damit aber beförderte er die Verbreitung des Christenthums in alle Theile der Welt. Im zweiten Jahrhundert gewinnen manche Aelteste schon einen mächtigeren Einfluß auf die Gemeinden. Es entstehen gebieterische Grundsäze und mit ihnen Partheien in der neuen Kirche. Im dritten Jahrhundert erscheinen Einsiedler aus Aegypten und das Mönchthum nimmt seinen Anfang, mit ihnen beginnt aber auch die Hierarchie in mächtigerer Form. Der neu erstandene Klerus bevestigt sein Ansehen durch die den Aposteln fälschlich beigelegten, nur erdichteten Constituzionen. Endlich wird Konstantin im vierten Jahrhundert Christ, und damit das Christenthum Staatsreligion und als solche schon zu Staatszwecken gebraucht.

Noch aber gibt es für diese neu sich bildende Hierarchie keinen weiteren unmittelbaren Halt, als die Bischöfe jeder Gemeinde. Bald aber nennt man schon vier Patriarchen und die Vielfachheit des Kirchenwesens repräsentirt sich einfacher im Patriarchenthum. Durch dasselbe ist der Grund zum Papstthume gelegt. Von nun an wird eine hierarchische Gränzlinie zwischen Priestern — die früher nichts weiter waren, als Presbyteri, Aeltere einer Gemeinde — und Laien; es beginnen gegenseitige Reibungen zwischen den einzelnen Patriarchen und Bischöfen, man streitet um Glaubensartikel, unterscheidet zwischen Rechtgläubigkeit und Anderglauben, exkommunizirt sich wechselseitig und die Hierarchie ist gegründet; die Bevestigung und Ausbreitung derselben erfolgt in den weiteren Jahrhunderten; Folge davon ist die Trennung zwischen der morgenländischen und abendländischen Kirche. Der Papst erweitert seinen Kampf von der

errungenen geistlichen Obergewalt an bis zur Erreichung der weltlichen; und von nun an entsteht die Frage:

„ob die Kirche unter, über oder neben dem Staate bestehen soll.“

Diese Frage ist unter Kaiser Ludwig zur höchsten Reife gediehen; der Papst behauptete ganz ernsthaft und unterstüzte seine Behauptungen mit Exkommunikazionen aller Art, er sei der Träger aller geistlichen und weltlichen Gewalt auf Erden. Viele Grosse des Reiches waren für, andere gegen diesen Ausspruch, und somit war der Kampf auf eine schwindelnde Höhe gestiegen. Dazu kamen unglücklicher Weise die erhöhten Bedürfnisse des römischen Hofes und die Nothwendigkeit, auch auf verderblichen Wegen Geld aus den teutschen Provinzen zu erpressen, um dasselbe nach Rom zu führen. Die unsichern Rechte dieser römischen Haushaltung wurden aber durch den Hussitenkrieg und durch die Bestimmungen des Baseler Konziliums noch unsicherer. Die Folge war, daß man das Papstthum näher zu beleuchten begann und dieses um so mehr, als dasselbe in manchen Päpsten, wie wir es schon oben gesehen haben, einen nicht sehr religiösen Anstrich hatte. Der Ablaßhandel in Teutschland vermehrte die Gährung, die Buchdruckerkunst unterstüzte sie und der Reformazion war die Bahn gebrochen. Eine zu grosse Heftigkeit von beiden Seiten erzeugte eine Trennung, die nach allen Anzeichen wohl keine heterodoxe Vereinigung mehr werden wird. Der Gründer und Bevestiger der Reformazion und des daraus hervorgegangenen Protestantismus war

Dr. Martin Luther.

Als dieser Mann auf die Bühne der Welt trat, saß Leo X. auf dem päpstlichen Stuhl, und Maximilian I. war teutscher Kaiser. Im Vaterlande Bajern, wissen wir, regirten Wilhelm IV. und Ludwig gemeinschaftlich. Papst Leo X. nun wollte zur Erbauung der prächtigen Peterskirche in Rom Geld haben; in Form von Steuern aber konnte er dasselbe nicht erhalten; also benüzte er zu diesem Behufe seine Gewalt, zu binden und zu

lösen. Er schrieb Ablässe aller Art aus und verkaufte durch Bevollmächtigte die Zettel derselben, um auf eine so verwerfliche und in der That unsittliche Art Geld zu erhalten. In Teutschland waren für diesen unmoralischen Ablaßhandel der Churfürst Albrecht von Mainz und der Erzbischof von Magdeburg die päpstlichen Kommissarien. Der Erstere hatte nun zum populären Verschleiß der Ablaßzettel einen Dominikanermönch Tezel aufgestellt, welcher um baares Geld Sünden aller Art, begangene und zukünftige, sich abkaufen ließ, dem Volke das Geld aus der Tasche lockte und neben seinem Herrn auch noch den Papst bereicherte. Abgesehen davon, daß auf solche Art das Geld aus dem Lande gezogen wurde, vermehrte sich auch das moralische Verderben des Volkes; denn wer zahlte, dem waren seine Sünden vergeben. Gegen eine so ruchlose und verdammenswerthe Art, das Volk in Beziehung auf seine moralischen Kräfte zu erniedrigen, und lediglich der Habsucht wegen die Religion selbst zu dem schändlichsten Zwecke zu mißbrauchen, erhoben sich nun viele Stimmen.

Erasmus von Rotterdam hatte schon seit längerer Zeit auf die treffendste Weise gegen die Gebrechen der Zeit geschrieben und namhafte Verbesserungen in der Kirche gewünscht. Rauher, als er, aber bezeichnender, traten Ulrich Zwingli und Johann Calvin in der Schweiz gegen die päpstlichen Anmassungen auf. Kurz man sah, wie sich allmählich der Abschen gegen Rom mehrte, und dennoch hörte der Papst und mit ihm der Klerus auf alle diese Stimmen nicht. Das Sittenverderbniß wuchs, mit ihm wankte der Papst. Da predigte Tezel seinen Ablaß auch in Wittenberg.

An der dortigen Universität nun lebte ein Professor der Theologie, mit Namen Luther. Derselbe war der Sohn eines Bergmannes und zu Eisleben im Jahre 1483 geboren. Seine Vorbereitungsstudien machte er in Magdeburg und Eisenach; hierauf widmete er sich einige Zeit dem Studium der Rechte, trat aber bald wieder zur Theologie über und wurde im Jahre 1505 ein Mönch vom betteluden Augustinerorden. Als solcher widmete er sich aber den Wissenschaften auf eine so erfolgreiche

Art, daß ihn sein Ordensprinzipal, Johann von Staupiz, im Jahre 1508 zum Professor an der Universität Wittenberg empfahl.

Nun machte er im Jahre 1510 in Angelegenheiten seines Ordens eine Reise nach Rom, und das Leben des päpstlichen Hofes wollte ihm schon dort nicht recht gefallen; er kehrte unmuthig zurück und wurde im Jahre 1512 Doktor der Theologie. Als er nun eifrig die Gottesgelehrtheit an der Universität Wittenberg lehrte, kam Tezel mit seiner Ablaßkrämerei auch dahin; Luther kam mit Tezel bald in Streit in Beziehung auf die Wirkungen des Ablasses, namentlich in Rücksicht auf die Tilgung künftiger Sünden. Tezel, als er sah, daß Luther seinem Erwerbszweige gefährlich werden könne, proklamirte denselben ohne Weiteres zum Kezer. Luther, darüber aufgebracht, schlug fünf und neunzig Streitsäze an der Thüre der Stiftskirche in Wittenberg an, und erregte dadurch das Interesse des Publikums in Beziehung auf die zwischen Tezel und Luther obwaltenden Streitfragen. Seine Anhänger mehrten sich, und der frühere unbedeutende Augustinermönch erregte selbst die Aufmerksamkeit des päpstlichen Stuhles; Luther wurde aufgefordert, seine fünf und neunzig Säze unbedingt zu widerrufen; er widerrief nicht; Leo X. schleuderte daher den Bann gegen den neuen Kezer. Luther, dadurch nur mehr erbittert und sich stüzend auf die Beihülfe seiner Freunde, ließ sich in seinen Behauptungen nicht irre machen; ja er gieng noch weiter, und behauptete öffentlich, das ganze Papstthum sei unchristlich und ermangele aller rechtlichen Begründung.

Seine mit einer massiven Sprache vertheidigten Grundsäze wurden bald überall bekannt. Alles staunte über die Gelehrsamkeit des Augustinermönchs; seine Freunde mehrten sich von Tag zu Tag nach Tausenden. Auch in Bajern fanden sich manche Anhänger. Die Sache wurde für den päpstlichen Stuhl und für die bisherigen kirchlichen Verhältnisse in Teutschland gefährlich; der Kaiser selbst fand Bedenken, diese Lehre — es gebe kein rechtlich begründetes Papstthum — herrschend werden zu lassen. Es wurde deshalb ein Reichstag nach Worms im Jahre 1521

ausgeschrieben und Luther unter dem Versprechen eines sicheren kaiserlichen Geleites auf denselben vorgeladen, um ihn zum Widerrufe seiner Säze zu bewegen; allein Luther, ausgerüstet mit einem eisernen Charakter, widerrief nicht; sondern machte seine Behauptungen nur noch mehr geltend. Der Papst dagegen suchte auf jede mögliche Art den trozigen Kezer zu verderben; der Kaiser belegte Luther mit der Reichsacht. Churfürst Friedrich I. von Sachsen aber nahm sich des Flüchtigen an, und Luther verbarg sich gegen die Rache seiner erbitterten Feinde auf der Wartburg, einem vesten Schlosse bei Eisenach. Hier arbeitete er ohne Unterlaß für sein neues Werk.

Luthers nöthig gewordene Flucht und seine eiserne Beharrlichkeit vermehrten seine Anhänger, so daß die religiöse Authorität des Papstes von Tag zu Tag mehr an äusserem und innerem Halte verlor. Wilhelm IV. und sein Bruder Ludwig suchten zwar, besonders der Erstere, mit möglichster Energie der Verbreitung der neuen Lehre auf ihrem Boden Einhalt zu thun; allein manche Unruhen konnten sie doch nicht hindern; denn hie und da gab's Bischöfe, welche, ohne Rücksicht auf die Forderungen der Zeit, ihre untergebenen Seelen auf die niedrigste Art behandelten. In Augsburg und Regensburg, überhaupt in den meisten Reichsstädten, vermehrten sich die Anhänger der neuen Lehre auf eine auffallende Art; auch in Salzburg entstand eine Empörung, welche dem Erzbischofe manche Nachgiebigkeit abzwang. Auf eine fürchterliche Art aber hausten die Bauern in Franken und Schwaben; sie zerstörten in ihrer blinden Wuth Kirchen und Klöster, und der verheerende

Bauernkrieg

wüthete bald in vielen Strichen von Teutschland; die Bisthümer Bamberg, Würzburg und Eichstädt zeigten noch nach vielen Jahren die Merkmale ihrer Verheerung. Die Bauern wollten nehmlich nicht mehr Leibeigene sein, keine Steuern mehr zahlen, und Jagd und Fischerei frei ausüben.

Endlich wurde durch die Schlacht bei Frankenhausen 1526

am 15. Mai der Friede wieder hergestellt. Ein Jahr zuvor hatte Ludwig auch seine bajerischen Schaaren gegen die Aufrührer sammeln müssen, allein 8000 Mann hatten die Ruhe bald wieder hergestellt; aber die Sache war und blieb nun einmal von sehr ernster Natur, denn die Bauern waren des langwierigen und empfindlichen Drucks ihrer geistlichen und weltlichen Gewalthaber müde. In Bajern klagte übrigens Niemand über Druck von Seite der Herzoge, denn diese suchten im Gegentheile denselben zu mindern; aber die Regensburger, Augsburger und Salzburger schrieen um so heftiger gegen die Unterdrückung von geistlicher Seite, kurz — wie eben das Volk ist — man blieb nicht mehr bei einer blossen religiösen Reform stehen, sondern forderte auch eine politische. Vorerst aber haben die lezteren Reformer nicht gesiegt. Es wäre traurig gewesen, wenn sie gesiegt hätten, denn Anarchie wäre die erste Folge gewesen. Die Herzoge sahen auch wohl ein, wohin der ganze Kampf führen könne, darum erliessen sie an geistliche und weltliche Herren Verordnungen aller Art, um durch sie nach und nach Verbesserungen der kirchlichen und weltlichen Administrazion zu erlangen. Allein auch der Papst mußte, wenn man die Religion der Väter beibehalten sollte, in's Interesse gezogen werden; denn schon mehrten sich allenthalben auch im Vaterlande die Anhänger Luthers. Ernstere Maaßregeln mußten ergriffen werden, wenn man die neue Lehre auf vaterländischem Boden vertilgen, oder von demselben abhalten wollte. Zu diesem Zwecke wurde denn Johann Mair, ein Professor der Theologie, von seinem Geburtsorte Eck genannt, nach Rom gesendet, um dort die nöthigen Befehle zum Behuf der Vertilgung der neuen Lehre einzuholen. Der Papst ernannte den Dr. Eck zu seinem Vikar und Inquisitor, aus den Lehrern und Vorständen der Universität Ingolstadt aber eine Kommission, welche nach Verhältniß der Sache in päpstlichem Namen gegen die Anhänger der neuen Lehre Untersuchungen pflegen, entscheiden und richten sollten. Die genannte Kommission sparte, unter dem Schuz der Landesherren, auch keine Mühe, ein gediegenes Resultat zu erzielen.

Es wurden allenthalben Scheiterhaufen errichtet und be-

harrliche Anhänger des Lutherthums verbrannt. Das Schreckensystem der Hinrichtungen gewann überall festeren Eingang, dadurch aber auch die neue Lehre an Ueberzeugung und Macht. Wahrheiten lassen sich mit Schwerdtern und Scheiterhaufen nicht vertilgen, und die Sonne leuchtet um so glühender nach dem finsteren Sturme. Die Zeiten der Christenverfolgungen waren wieder gekommen und das Schaffot wurde in den Augen der Reformatoren zum erneuten Blutzeugen der Wahrheit. Der Papst erreichte zwar für den Augenblick seinen Zweck. Bajern blieb der Religion seiner Väter gröſstentheils treu; aber ausser Bajern wucherte der Saame der Reformazion desto kräftiger fort. Die zarte Pflanze wuchs unter den Fuſstritten ihrer Verfolger.

Mächtige Bürger in Regensburg vereinigten sich und forderten selbst die Ingolstädter Blutkommission zum Glaubensstreite heraus; jedoch diese lieſs sich in ihrem gräulichen Werke nicht irre machen und der Süden Teutschlands wurde nach und nach von den Lutheranern mehr und mehr gesäubert; desto weniger der Norden. Dort war Luther, und seine derb überzeugenden Schriften brachten wesentliche Umwälzungen in den Gemüthern hervor. Albrecht, der Groſsmeister des teutschen Ordens heirathete, und verwandelte dadurch sein Preussen in ein erbliches Herzogthum; der Churfürst Johann von Sachsen, mit Recht der Standhafte genannt, zog die geistlichen Güter ein, und verwandelte sie in Güter des Staates. Klöster und Bisthümer wurden im nördlichen Teutschlande beinahe überall aufgehoben, dadurch aber die Macht der Staaten vergrössert. Zwar hatte ein Reichstag in Nürnberg mehrere Artikel nach Rom gesendet, um von dorther Abhilfe gegen sehr viele und tüchtige Beschwerden zu erlangen; allein er erlangte Nichts, denn Rom wollte im entscheidenden Momente durchaus nicht nachgeben; deshalb verbanden sich die protestirenden Fürsten Teutschlands mit einander, unter ihnen der Churfürst Johann von Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen, die Herzoge von Braunschweig und Meklenburg und viele andere Fürsten, Grafen und Herren, ihre neue Religion mit Gut und Blut ge-

gen die Angriffe der römisch-katholischen Parthei zu vertheidigen. Aber von den katholischen Reichsständen wurde auf einem Reichstage in Speier 1529 beschlossen, gegen die Anhänger der neuen Lehre solle fortan das Wormser Edikt gelten, und sie sollten keine Neuerungen mehr vornehmen und überhaupt keine Anhänger mehr für ihre Parthei wählen; allein dieser katholische Reichstagsbeschluß war, wenn er gelten sollte, nichts weiter, als der Anfang der Vernichtung der neuen Lehre. Das wußten die Lutheraner wohl, und deshalb legten sie in grosser Anzahl eine Protestazion gegen jenen Beschluß ein, von welcher Zeit sie den Namen

Protestanten

erhalten haben. Der Kaiser konnte nun gegen diese Protestanten nicht energisch einschreiten, obgleich ihm auch weniger an ihren Lehren, als und ganz vorzüglich an der Demüthigung des Papstes gelegen war; denn er glaubte, die Lehre Luthers habe lediglich eine politische Seite, nehmlich auf den Trümmern der Hierarchie die Herrschaft des Kaisers glänzender, als je, herzustellen. Uebrigens konnte Karl V. auch deshalb schon keine entscheidenden Schritte gegen den Protestantismus wagen, weil er mit Frankreich in einem Kriege verwickelt war. Am 5. August 1529 wurde endlich der Friede zwischen Kaiser Karl V. und Franz I. König von Frankreich hergestellt. Hierauf schrieb der Kaiser einen Reichstag nach Augsburg aus, um dort die Religionsangelegenheiten seines Reiches zu vermitteln und den Protestanten ihre Gränzen anzuweisen. Die Protestanten erschienen dort und legten ihr Glaubensbekenntniß sammt ihrer Rechtfertigung, bekannt unter dem Namen der

Augsburgischen Confession,

im Jahre 1530 nieder. Philipp Melanchthon hatte dieselbe abgefaßt. Der Kaiser verwarf dieselbe und räumte den Protestanten eine Frist bis zum April des nächsten Jahres ein, bis

zu welcher sie ihre Irrlehren abschwören, die eingezogenen Kirchengüter herausgeben und wieder in den Schoos der römisch-katholischen Kirche zurück kehren sollten. Allein für die Protestanten war eine solche Forderung übertrieben, daher erreichte sie auch nicht ihren Zweck. Die Protestanten schlossen sich vielmehr enger an einander, und stifteten ein Bündniß am 27. Februar 1531 zu Schmalkalden, bekannt unter dem Namen des

Schmalkaldischen Bundes.

Derselbe war für den Kaiser zu imponirend, als daß er gegen denselben etwas hätte unternehmen können. Zudem drangen die Türken schon über Ungarn heraus, und um von Seite der Protestanten während eines Türkenkrieges Nichts fürchten zu müssen, ließ der Kaiser im Jahre 1532 von Nürnberg aus den Religionsfrieden proklamiren, sicherte den Protestanten Religionsfreiheit zu, und verschob ihre Streitfragen bis zur Entscheidung durch ein allgemeines Conzilium.

Karl V. hatte zu Viel nach Aussen zu thun, um sich im Innern um die Religionsstreitigkeiten viel zu bekümmern. Er führte Krieg gegen die Türken in Oesterreich und Afrika. Tunis eroberte er, und Soliman II. wurde bei Wien zurückgeschlagen; allein gegen den allerdings mächtigen Sieger standen dennoch König Franz I. und seine heimlichen Feinde, die Protestanten. Der schmalkaldische Bund erneuerte sich daher zur grösseren Festigkeit nochmal im Jahre 1536, und auf seine Seite traten sogar der Markgraf von Brandenburg und der Churfürst von der Pfalz; ja sogar der Pfalzgraf von Neuburg Otto Heinrich in gefährlicher Nähe für Bajern. Jezt verbanden sich daher auch die katholischen Fürsten Teutschlands im Jahre 1538 in Nürnberg, und ihr Bund wurde die heilige Liga genannt.

So hoben sich die Gegensäze immer schroffer hervor; ein fürchterlicher Religionskrieg war nicht mehr ferne. Der Papst brannte voll heiligem Zorne gegen die rasch um sich greifende Sekte der Lutheraner. Allein so lange der König von Frankreich und Soliman das Reich Karls V. mit ihren mächtigen

Waffen bedrohten, war ein Kreuzzug gegen Antipapisten unmöglich. Fürchterliche Mohamedaner Heere rückten heraus gegen Ungarn und Oesterreich; die Franzosen, natürliche Verbündete der Türken operirten in Italien; die Afrikaner schlugen die kaiserlichen Truppen auf ihren Uferhöhen, und die Protestanten waren durch alle diese Ereignisse gesichert; ihre Religion gewann täglich an Anhängern und der kräftig-derbe Luther scheute keine Mühe, jeden Augenblick zur glühenden Vertheidigung seiner Sache zu benüzen. In der katholischen Kirche dagegen blieb's noch immer bei'm Alten.

Endlich starb Franz I. im Jahre 1542, und drei Jahre später Herzog Ludwig von Bajern. Sein Bruder Wilhelm übernahm von nun an die Regirung allein. Schon im Jahre 1542 war

die Kirchenversammlung von Trient

zu Stande gekommen; der Krieg mit der Pforte und mit Frankreich war geendet; der Kaiser hatte eine für Teutschlands Fürsten ohne Unterschied gefürchtete Macht errungen, und nun konnte er offener gegen den schmalkaldischen Bund auftreten. Er suchte zu diesem Zwecke den Herzog Wilhelm IV. auf seine Seite zu bringen, allein dieser, ein Feind der Protestanten, aber auch ein thätiger Gegner seines übergrossen kaiserlichen Nachbars, suchte seine Neutralität zu behaupten, wohl wissend, daß der schlaue Kaiser, nicht sowohl das Interesse der Religion seiner Väter, als vielmehr und ganz vorzüglich seine eigene immer noch unersättliche Macht zu vergrössern im Auge hatte. Dessenungeachtet begann der Krieg gegen den schmalkaldischen Bund im Jahre 1546. Papst Paul III. schickte dem Kaiser 12000 Mann Hilfstruppen, und mit Einwilligung Wilhelms IV. besezte Karl V. die Vestung Ingolstadt. Die Schmalkalder waren dem Kaiser jedenfalls überlegen; aber der schlaue und schon oft geprüfte Krieger wußte das feindliche Heer zu zersplittern und in Unthätigkeit zu erhalten. Statt, bevor der Kaiser seine Verstärkungen an sich gezogen hatte, auf Ingolstadt zu marschiren, und das dort stehende kleine Heer anzugreifen, erwarteten die

Schmalkalder vielmehr die Zeit, bis der Monarch und schon oft mächtige Sieger seine Armee vergrössert hatte und zogen dann auf Ingolstadt los; der Kaiser brach mit seinen Schaaren hervor und drängte die Feinde unaufhaltsam zurück.

Luther hatte diese Schmach seiner Anhänger nicht erlebt, er war in demselben Jahre, als der Krieg begann, am 14. Februar gestorben und in Wittenberg begraben worden. Nicht genug, daß die Schmalkalder sich zurück ziehen mußten, Herzog Moriz fiel auch noch in Sachsen ein, und kam ihnen dadurch auf den Rücken.

Bis zum Jahre 1548 waren die Protestanten überall besiegt; der Churfürst Johann von Sachsen war gefangen, ergeben hatte sich der Landgraf Philipp von Hessen; Augsburg war eingenommen, und hatte eine ungeheure Summe an den Kaiser, dann an den Herzog von Bajern und an den vertriebenen Bischof Otto bezahlen müssen, kurz der schmalkaldische Bund hatte seine Schwäche auf eine auffallende Weise dargethan und es ließ sich jezt von dem ermuthigten Konzilium in Trient erwarten, daß dasselbe strenger die schwachen Kezer verdammen werde, obgleich dem schlauen Kaiser weniger an ihrer Verdammung als vielmehr an der Vergrösserung seiner Oberherrlichkeit über sie gelegen war. Der siegreiche Karl V. erließ demnach nach vollendetem Kriege am 15. Mai 1548 ein Manifest, das Augsburger Interim genannt, in welchem er den Protestanten die Priesterehe und den Genuß des Abendmahls in doppelter Gestalt erlaubte, und ihre Streitigkeiten mit dem römischen Stuhle bis zur gänzlichen Entscheidung des Trienter Conziliums verschob, ein Beweis, wie wenig ihm eigentlich an der Religion, um wie viel mehr aber an seiner eigenen Macht gelegen war; denn er konnte durch seine den besiegten Protestanten gemachten Zugeständnisse unmöglich den Protestantismus selbst unterdrücken wollen; vielmehr reizte er die Katholiken gegen sich auf, und der Vorwurf, daß er den Protestantismus selbst begünstiget habe, beruht auf nicht ganz leeren Gründen. Er war eben ein kluger Politiker, der selbst die Religion nicht für zu heilig hielt, um sie zu seinen herrschsüchtigen Zwecken zu ge-

brauchen. Desto offener aber hieng Herzog Wilhelm IV. an der katholischen Religion.

Mit eiserner Strenge hatte er die Protestanten in seinen Ländern verfolgen lassen, und ohne Rücksicht auf die geheimen Triebfedern des Kaisers unterstüzte er die Religion seiner Väter auf alle Art. Da der Papst zur Vertilgung des Protestantismus die von Ignaz von Loyola gestiftete Gesellschaft der Jesuiten approbirt hatte, so erbat sich unser Landesherzog von dem heiligen Vater einige solcher Ordensbrüder, um durch dieselben auf der Universität in Ingolstadt einen Damm gegen die entstandene Neuerungssucht zu gründen und nach und nach ihren Lehren auch im übrigen Bajerlande Eingang zu verschaffen. Jene Jesuiten waren Claudius Jagus, Alfons Salmeron und Peter Canisius. Sie waren besonders auf Anrathen des Kanzlers, Leonard von Eck, in Bajern erschienen. Herzog Wilhelm starb bald nach ihrem Erscheinen 1550 am 6. März, und wurde in der Frauenkirche zu München begraben.

§. 249.

Rückblick auf das dritte Kapitel. — Die Jesuiten.

Es gibt Zeiten in der Geschichte einzelner Völker, die in den Jahrhunderten der Begebenheiten beinahe lautlos vorüber ziehen, indem ihr Interesse von dem Interesse grösserer Länder verschlungen wird. So die Geschichte unseres Vaterlandes während der Reformazion. Ueberall haben sich Waffen erhoben; dort hat man um weltliche, hier um geistige Interessen gekämpft, und wir sahen zulezt gegen die neue Lehre entscheiden. Die Entscheidung sollte aber auch bleibend sein, deswegen rief man die Jesuiten. Ihr Ordensstifter war Ignaz von Loyola, geboren 1491; er war von edlem spanischen Geschlechte; zuerst versah er Pagendienste am Hofe des Königs Ferdinand, wurde später als Mitvertheidiger der Vestung Pampeluna verwundet, und weihte von dieser Zeit an sein Leben dem Lesen heiliger Legenden, wanderte nach Jerusalem, kehrte nach Rom und erwirkte hier die Erlaubniß des Papstes zur Gründung eines geistlichen

Ordens, welchen er die Gesellschaft Jesu nannte. Der Stifter wurde später — er starb als der erste Ordensgeneral 1556 — natürlich heilig gesprochen. Ihr erster Zweck war, dem aufkeimenden Protestantismus den Todesstoß zu versezen; als sie jedoch troz vielen Bluthochzeiten diesen nicht erreichten, mischten sie sich in alle politischen Verhältnisse der Staaten, in welchen sie geduldet waren. Sie erwarben sich durch eiserne Thätigkeit und die schlaueste Umsicht Einfluß bei allen Kabineten, so zwar, daß oft die wichtigsten Ereignisse auf ihre Rechnung kamen. Die Zeit der Finsterniß zurück zu bringen, war ihre Aufgabe. In manchen Ländern haben sie dieselbe leider sehr gut gelöst. Zulezt hat man sie ihrer geheimen politischen Zwecke willen überall aufgehoben, aber in mancher höfischen Camarilla, vorzüglich in Spanien und Portugall athmet ihr Geist fort. In unserem Vaterlande sind sie bald wieder aufgehoben worden.

Viertes Kapitel.

Albrecht V., der Großmüthige.

Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren;
Aber der grosse Moment findet ein kleines Geschlecht.
Schiller.

§. 250.

Abstammung, Familie und Charakter Albrechts V., des Großmüthigen.

Albrecht V. war der Sohn Wilhelms IV. und der Maria Jakobäa, Tochter des Markgrafen Philipps von Baden. Albrecht wurde geboren am 29. Februar 1528, vermählte sich am 4. Juli 1546, kam zur Regirung seines Vaters am 6. März 1550, starb am 24. Oktober 1579, und wurde in dem kleinen zinnernen Sarg in der Gruft zur Frauenkirche in München begraben. Seine Gemalin war

Anna, Tochter Kaisers Ferdinand I. von Oesterreich. Sie starb am 15. Oktober 1590 als eine Wohlthäterin der Armen, geliebt von allen Bajern. Ihre Gebeine ruhen in der Metropolitankirche, zu unserer lieben Frau in München, und zwar in der grossen Tumba.

Aus dieser Ehe wurden folgende Kinder erzeugt:

1) Karl, geboren zu Almanshausen am Starnberger See am 7. Sept. 1547 — starb bald;
2) Wilhelm V., Nachfolger Albrechts V., geboren am

29. September 1548 in Landshut, gestorben am 7. Febr. 1626;

3) Ferdinand I., geboren am 19. Jänner 1550 zu Landshut, vermählte sich am 26. Sept. 1588 mit der Rentmeisterstochter Maria Pettenbeck von München. Er starb am 30. Jänner 1608. Seine Nachkommenschaft erlosch im Jahre 1736 in dem lezten Grafen von Wartenberg;

4) Ernst, geboren in München am 17. Dez. 1554, wurde Bischof zu Freising 1566; zu Hildesheim 1573; zu Lüttich 1580; Erzbischof und Churfürst zu Köln 1583; gestorben zu Arns 1612 am 27. Februar;

5) Maria, geboren zu München am 26. August 1551, vermählt 1571 mit Kaiser Maximilians II. Bruder, dem Erzherzoge Karl von Oesterreich, gestorben 1608 am 30. April;

6) Maria Maximiliana, geboren zu München am 3. Juni 1552; starb unverehligt 1614. Sie liegt in der Frauenkirche zu München begraben.

Herzog Albrecht V. war ein Fürst voll edler Gesinnung und werkthätiger Menschenfreundlichkeit. Kunst und Wissenschaft ehrte er, in so weit beide der bisherigen Religionsverfassung keinen Eintrag thaten. Die Jesuiten hat er begünstiget, aber nicht aus innerer Ueberzeugung ihres guten Wirkens im Staate, sondern deswegen, weil er sah, daß andere katholische Fürsten gleicher Helfer zur Unterdrückung eines freieren geistigen Aufschwunges sich bedienten. Er war, als Regent eines Volkes, in schwierigen Zeitverhältnissen nicht sowol politisch groß, als vielmehr durch eine aus innerer Ueberzeugung hervorgegangene Standhaftigkeit moralisch bedeutsam. Die Einsamkeit Schleißheims war ihm lieber, als seine Münchener Hofburg.

§. 251.

Politische Ereignisse unter Albrecht V., dem Großmüthigen.

Nach dem Tode Wilhelms IV. kam sein Sohn Albrecht V. zur Regirung über Bajern. Seine ganze Politik bestand darin, den inneren Frieden des Landes zu bevestigen und seine Unterthanen durch gelindere Mittel, als durch Scheiterhaufen am Uebertritte zum Protestantismus zu hindern. Ausser Bajern aber gab's noch keine Ruhe. Der neue Churfürst von Sachsen, welcher durch kaiserliche Begünstigung zu dieser Würde sich erhoben sah, Moriz, war, was freilich der katholische Kaiser nicht vermuthete, selbst ein Anhänger des Protestantismus, und an seiner Verbreitung mußte ihm, als er seine Herrschaft in Sachsen bevestiget hatte, natürlich Alles gelegen sein; er wußte ferner, daß der schlaue Kaiser nur aus politischen Gründen der neuen Lehre scheinbar gram sei, und daß derselbe bei allem seinen Thun und Treiben nur die Vergrösserung seiner Macht beabsichtige. Daher schloß sich jezt der neue Churfürst, der überdieß auch von Protestanten allenthalben umgeben war, und nicht im Sinne haben konnte, seine Macht durch Herausgabe der Kirchengüter wieder zu verringern, offen an die Parthei der Protestanten des nördlichen Teutschlands an, eroberte Magdeburg und zog mit einem wohl gerüsteten Heere von 25,000 Mann gegen das südliche Teutschland zu Felde. Am 1. April 1552 stand er vor den Thoren von Augsburg. Das protestantisch gesinnte Volk jubelte seinem Befreier entgegen. Die Patrizier der Stadt, bedroht vom wüthenden Pöbel, öffneten die Thore und der Churfürst zog unter unbeschreiblichem Volksjubel ein. Die protestantischen Geistlichen wurden zurückgerufen, die freie Ausübung des neuen Gottesdienstes hergestellt, auch den Katholiken die Ausübung ihrer Gebräuche gestattet, und somit der erste Schritt zur neuen Begünstigung der Lehre Luthers im Süden von Teutschland, und zwar in einer wichtigen Reichsstadt gemacht. Bald schlossen sich mit vielem Muthe die Regens=

burger an die Bürger von Augsburg an. Auch sie öffneten ihre protestantischen Tempel, und Katholiken und Protestanten übten — jede Parthei — ihre freien moralischen Rechte aus. Der Kaiser legte jedoch eine Besazung in die Stadt und ließ dieselbe noch mehr bevestigen. Der katholische Bischof aber verließ Regensburg und suchte bei seinen Mitbrüdern Hilfe gegen diejenigen, die seinem bischöflichen Ansehen Eintrag gethan hatten. Vorerst half diese Anrufung, die selbst an Herzog Albrecht ergangen war, Nichts.

Albrecht V. wollte in einem Religionskriege der Art, welcher leicht in ungestümmen Fanatismus ausarten konnte, neutral bleiben. Der Kaiser gab sich freilich alle Mühe, die Bajern zum Kampfe gegen den raschen Moriz zu bewegen; allein Albrecht V. wußte wohl, daß er im glücklichen Falle des Sieges die Früchte desselben nur dem Hause Oesterreich darbringen müsse. Daher hielt er fest an der Neutralität, obgleich Moriz in seinem eigenen Oberbajern gegen viele Klöster nicht auf's Glimpflichste verfahren hatte. Der Kaiser selbst aber konnte seinen Forderungen keinen Nachdruck geben; denn die Türken waren schon wieder in sein Land eingebrochen, und die Franzosen hatten sich mit dem siegreichen Moriz verbündet; dieser war in Tirol eingefallen, hatte bei Reuti die Oesterreicher derb auf's Haupt geschlagen und Innsbruck besezt. Der Kaiser selbst mußte die Flucht vor dem kühnen Sachsenfürsten ergreifen. Nun auf drei Seiten, von den Franzosen, von den Protestanten und Türken gedrängt, schlossen Karl und Moriz in Passau einen Frieden am 2. Aug. 1552, vermöge welchem der Landgraf Philipp von Hessen frei gegeben wurde, der Kaiser ferner das Interim für die Protestanten aufhob, im ganzen Reiche freie Religionsübung gestattete, alle Geächteten der Reichsacht enthob, und wo es möglich war, sie wieder in ihre alten Rechte einsezte. Durch den

Passauer Frieden

war somit der früher von Churfürst Johann begangene Fehler

auf eine glänzende Art wieder gut gemacht und es öffneten sich für die neue Lehre bessere Aussichten. Der Kaiser zog hierauf gegen die Franzosen, welche Mez, Toulon und Verdün eingenommen hatten, mit einem grossen Aufgebote zu Feld. Da verbanden sich diese mit den Türken, welche ein Heer nach Italien schickten und den Kampf in Ungarn fortsezten. Nachdem aber die Franzosen in den Niederlanden, die Oesterreicher in Italien gesiegt hatten, wurde ein fünfjähriger Waffenstillstand am 5. Febr. 1556 zu Varucelles abgeschlossen, von dem sich übrigens zum Voraus nicht die gehoffte Dauer versprechen ließ.

Es war nehmlich der Krieg des Königs Philipp II. von Spanien gegen Frankreich ausgebrochen und der Papst hätte sich alle Mühe gegeben, den spanischen Waffen ihren Erfolg zu sichern. Endlich wurde auch zwischen England, Frankreich und Spanien am 3. April 1559 der Friede abgeschlossen.

In Teutschland aber hauste der Krieg fort; Markgraf Albrecht von Culmbach, ein rascher und mit den Rohheiten seines Zeitalters wohl vertrauter Mann, unzufrieden mit dem Frieden von Passau, führte gegen die Bischöfe von Würzburg und Bamberg Krieg. Derselbe siegte mit seinen wohlgerüsteten Schaaren oft, und die Bischöfe mußten mit bedeutenden Summen den Frieden erkaufen. Da sie aber nicht zahlen wollten, so fieng er seine Verheerungen auf's Neue an; jedoch wurde er bei Sievershausen, im Jahre 1553, gänzlich auf's Haupt geschlagen. In jenem Treffen wurde der tapfere Moriz von Sachsen schwer verwundet und starb zwei Tage nach der Schlacht, am 11. Juli 1553. Sein Bruder August übernahm alsdann die Churwürde, indem der frühere Churfürst, Johann, durch einige Länderabtretungen und Beibehaltung seines Titels entschädiget wurde. Der Culmbacher Räuber sezte jedoch seine Verheerungen mit erneuter Kraft fort, wurde aber endlich aus dem Lande vertrieben.

Die Angelegenheiten der Protestanten gestalteten sich nun immer besser, und zulezt erfolgte im Jahre 1555 sogar der berühmte Augsburger

Religionsfriede,

gemäß welchem die Freiheit der Religionen in Teutschland fortan gesichert werden sollte. Die Reichsstände durften in Zukunft aus gleichzähligen Protestanten und Katholiken bestehen, und nach Willkühr eines Landesherrn entweder die katholische oder die protestantische oder endlich die reformirte Religion die Religion seines Stadtes sein. Der Papst protestirte zwar gegen diesen Religionsfrieden; allein derselbe war nun einmal geschlossen, und die Union zu mächtig, um ihn ohne Blutvergiessen brechen zu konnen.

Kaiser Karl legte hierauf die Regirung nieder, übergab das Königreich Spanien an seinen Sohn, Philipp II., mit Einwilligung der Reichsstände aber die teutsche Krone an seinen Bruder Ferdinand I. Der resignirte Kaiser aber, dessen Pläne so oft und so mächtig durchkreuzt wurden, starb in Spanien als Mönch, im Jahre 1558 am 21. September. So war denn der grosse Mann sehr klein geworden, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ihm nicht alles nach Wunsch gelungen war. Durch die häufigen inneren Kriege nun wurde auch die Unsicherheit im Vaterlande vermehrt, und Herzog Albrecht V. sah sich genöthigt mit den Bischöfen seines Landes Bündnisse einzugehen, um die Ruhestörer aufzusuchen und zu züchtigen. So ruhten denn die Waffen lange Zeit hindurch im Bajerlande nicht, und die Reformazion konnte bei Weitem nicht so ernstlich mehr unterdrückt werden, als es der Papst gewollt hatte, und mit ihm der Herzog Albrecht.

Allenthalben sah man protestantische Missionen, und neben ihnen oft ein verdorbenes Gesindel, welches aus Mangel einer Heimat alle möglichen Verbrechen übte, um nur sein Leben zu fristen. Der Gerichtsgang reichte sogar nicht hin, um das Gesindel zu züchtigen; jeder Herr bot in seinem Gebiete die waffenfähige Mannschaft auf, und es mußte sogar erlaubt werden, Räuberhorden nöthigenfalls niederzuhauen, da man theils wegen Mangelhaftigkeit des Justizwesens, theils wegen Geldnoth nicht gegen sie ausreichen konnte. Besonders war die Geldnoth sehr stark und in allen Zweigen der Verwaltung fühlbar geworden. Dadurch aber, daß die Landstände die Befug-

niß hatten, Steuern zu bewilligen oder zu versagen, war die Competenz des Herzogs sehr beschränkt, und es mußten den Landständen zum Nachtheile des Vaterlandes und seines herzoglichen Souveränitätsrechtes Vortheile eingeräumt werden, welche das Verhältniß zwischen Landesherrn und Unterthanen oft sehr prekär machten. Albrecht war daher im Jahre 1557 sogar gezwungen, seinen Landständen gegen eine Steuer von 800,000 fl. die Hofmarksgerechtigkeit auf Landsize und einzelne Edelgüter einzuräumen. Die Gerichtscompetenz des Landesherrn wurde dadurch auf eine der Unabhängigkeit des Herzogs nachtheilige Art gemindert und jedenfalls dem monarchischen Prinzipe und seinen Folgen nach Innen und Aussen geschadet. Der Einfluß des Landesherrn auf die religiösen und politischen Verhältnisse Bajerns erfuhr immer mehr Bedingungen, und der Staat schwankte zwischen der Vielherrschaft und der Herrschaft eines Einzigen.

Daher kam es auch, daß Albrecht, troz seiner strengen Vorsäze, an der Religion seiner Voraltern hängen zu bleiben, dennoch sich durch vielseitige Klagen und Aufforderungen veranlaßt sah, dem in seinem Lande hie und da aufkeimenden Protestantismus nicht mehr auf grelle Weise entgegen zu treten; sondern demselben manche Vortheile einzuräumen. Er gestattete ihm daher den Genuß des Abendmahles unter zweierlei Gestalten und erlaubte Fleischspeisen zu essen an Fasttagen.

Jedermann sah aber auch wohl ein, daß es fortan unmöglich sei, die kirchlichen Verhältnisse ohne Verbesserung zu lassen. Der Klerus lag so tief in Beziehung auf die Entartung seiner Sitten darnieder, daß man nicht absehen konnte, wie es troz der strengsten Maaßregeln möglich sei, den Protestantismus abzuhalten. Zwar waren wieder neue Jesuiten erschienen, welche ihre Grundsäze auf der Universität in Ingolstadt in jugendliche Gemüther pflanzten und dieselben auch im praktischen Leben geltend zu machen suchten; allein früher schon hatte sich der Herzog selbst an die Städte Regensburg und Augsburg wenden müssen, um mit ihrer Hilfe den inneren Landesfrieden

herzustellen, und dadurch hatte er indirekt den Protestantismus begünstiget und seine Erscheinung auch in anderen Theilen des Landes möglich gemacht.

Gegen die neue Lehre stand aber wie ein unübersteigliches Hinderniß

die Kirchenversammlung von Trient.

Schon seit 1545 sassen dort die frommen Kirchenväter beisammen und sollten entscheiden über eine zweckmässige Kirchenverbesserung. Wohl waren die teutschen und französischen Bischöfe mit dem Plane zufrieden, das morsche Gebäude besser aufzurichten; allein ihnen widersprachen die italienischen und spanischen, und statt die Gemüther zu vereinigen, wurden sie vielmehr durch jene Kirchenversammlung nur noch mehr getrennt. Das Alte, war es auch so schlecht als möglich, sollte bleiben, eben weil es alt war, und weil man glaubte, in einer hartnäckigen Consequenz liege allein noch Heil für die römische Kirche.

Gegen dieses anmassende hierarchische Streben aber mußte der Protestantismus schnurstracks anstossen und die Trennung vollenden. Wohl sah man ein, daß der katholische Klerus nicht mehr fortan in diesen Verhältnissen bestehen könne, wie er bis jezt bestand, daß eine durchgreifende disziplinarische Reform bei ihm eintreten müsse; allein das Trienter Conzilium wollte, wie der Papst, in seiner Mehrheit von Reformen Nichts wissen.

Selbst der Herzog unseres Vaterlandes sah die Nothwendigkeit ein, seinem Klerus eine würdigere Stellung, wie bisher, zu verschaffen; er schickte deshalb Gesandte an's Trienter Conzil, und an ihrer Spize den braven Patrioten Baumgärtner. Derselbe sprach vor der ganzen Versammlung auch mit dem glühenden Eifer einer vollkommenen Ueberzeugung von der Verdorbenheit des bajerischen Klerus, die, wenn sie nicht aufhöre, nothwendiger Weise eine Trennung herbeiführen müsse. Allein

das Conzilium hörte den aufrichtigen Redner an und die derb geschilderten Gebrechen des bajerischen Klerus sind geblieben. Die Kirchenversammlung wollte nun einmal keine Aenderung in demjenigen vornehmen, in welchem sie vorzugsweise ihre ganze Existenz begründet sah. Die Trennung blieb daher und wurde nur noch mehr bevestigt.

Herzog Albrecht gab sich zwar alle Mühe, die alte Religion troz der Mißgriffe des Klerus zu retten, allein aller Einfluß des protestantischen Lehrbegriffs auf Bajern war nicht zu vermeiden. Hie und da keimte die neue Lehre unter allerlei Verfolgungen empor. Jesuiten vermehrten sich und mit ihnen ihr politischer Einfluß am herzoglichen Hofe, was wir leider nur zu auffallend an dem frommen Nachfolger bemerken werden; alle öffentlichen Anstalten, mochten sie auf Kunst oder Wissenschaft berechnet sein, trugen den Charakter des Jesuitismus an sich.

Um die moralische Nöth des Landes aber zu vollenden, war der Herzog auch noch ein besonderer Freund eines prächtigen Hofes. Oben schon haben wir gehört, daß er viele seiner Primitivrechte vergab, um Steuern zu erhalten; diese Verschleuderung der herzoglichen Authorität blieb dem Herzoge bis zu seinem Tode, und erst seine spätesten Nachfolger konnten all den Schlendrian entfernen, der dem Hofe statt des Glanzes nur einmal seinen Untergang bereitet haben würde, da die ganze Haushaltung des Staates auf übel berechneten Grundsäzen ruhte, oder auf gar keinen. Albrecht V. war auch ein ausserordentlicher Jagdliebhaber, eine Leidenschaft, an welcher seine Kasse nicht selten verarmte.

So schwebte denn das Land während Albrechts Regirung immer zwischen einem guten und schlechten Zustande, zwischen der Furcht vor dem Neuen und dem ängstlichen Festhalten am Alten. Die Jesuiten hatten in ihrem selbstsüchtigen Glaubenselfer jedem öffentlichen und nicht selten auch dem Privatleben einen inquisitorischen Charakter gegeben, so, daß eigentlich tüchtige Geister auf dem befangenen Boden unseres Vaterlandes

keine Nahrung finden konnten und sie auch lange noch nicht gefunden haben. Nachdem nun im Grunde für das bessere Fortschreiten des Volkes wenig Namhaftes geschehen war, starb Herzog Albrecht am 24. Oktober 1579 und wurde in der Frauenkirche der bajerischen Residenz begraben.

§. 252.

Rückblick auf das vierte Kapitel.

Es ist jedenfalls dem Patrioten nicht gleichgültig, ob sein Vaterland von kräftigen oder schwachen Händen geleitet wird. Wir haben aber im voranstehenden Kapitel kaum die Ueberzeugung schöpfen können, daß für Bajern in einer höchst wichtigen Periode der Entscheidung wirklich auch etwas Entscheidendes geschehen sei. Uebrigens war solches auch kaum möglich, denn die Verhältnisse im teutschen Reiche waren durch den Nürnberger Religionsfrieden so gestaltet, daß ein einziger und noch dazu nicht gar zu mächtiger Fürst es unmöglich wagen konnte, gegen jene Verhältnisse sich mit konsequentem Muthe zu stemmen, sondern sich vielmehr mit einiger Gleichgültigkeit auf dem Strom der Ereignisse forttreiben lassen mußte. Albrecht V. sah wohl diesen Strom hereinbrechen, er wußte, daß man ihn nicht mehr aufhalten konnte, ohne seine Zerstörungen zu mehren; er lenkte denselben daher mit aller Kraft, so viel es sein konnte, ab, und sein Zweck, in eigenem Lande die Religion seiner Väter beizubehalten, wurde großentheils erreicht. Bajern blieb im Allgemeinen katholisch; er sah aber recht wohl ein, daß dem tief gesunkenen Ansehen seiner Geistlichkeit aufgeholfen werden müsse; darum machte er auch die nöthigen Schritte bei'm Trienter Conzil. Traurig blicken wir auf den entschieden reformazionswidrigen Gang dieser Kirchenversammlung zurück. Wir hofften so Vieles, so Zweckmässiges und Gutes von ihr, und haben uns leider getäuscht. Welchem Christen mag es, nur bei einigem Ueberblick der Geschichte, nicht am Herzen gelegen

sein, durch jene Kirchenversammlung eine Einigung zwischen Protestanten und Katholiken wieder zu erzielen, und statt einer Einigung war bei'm Schlusse jener Versammlung die unheilvolle Trennung für Immer proklamirt. Wohl haben die teutschen Bischöfe den schlimmen Zustand ihrer Diözesen erschaut, wohl wußten sie, daß der Klerus auf eine unheilvolle Weise sehr tief gesunken sei; allein sie vermochten mit ihren wenigen Stimmen Nichts gegen die schroff päpstlich gesinnten Bischöfe von Italien, Spanien und dem südlichen, zum Theil auch dem nördlichen Frankreich. Traurige Aussichten für die religiösen Verhältnisse des teutschen Volkes. Statt das Christenthum mit liebevoller Milde wieder in die Herzen zu lenken, wurde die Erbitterung vermehrt und der gute Saame erstickt. Herzog Albrecht V. war aber nicht allein in einem religiösen, sondern auch in einem politischen Gedränge. Die fanatischen Türkenkriege gegen Oesterreich forderten auch von Bajern, daß dasselbe seine Militärmacht größtentheils auf den Beinen hielt. Die dadurch verursachten Kosten thaten dem Lande empfindlich wehe. Dazu kam aber noch die Prachtliebe und Jagdleidenschaft des Hofes, Umstände, welche die Finanzen des Landes nur mehr verwirrten, als ordneten. In Beziehung auf die auswärtigen Verhältnisse war also die Lage des Vaterlandes von nicht gar vortheilhafter Art. Aber auch im Innern wollte die Regelmässigkeit der Staatsverfassung nicht Plaz greifen. Die Bedürfnisse der Regirung haben, wie wir hörten, namhafte Steuern erfordert; Steuern aber lagen in der Competenz der Landstände, diese jedoch ließen bei wenigem patriotischen Interesse sich für ihre Steuerbewilligungen durch die herzogliche Gewährung von immer neuen Freiheitsbriefen tüchtig bezahlen. Die herzoglichen Rechte wurden dadurch geschmälert, die Macht des Ritter- und Bürgerstandes erhöht, die Einheit aber und das Ansehen einer so vielseitig beschränkten Monarchie nur immer mehr gefährdet; zudem gab's in Bajern viele Ritter, welche troz des energischen Auftretens des Herzogs gegen den Protestantismus und troz seiner sehr vermehrten Jesuiten insgeheim doch der neuen Lehre

anhiengen und dadurch den religiösen Einflüssen des Papstthums manche Fortschritte hemmten. Kurz man sieht aus diesen wenigen angegebenen Zügen schon, daß für Bajern unter Albrechts V. Regirung im erhöhten Sinne der Politik und Moral theils wegen äusserer Verhältnisse nichts Namhaftes oder Gediegenes geschehen konnte, theils auch wegen des bei einzelnen Grösseren erwachten Interesses wirklich nicht einmal etwas angefangen worden ist. Jedoch ist nicht zu läugnen, daß Albrecht V. einen trefflichen Willen, Gutes zu stiften, besessen hat. Er reinigte manche Gebrechen seines Klerus; er errichtete Priesterhäuser, um in denselben die angehenden Geistlichen auf eine zweckmässige Art zu bilden; er baute für ungesittete Priester Strafhäuser; er publizirte übrigens die strengen tridentinischen Lehrsäze auf die möglichst verbreitende Art, und schreckte durch die unzähligen Anathema Viele von einem Religionswechsel ab. Er baute das Jesuitenkollegium in Ingolstadt vollends und sehr zweckmässig aus; er schuf ein Collegium von Priestern, deren Mitglieder geistliche Räthe waren, und bediente sich oft ihres Rathes, um seine Beschlüsse gegen die eingerissene Sittenlosigkeit des Klerus durch Sachkundige motivirt zu sehen. Am Meisten hielt er auf den Glanz seines Hofes, in welcher Beziehung er, wenn auch nach den finanziellen Verhältnissen seines Landes sehr uneigentlich, den berühmten kunstsinnigen Medizeern in Italien nachahmen wollte. Er verschönerte zu diesem Zwecke vorzüglich seine Residenz, dann ausser ihr besonders Städte oder Schlösser, wo er zur Jagd oder anderem bequemen Aufenthalt sich gerne niederließ. Er erhob auch den Glanz seines Hofadels. Er erbaute ihren Söhnen eine Schule und gründete für arme Studirende das gregorianische Seminar. Auch das albertinische Seminar in Ingolstadt war sein Werk.

Ueberhaupt nimmt Albrecht V. unter den der Kunst und Wissenschaft ergebenen Fürsten einen der ersten Pläze ein; von ihm aus rechnet sich auch die Ernennung des heiligen Benno zum Stadt- und Landespatron, dessen Gebeine er aus Meissen nach München hatte bringen und zur öffentlichen Verehrung aus-

sezen lassen. Wir sehen nun aus dem Ganzen, daß Albrecht, der Großmüthige, den oben angegebenen Charakter gewiß gerechtfertigt hat, und daß er für sein Vaterland ein verdienter Wittelsbacher gewesen ist. Alle Forderungen der Zeit zu befriedigen, lag nicht in seiner Macht. Genug, er hat Vieles geleistet, was wir in den Geschichten anderer Länder vergeblich suchen, und jeder Bajer wird auch bei der dankbaren Erinnerung an Albrecht V. mit uns von ganzer Seele in den patriotischen Ruf einstimmen: Gott erhalte Wittelsbach.

Fünftes Kapitel.

Wilhelm V., der Gottesfürchtige.

> Zu einer Zeit, wo Kraft und weiser Ernst für eine Regirung erfordert wird, ist ein bescheidenes Einsiedlergemüth am unrechten Orte. Ein Fürst kann nicht zugleich auch ein Klausner sein.

§. 253.

Abstammung, Familie und Charakter Wilhelms V.

Nach dem Tode Albrechts V. kam sein Sohn Wilhelm V., wegen seiner Lust nach Einsamkeit, der Gottesfürchtige oder Fromme genannt, zur Regirung. Derselbe war in Landshut am 29. September 1548 geboren, trat die Regirung an am 24. Oktober 1579 im ein und dreißigsten Jahre seines Alters, vermählte sich am 22. Febr. 1568, und übergab die Herrschaft an seinen Sohn Maximilian I. am 4. Februar 1598 und starb am 7. Febr. 1626. Derselbe wurde bei den Jesuiten in München begraben.

Seine Gemalin hieß Renata, und war die Tochter Franz I. Herzogs von Lothringen. Diese war geboren im Jahre 1545, vermählte sich am 22. Februar 1568 und starb am 23. Mai 1602. Sie war eine der frömmsten Frauen ihres Zeitalters, genoß die unbegränzte Hochachtung aller Bajern und selbst die Verehrung des Auslandes. Sie liegt an der Seite ihres Gemals in der Michaelskirche zu München begraben.

Aus dieser Ehe *) wurden folgende Kinder erzeugt:

1) Christoph, geboren am 23. Jänner 1571, starb noch in demselben Jahre;
2) Christian, geboren am 23. September 1572, starb schon nach 8 Jahren am 27. April 1580;
3) Maximilian I. Nachfolger seines Vaters in der Regirung, geboren in Landshut am 17. April 1573; gestorben am 27. September 1651;
4) Maria Anna, geboren am 23. April 1574, vermählt an Erzherzog Ferdinand II. von Oesterreich und gestorben am 8. März 1616;
5) Philipp, geboren am 22. September 1576, gestorben als Kardinal und Bischof von Regensburg am 18. Mai 1598 in Dachau, im 22sten Lebensjahre; sein Bruder Max I. ließ ihm in Regensburg ein prächtiges Epitaphium sezen, Philipps Ueberreste aber ruhen in der Metropolitankirche zu München; **)
6) Ferdinand, geboren am 6. Oktober 1577, und gestorben am 14. September 1650 als Erzbischof und Churfürst von Köln;
7) Eleonora Magdalena, geboren am 7. Oktober 1578, starb schon am 18. April 1579;
8) Karl, geboren am 30. März 1580 und gestorben am 27. Oktober 1587;
9) Albrecht VI., geboren am 18. April 1584 und gestorben am 5. Juli 1666. Derselbe hatte sich mit Mechtilde, einer Landgräfin von Leuchtenberg vermählt. Ihre Tochter hieß Renata. Diese starb im 14ten Jahre 1630 und ruht in der grossen Tumba

---

*) Renata starb am oben bezeichneten Tage früh Morgens zwischen 7 und 8 Uhr.

**) Auf dem Deckel seines Sarges fand man einen Kardinalshut und das bajerische Wappen. Im Sarge selbst noch Ueberreste von einer Stole, Manipel und anderen Theilen einer bischöflichen Kleidung.

der Münchner Kathedralkirche, eben so der Bruder Franz Karl, welcher 1640 gestorben ist;

10) Magdalena, geboren am 4. Juli 1587, vermählt 1613 an Pfalzgrafen Wolfgang Philipp, Herzog von Neuburg, starb im Jahre 1628. *)

Willhem V. war bei seines Vaters Tod reif genug zur Regirung; denn er zählte 31 Jahre. Sein Aeusseres war mit einem gewissen würdevollen Ernste umgeben, der allen seinen Umgebungen Ehrfurcht einflößte. Er war nicht sowohl von Natur aus zu einem Throne, als weit eher zu einem hohen geistlichen Amte befähigt. Nicht die Politik mit ihren selbstsüchtigen Schlangenkrümmungen war sein Studium; sondern eine gemüthliche Religiosität, die auch durch alle seine Handlungen schimmert. In einer ernsteren Zeit würde Wilhelm für sein Vaterland wenig Vortheilhaftes geleistet haben. Uebrigens trägt besonders seine Hauptstadt München die Pflicht der Dankbarkeit gegen ihn.

Auf seine Erziehung hatten die Jesuiten einen mächtigen Einfluß, daher er auch für sie stets ein vorzüglicher Begünsti-

---

*) Unter allen Wittelsbachern bemerkt man des Himmels Segen in den Kindern oft auffallend; aber auch zugleich das herrliche Familienleben unter ihnen. Mit ausserordentlicher Sorgfalt pflegen sich die fürstlichen Gatten wechselseitig und eine zärtliche Anhänglichkeit an die Eltern beweisen die Kinder. Vertrauend wandelt der Wittelsbacher unter seinen Bajern und umsonst suchen wir in anderen Ländern jene liebende und geliebte Gemüthlichkeit, die wir so glänzend finden im Verhältnisse der Wittelsbacher zu ihren Bajern. Ohne Arglist wandelt der väterliche Fürst unter den Seinen, und voll Theilnahme blickt jeder Bajer auf Glück oder Unglück seines Regentenhauses, wie ein wohl erzogenes Kind nur aufrichtige Liebe und innige Ergebenheit zu seinen Eltern fühlt. Wir sagen gewiß nicht zu Viel, wenn wir behaupten, daß vorzugsweise in Bajern die Monarchie sich unter den Wittelsbachern von Jeher auf das uralte patriarchalische Verhältniß der Teutschen zu ihren Fürsten gründet. Wenigstens haben wir keine Ursache, andere Nazionen um ihre Regentengeschichte zu beneiden.

ger geblieben ist. Er war ein zärtlicher Hausvater und ein ächter Christ. Er und seine Gemalin waren Wohlthäter ihrer Umgebungen. An Kirchen und Klöster wurden von herzoglicher Hand ausserordentliche Gaben verabreicht. Prächtige Altarblätter wanderten durch seine Freigebigkeit in die Hände des Klerus. Für die frommen Väter der Gesellschaft Jesu ließ er meisterhafte Gebäude in Regensburg, Altötting, Landsberg und anderen Orten aufführen, und zwar nicht allein zur Beschäftigung jenes Ordens, sondern zu dessen Erholung. Er sorgte für die Gebrechlichen und Armen seines Volkes, wie ein wahrer Vater. Er erbaute das Konvikt in Ingolstadt; er errichtete das Herzogspital in München; er erbaute daselbst die Kapuzinerkirche, und ist der Schöpfer der majestätischen Michelskirche und des daran stossenden Kollegiums.

Jesuiten gab's nehmlich schon seit Albrecht V. in der Hauptstadt; allein ihr Wirkungskreis für die Studirenden war immer noch sehr beschränkt. Sie waren nehmlich zuerst der jezigen Michelskirche gegenüber bei den Augustinern abgestiegen, und im Jahre 1560 hatte ihnen der fromme Albrecht im hinteren Theile des Klostergartens ein kleines Collegium erbauen lassen, welches jedoch nicht ausreichte. Im Jahre 1583 wurde nun, um das Wirken der frommen Väter zu vermehren, von Herzog Wilhelm die den Augustinern gegenüberstehende Michelskirche zu bauen angefangen. Am 18. April desselben Jahres legte Wilhelm den Grundstein; im Jahre 1597 wurde sie am 6. Juli feierlichst eingeweiht; vor der Kirche führten bei dieser Gelegenheit 900 Jesuitenzöglinge das grosse Drama des Engelsturzes auf. Der Erbauer der Kirche hieß Wolfgang Müller; sein Bildniß hängt in der Sakristei der genannten Kirche.

Wilhelm erbaute auch ein Waisenhaus und für hilflose Pilger auf dem Rochusberge in München ein Pilgerhaus. Er ließ täglich 12 Arme ausspeisen, und versorgte das ganze Jahr hindurch 72 Arme mit Kleidern und Arzneien. Es wäre nun allerdings seine ganze Handlungsweise sehr zu billigen gewesen, wenn nicht die Finanzen des Landes unter seinen prächtigen Bauten gelitten haben würden; allein die Schuldenlast seines

Vaters wurde unter ihm so bedeutend vermehrt, daß er zulezt genöthigt wurde, die Regirung sparsameren Händen anzuvertrauen.

§. 254.

Politische Ereignisse unter Wilhelm V., dem Gottesfürchtigen.

Da Albrecht V. gestorben war, kam sein Sohn, Wilhelm, zur Regirung. Die Zeitverhältnisse erforderten einen tüchtigen, einen kraftvollen Herrscher; Wilhelm V. war ein liebevoller Fürst und moralisch gediegener Mensch, ohne aber zu einem durchgreifenden Herrscher in ernsten Zeitverhältnissen geboren zu sein. Seine ganze Regirung ist daher auch an Handlungen, insoferne sich solche auf die Regirung beziehen, arm. Er beschäftigte sich mehr und lieber mit geistlichen, als mit weltlichen Dingen, begünstigte die Jesuiten, machte glänzende Dotationen für Kirchen und Klöster, verminderte seine Finanzen, und vermehrte die Schulden des Landes, die schon unter seinem Vater, Albrecht V., eine für Bajern nicht wohl erschwingbare Höhe erreicht hatten.

Seine Regirung begann er mit einem kleinen Kriege gegen den bisherigen Erzbischof von Köln, Gebhard Truchses von Waldburg. Derselbe war nehmlich zur reformirten Religion übergetreten und hatte eine Gräfin von Mannsfeld geheurathet. Sein Domkapitel erhob dagegen Beschwerde, und Papst Gregor XIII. befahl eine neue Wahl, indem er den abtrünnigen Erzbischof mit dem großen Kirchenbanne belegt hatte. Auch die Bürger von Köln hatten keine große Lust, ihre katholische Religion niederzulegen, und sie begünstigten daher gleichfalls die feindlichen Schritte des Papstes gegen Truchses von Waldburg. Das Domkapitel wählte darauf den Bruder unseres Herzogs, Ernst, welcher schon Bischof von Freising, Hildesheim und Lüttich gewesen war. Gebhard von Waldburg widersezte sich natürlich der gegen ihn ergangenen Wahl, er nahm seine Zuflucht zu einem protestantischen Fürsten, Herzog Hein-

rich von Braunschweig. Allein der neuerwählte Erzbischof und Churfürst hatte die Kölner Bürger auf seiner Seite, und nahm noch seine Zuflucht zu seinem Bruder Wilhelm. Dieser schickte ihm ein kleines bajerisches Herr unter dem Befehle ihres beiderseitigen Bruders, Ferdinand, welcher auch wirklich gegen die protestantischen Waffen glücklich war, Godesberg und Bonn eroberte und im Jahre 1584 den ganzen Anhang des früheren Erzbischofes bei Burg besiegt hatte. Gebhard von Waldburg mußte fliehen und vollendete sein Leben in Straßburg. Sein Gegner Ernst starb eilf Jahre nach seinem Tode, am 27. Februar 1612.

Wilhelm V. hatte während jenes Krieges die Jesuitenkirche in München zu bauen anfangen lassen, um seinen geliebten Vätern Jesu, von denen er beinahe alles Heil, Andere alles Unheil, erwartete, ein prächtiges Kollegium mit einer gleich prachtvollen Kirche herzustellen. Auch nahm er den Gregorianischen Kalender, welcher auf Befehl des Papstes Gregor XIII. erschienen war, in seinem Lande auf. Durch diesen Kalender wurde das Jahr, in welchem er angenommen worden ist, um zehn Tage kürzer, indem der Julianische ein Jahr um eilf Minuten zwölf Sekunden zu lang angenommen hatte, und diese Zeitfrist von Julius Cäsar an bisher zehn Tage ausgemacht hatte. Die Einführung dieses Kalenders erregte viele Streitigkeiten, die zulezt in Augsburg sogar blutige Händel nach sich zogen, indem die Katholiken in Augsburg den gregorianischen, die Protestanten aber den Julianischen beibehalten wollten, durch diese Verschiedenheit aber das ganze bürgerliche Leben in Verwirrung kommen mußte. Erst gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts wurde der Gregorianische Kalender mit einigen Verbesserungen im ganzen teutschen Reiche eingeführt.

Ein weiteres, für die Familienverträge der Wittelsbacher wichtiges Ereigniß trug sich im Jahre 1588 zu. Der Bruder unseres Herzogs, Ferdinand, trat nämlich in ein engeres Verhältniß mit der Tochter eines Rentschreibers, Pettenbeck, zu München; die Tochter hieß Maria. Der Herzog wollte lange die Ehe nicht zugeben, allein nach vielen Bemühungen kam end-

lich der Vertrag zu Stande, daß die Nachkömmlinge aus der Ehe des Herzogs mit der Maria von Pettenbeck, die eben ihrer Heurath wegen zum Adel erhoben worden war, ins Künftige Grafen von Wartenberg heißen, aber durchaus keinen Anspruch auf die Erbfolge haben sollten. Die Linie der Grafen von Wartenberg starb in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts aus.

Während all dieser Ereignisse war der Protestantismus besonders im nördlichen Teutschlande mächtig fortgeschritten, und hatte aber auch im Süden, besonders in der Schweiz, gegen päpstliche Ansprüche Stimmen rege gemacht. Besonders merkwürdig war die symbolische Lehre des Zwingli vom Abendmahle, welche sich von der protestantischen Lehre in diesem Betreff dahin unterschied, daß Zwingli nur die symbolische Gegenwart Christi, die Protestanten aber die wirkliche Gegenwart desselben in dem heiligen Abendmahle annahmen. Erst in Wittenberg kam eine Vereinigung zwischen den Zwinglianern und Protestanten zu Stande. Jedoch hat Calvin den Lehrbegriff des Zwingli von seinem Catheder in Genf aus noch vollständiger ausgebildet, und dadurch die frühere Vereinigung wieder gespalten, so zwar, daß die Protestanten gegen die reformirten Anhänger des Calvin von nun an einen weit größeren Haß trugen, als gegen die Katholiken; allerdings ein Beweis, daß die Aufhebung der Positivität einer Religion am allerwenigsten fähig ist, die Menschheit in ihrem unweisen Zustande zu beglücken.

Weitere Ereignisse ernsterer Natur erfolgten unter der Regirung Wilhelm V. nicht; nur ist zu bemerken, daß von nun an die Rudolphische und Ludwig'sche Linie einander höchst feindlich gegenüber stehen. Der Churfürst von der Pfalz, Otto Heinrich, war Protestant, die Herzoge von Bajern aber Katholiken. Jene herrschten in der Rheinpfalz und in der obern Pfalz, die Rheinpfälzer hingen den Lehren des Calvin, die Oberpfälzer aber denen des Luther, die Neuburger ebenfalls, nur die Altbajern dem Catholizismus an. Nun sollten, vermöge des Ludwigischen Hausvertrages von Pavia, die Rudolphischen und Ludwigischen Linien sich wechselseitig im Falle des Aus-

sterbens in ihren Besizungen folgen. Otto Heinrich war aber ein strenger Reformirter, Wilhelm V. dagegen ein eben so strenger Katholik. Diese feindseligen Grundsäze der Wittelsbachischen Verwandten erzeugten manchen Familienhaß, der erst später gemildert oder aufgehoben worden ist.

Nachdem nun Wilhelm V., wie wir schon im Eingange bemerkt haben, die Schulden des Landes durch Bauten aller Art vermehrt, den Jesuitismus begünstiget und zu einer höchst einflußreichen Höhe erhoben hatte, schrieb er plözlich an alle seine Stände und Landesbeamten aus, daß er die Regirung zu Gunsten seines Sohnes Maximilian I. niedergelegt habe. Wilhelm V. zog sich hierauf von allen öffentlichen Geschäften gänzlich zurück und pflegte religiöser Handlungen mit seiner ebenfalls sehr frommen Gattin, Renata, bis zu seinem Tode, 1626. Jeder Bajer kann seinen Sarg in der großen Gruft der von ihm gestifteten Michelskirche in München sehen.

§. 255.

Rückblick auf das fünfte Kapitel.

Es ist für uns in der bajerischen Geschichte nichts Neues, Regirungsperioden zu sehen, in welchen wir jene Handlungen nicht finden, die wir am Anfange zu finden hofften. Ein kleines Reich wird mit seinen Ereignissen aus Mangel an Selbstständigkeit oft nur ein bedeutungsloses Anhängsel eines größeren. Die Zeit, in welcher Wilhelm V. Herzog unseres Vaterlandes gewesen ist, war gleichsam eine Erholungs-Periode für die Religions-Partheien des ganzen teutschen Reiches. Jede Parthei hat sich Anhänger gesucht, hat ihre Kraft vermehrt, und durch Gewalt oder Ueberredung die Kräfte der Anderen vermindert. Auch Wilhelm V. trug sein Schärflein zur Begünstigung des Katholizismus bei. Die Erziehung der Jugend vertraute er den Jesuiten an, ohne daß er wußte, es werde ein Nachkomme von ihm den frommen Vätern die fernere Existenz in Bajern verbieten. Zweckmässige Bauten hat Wilhelm V. errichtet, aber nur innerhalb des ihm theuern Bezirkes, in München und seinen

Umgebungen. Die grosse Aufgabe des Landes, die ernste Forderung Bajerns an seinen Fürsten hat er nicht erfüllt. Den Rechtszustand empörte noch immer die Unsicherheit, die herzoglichen Rechte ermangelten noch immer der Consolidirung, die Finanzen der Ordnung, und Wilhelm V. nahm auf das Alles keine Rücksicht; sondern wirthschaftete auf unkluge Art so lange fort, bis er einsah, seine Schultern seien der Regirungslast so wenig als der Schuldenlast des Landes gewachsen.

Vergleichen wir jene Zeit mit der unserigen, so finden wir einen mächtigen Unterschied, der um so auffallender wird, je ernster der Charakter beider Perioden ist. Ein Fürst kann, ohne die Schuldenlast des Landes zu vermehren, durch die Einführung eines zweckmässigen Haushaltes, auch durch großartige Bauten seinen Namen der Nachwelt überliefern; ein Fürst vermag auch ohne die Jesuiten an der Religion seiner Väter zu halten, kurz, sei die Zeit noch so ernst, so kann ein Fürst Herr derselben werden, wenn er mit einer umfassenden Politik Klugheit und Kraft, gerechten Sinn und Ausdauer verbindet. Das größte Verdienst Wilhelms V. ist wohl seine Entsagung. Er kannte die Fähigkeit seines großartigen Sohnes Max; er wußte, daß den Bajern mit seiner religiösen Stimmung allein nicht geholfen sei; daß ein Volk nicht allein an der Gottesfurcht seiner Fürsten genug habe, sondern daß dasselbe nebenbei auch einer kräftigen Leitung in den Staatsverhältnissen bedürfe, und deswegen legte er die Regirung nieder.

Sechstes Kapitel.

Maximilian I., Herzog und Churfürst..

Ein Fürst, der Gott und seine Völker liebt,
Der Jedem Recht und Wahrheit gibt;
Der unter Männern ist der erste Mann,
Ein solcher Fürst war Maximilian.

§. 256.

Abstammung, Familie und Charakter Max I. *)

Als Wilhelm V. von der Regirung abtrat, kam sein Sohn, Maximilian I., als Herzog, zur höchsten Landeswürde. Maximilian I. war in Landshut am 17. April 1573 geboren,

*) Neben Max I. regirten in Teutschland folgende Kaiser:

1) Rudolf II., ältester Sohn Maximilians II. und der Maria, Prinzessin von Spanien. Derselbe war geboren 1552, und nachdem er zum Könige von Ungarn, Böhmen und Rom nach kurzen Zwischenräumen gekrönt worden war, folgte er seinem Vater in der Regirung 1576 und starb in Prag 1612, ohne Kinder zu hinterlassen. Rudolf II. war ein schwacher Kopf, der zu einem teutschen Kaiser wenig Anlagen besaß, und den dreissigjährigen Krieg eher herbei rief, als ihn entfernte. Er starb als Opfer der ehrgeizigen Umtriebe seines Bruders und Nachfolgers

2) Mathias. Derselbe war geboren 1557, wurde Statthalter der Niederlande 1577, König von Ungarn 1608, von Böhmen 1611 und erwählter Kaiser des teutschen Reiches 1612. Er starb 1619. Man hatte sich von Kaiser Mathias Vieles versprochen, ist aber in allen schönen Erwartungen getäuscht worden. Ihm folgte

kam zur Regirung über unser Vaterland im Jänner 1598, wurde Churfürst am 25. Februar 1623 und erhielt die obere Pfalz 1628, vermählte sich zum Erstenmale am 6. Febr. 1595, und zum

---

3) Ferdinand II., ein Sohn Karls, Erzherzogs von Oesterreich und Herzogs von Steiermark, dann der Maria Anna, Prinzessin von Bajern. Ferdinand II. war somit ein Enkel Kaiser Ferdinands I. Er wurde geboren 1578, wurde König von Böhmen 1617, von Ungarn 1618, Kaiser 1619 und starb 1637. Während seiner ganzen Regirungsperiode dauerte der fürchterliche Krieg. Ferdinand II. war ein Zögling der Jesuiten, nicht selten grausam und feig. Die protestantische Religion gänzlich zu vertilgen und die Herrschaft seines Hauses durch fremde Truppen zu vergrössern, war sein Zweck; er hat ihn nicht erreicht. Ihm folgte sein Sohn

4) Ferdinand III. Derselbe war geboren 1609, wurde König von Ungarn 1625, König von Böhmen 1627, römischer König 1636, Kaiser und Nachfolger seines Vaters 1637. Er starb 1657. Unter ihm wurde dem Schwedenkriege durch den westphälischen Frieden ein Ende gemacht.

Mit weniger Stolz, als die österreichischen Monarchen, aber mit schlauerer Politik regirte der heilige Stuhl in Rom. Die bessere Zeit war für die katholische Kirche gekommen, und man bemerkt im Vatikan eine regere und gewissenhaftere Thätigkeit für die Katholiken. Folgende Päpste regirten neben Maximilian I.:

1) Clemens VIII. 1592 — 1605. Wenn derselbe auch Ferdinand II. in Loretto seinen Segen gab, als derselbe zur heiligen Jungfrau pilgerte, um ihren Schuz zur Ausrottung des Protestantismus zu erflehen; so war es ihm doch nicht so sehr um eine grausame Vertilgung der Kezer, als vielmehr um eine ruhige Bekehrung derselben zu thun. Ueberhaupt bemerkt man schon eine doppelte Person im Papste: den Fürsten von Rom und den Vorstand der katholischen Welt. Dem ersten ist die Vergrösserung der österreichischen Macht durch die Unterdrückung der protestantischen Staaten nicht gleichgültig, dem zweiten liegt an der Aufrechthaltung und Bevestigung der römisch-katholischen Lehre, und zwischen diesen zwei Ufern fließt die neue Lehre ruhigen Ganges fort. Nach Clemens VIII. kam zur Regirung

Zweitenmale am 17. Julius 1635. Max I. starb am 27. September 1651 in München und ruht in der Jesuitenkirche daselbst an der Seite seines Vaters. Maximilians beide Gemalinen waren:

1) Elisabeth, die Tochter des Herzogs Karl II. von Lothringen und seiner Gemalin Klaudia. Sie war geboren im Jahre 1573, und vermählte sich mit Max I. am 6. Februar 1595. Sie starb am 4. Jänner 1635 in Ranshofen kinderlos und liegt an der Seite ihres Gemals begraben. Elisabeth war eine an Seelengüte und Verstand ausgezeichnete Fürstin.

2) Maria Anna, Kaiser Ferdinands II. Tochter. Dieselbe war geboren am 13. Jänner 1610 und vermählte sich mit Churfürst Max I. am 17. Juli 1635. Sie starb am 25. September 1665, nachdem sie besonders bei den Armen den unsterblichen Ruf einer wohlthätigen Landesmutter hinterlassen hatte, und liegt in der Gruft zur Jesuitenkirche Münchens, wo sie viele Gebete als Wittwe am Sarge ihres geliebten Gemals zum Himmel gesendet hatte, begraben.

---

2) Leo XI., Alexander Medicis, der jedoch nur sechs und zwanzig Tage auf dem heiligen Stuhle saß. Nach ihm

3) Paul V., Camillus Borghese, 1605 — 1621. Man darf wohl sagen, Paul V. war der letzte Papst, der es wagte, die Behauptung geltend zu machen, Königskronen seien päpstliche Geschenke. Auf ihn folgte

4) Gregor XV., 1622 — 1623, Gründer der Congregatio de propaganda fide, ein heftiger Gegner der Protestanten. Traurig und durch viel Blut empörend war die Wahl seines Nachfolgers

5) Urban VIII. 1624 — 1644, in dessen, durch Künste und Gelehrsamkeit nicht unrühmliche Periode der größte Theil des dreissigjährigen Krieges fiel. Auf ihn folgte

6) Innozenz X. 1645 — 1655, der den westphälischen Frieden fruchtlos verdammte.

Aus dieser zweiten Ehe wurden folgende Kinder erzeugt:

a) Ferdinand Maria Franz Ignaz Wolfgang, geboren am 31. Oktober 1636 und gestorben am 26. Mai 1679, war der Nachfolger seines Vaters.

b) Max Philipp Hieronymus, geboren am 30. September 1638, erhielt durch väterliche Ordnung vom 5. Juni 1650 die Landgrafschaft Leuchtenberg als ein rechtes Patrimonium, vermählte sich am 24. Mai 1668 mit Maurizia Febronia de la Tour, einer Tochter des Herzogs von Bouillon, Friedrichs Moriz, welche am 20. Juni 1706 starb, und bei St. Michael in München begraben liegt. Max Philipp regirte als Vormund seines Neffen, Max Emanuel, vom 26. Mai 1679 bis zum 11. Juli 1680, und starb kinderlos am 20. März 1705.

Maximilian I. lebte in einer Zeit, wo das Vaterland in Leiden aller Art schmachtete. Er trat die Regirung mit einer schweren Schuldenlast an und hob den Kredit des Landes auf eine unerwartet glänzende Weise. Da nahte der grauenvolle dreissigjährige Krieg. Er, als Vorstand der katholischen Liga, als persönlicher Freund Kaiser Ferdinands II., opferte Vieles für das österreichische Haus. In seiner Hand lag nicht selten das Schicksal seines nachbarlichen Kaiserthrones, und er war uneigennüzig genug, fortan nur das Beste für jenen Thron zu leisten. Groß war der Dank nicht für seine Bemühungen. Neben Gustav Adolf stand er als gleich umsichtiger und grosser Staatsmann in der politischen Welt, und die Geschichte spricht kein ungerechtes Urtheil über ihn, wenn sie sagt, Maximilian I. ist auch einer der vortrefflichsten Krieger seiner Zeit gewesen. Mit seinem Jugendgenossen, Kaiser Ferdinand II., an der Landesuniversität Ingolstadt in allen Zweigen einer großartigen Staatskunst unterrichtet, vertraut mit allen Fugen einer damals höchst nothwendigen Politik, reich an gediegenen Geistesgaben, vortrefflich an Gemüth und Herz, warm für alles Gute und Schöne, eisig für das Laster, kurz ein Fürst, den die Vorsehung schon von der Wiege aus zum Throne berufen hatte, war Ma-

ximilian zugleich der Retter seiner Landesreligion, und im Glücke, wie im Unglücke, der Vater seines Volkes.

In einer ruhigeren Zeit würde Max I. seinem Volke und seinem Vaterlande ein Fürst gewesen sein, dessen Schöpfungen viele Jahrhunderte überlebt hätten; zu seiner Zeit aber, wo die Fackel des Krieges viele Jahre hindurch über die verheerten Fluren des von ihm so sehr geliebten Bajerns leuchtete, rissen ihn die Ereignisse in die Fugen einer europäischen Politik, und Max mußte als Repräsentant der heiligen Liga sein Vaterland nicht selten vergessen, um sich desto kräftiger an die gemeinsame Sache seines Bundes, an die Erhaltung und Bevestigung der katholischen Religion und die Beschüzung des kaiserlichen Thrones und der teutschen Reichsverfassung zu erinnern.

Man darf wohl sagen, wenn Max I. nicht gewesen wäre, so würde die teutsche Kaiserkrone wohl kaum mehr in den Räumen des habsburgischen Hauses zu finden gewesen sein. Nur Max meinte es redlich mit seinem mächtigen Nachbar, beinahe redlicher, als mit sich selbst. Sein Charakter als Mensch, wie als Fürst und Staatsmann kennt keine Flecken. Recht und Gerechtigkeit galt ihm über Alles, über Alles die Religion seiner Väter. Reich in den Schöpfungen gediegener Plane war er auch eisern in der Ausführung derselben. Ein zärtlicher Vater für seine Familie war er auch ein zärtlicher Fürst für seine Völker. Es ist wahr, Max I. hätte manches grausame Schicksal von den sonst so glücklichen Fluren seines Vaterlandes abwenden können, manche Thräne wäre nicht geflossen, wenn Max I. eine andere Politik befolgt haben würde; allein um den Preis der Erhaltung seiner Landesreligion war ihm auch die Thräne aller Bajern nicht zu theuer. Gerne weinte auch er über das Elend seines Volkes, aber seine Thränen konnten seinen redlichen und frommen Charakter nicht besiegen. Er erreichte seinen Zweck und blieb sich treu bis an's Ende seiner Tage.

Früh gesammelte Kenntnisse in der Welt- und Landesgeschichte, in der Mathematik, in der Rechtsgelehrsamkeit und Philosophie; gereifte Erfahrungen auf mehreren Reisen liessen ihn scharfe Blicke in das öffentliche und Privatleben seiner Zeit

werfen; seine ausserordentliche Sprachfertigkeit im Lateinischen, Italienischen, Spanischen und Französischen machte ihn zum umsichtigen Diplomaten; seine hohe und schöne Körpergestalt wieß jedem Betrachter durch ein feuriges Auge einen feurigen Geist, und die Ehrfurcht mangelte ihm von Niemanden, höchstens ein maaßlos ehrgeiziger Wallenstein konnte einem ihn bemitleidenden Fürsten mit beissendem Hochmuthe begegnen. Max war, um's kurz zu sagen, ein moralisches und politisches Fürstenmuster aller Zeiten. Bajern wird ihn nie vergessen, so lange sein Thron auf den kräftigen Schultern der Wittelsbacher ruht, und welcher Sohn des uralten Vaterlandes wird nicht am Schlusse dieser Charakterschilderung Maximilians I. mit uns voll Innigkeit zum ewigen Erhalter der Völker und Throne ausrufen: „Gott erhalte Wittelsbach für ungezählte Jahrtausende!“

§. 257.

Bajern unter Max I., von seinem Regirungsantritt bis zur Entstehung des dreissigjährigen Krieges.

Nur ein Maximilian konnte mit seiner allgewaltigen Kraft in die Fugen der düstern Gegenwart entscheidend eingreifen. Nur ihm war es vergönnt, Bajern zum Lande der Entscheidungen in einer Periode zu machen, die bei ihrem Beginne wohl voraussehen ließ, daß im Kampfe mit dem Alten das Neue dennoch siegen werde; aber wo keine Ahnung das Ende des wüthenden Kampfes selbst voraus zu bestimmen vermochte. Eine böse Zeit, in der der Religionsfriede den Protestanten die Freiheit ihrer Religion sicherte, das Conzilium von Trient aber die neuen Bekenner verkezerte und verdammte; eine böse Zeit, wo die Politik die Erhaltung der Protestanten gebot, der römisch-katholische Glaube aber mit seinem Jesuitischen Einflusse ihre Vertilgung forderte; eine herbe Zeit, wo der protestantischen Union die Einheit, das erste Erforderniß eines gediegenen Bundes, mangelte, den Römisch-Katholischen aber, oder

der heiligen Liga im Herzoge Max ein kräftiger Einigungspunkt gegeben wurde.

Maximilian I. sah jedoch nach angetretener Regirung nicht so sehr auf die äusseren, als vielmehr auf die inneren Verhältnisse seines Landes. Eine grosse Schuldenlast lag vor ihm; das Land war durch die leichtsinnigen Vergeudungen seines Vaters in Beziehung auf seinen Kredit tief gesunken, so tief, daß Wilhelm, wiewohl fruchtlos, sogar die der Sparsamkeit nicht gar günstigen Jesuiten um Geld ersucht hatte. Die Administrazion unseres Vaterlandes seufzte unter den Bedrückungen erkaufter Stellen; die Justiz ermangelte der Sicherheit und des gerechten Sinnes, weil ihr die nöthigen Gesetze fehlten. Der Protestantismus war in manchen Pallast und in manches Schloß gedrungen, und der Klerus der katholischen Religion hörte noch immer den Vorwurf der Sittenlosigkeit. Die Aufgabe war schwierig, ein Land und ein Volk, das unstreitig politisch und moralisch tief gesunken war, zu heben, noch schwieriger aber, dasselbe auf einem erhöhten Standpunkte zu erhalten. Max I. war dieser Aufgabe, als wäre er zum schüzenden Genius Bajerns berufen gewesen, gewachsen.

Er zählte fünf und zwanzig Jahre, als er die schwierige Regirung aus den frommen aber schwachen Händen seines Vaters übernahm, ein Alter, dessen Kraft fähig war, das zerbrechliche Gebäude des Staates und der alten Kirche neu zu begründen und zu bevestigen. Von Jesuiten erzogen, war und blieb er ein ächter römischer Katholik, ohne aber seinen Willen von dem seiner früheren Erzieher abhängig zu machen. Was er thun werde, wollte er selbst thun; Selbstständigkeit des Charakters unterstüzte seine freie Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Wahrheit des Katholizismus. Eben seine Ueberzeugung aber war es, welche ihn schroff jeder Neuerung in Glaubenssachen gegenüber stellte; dessenungeachtet verband er aber eine sorgfältige und gerechte Politik mit dieser seiner Ueberzeugung. Max I. war deshalb unstreitig auch der erste Staatsmann, als er die Zügel der Regirung ergriff.

Oesterreich schmachtete unter dem drückenden Joche eines

unselbstständigen Kaisers; Teutschland unter den trüb aussehenden Verhältnissen einer fanatischen Religionstrennung; der Protestantismus hatte kein Haupt; in Italien blieb die alte Unsicherheit und der schädliche Schlendrian des römischen Klerus; in Frankreich predigten die Jesuiten ungescheut den Königsmord. Ganz Europa hatte die Hand am Schwerdte, und kein Fürst getraute sich, dasselbe zuerst zu ziehen. Diplomatische Verhandlungen sollten den nahenden Sturm beschwören; sie hielten ihn eine Zeitlang zurück. Desto heftiger aber brach er später aus.

Maximilian I. wußte wohl, daß früher oder später ein fürchterlicher Krieg unvermeidlich sei. Wie ein unsicherer Kahn auf weitem, nach und nach aufwogendem, Meere lag sein Bajern auf der Bühne großartiger Ereignisse. Um das Vaterland und mit ihm die ehrwürdige Religion seiner Väter zu halten, bedurfte es einer sicheren Hand. Aber eben dieses Vaterland hatte Schulden, kein Militär, keinen sicheren Staatshaushalt, keine gediegene Justiz, keine gleichförmige Religion, war klein, hatte keine zweckmässigen Gränzen, war auf der einen Seite bedroht von der Ländersucht Oesterreichs, auf der anderen vom Hasse der Protestanten, im Inneren von politischen Gebrechlichkeiten; kurz um Bajern stand es schlimm. Wenn ein Fürst gediegene Sorgfalt auf seine Völker verwenden will, so muß er dieselben erst kennen. Maximilian I. kannte seine Bajern, er kannte aber auch seine Feinde, und aus eben dieser Kenntniß konnte er aber auch die Mittel finden, den Kahn der Regirung vest durch das stürmende Wogenmeer der Gegenwart und Zukunft zu rudern; ein vester, furchtloser und sicherer Schiffer.

Daß er mit seinen Finanzen nicht mehr, wie der fromme Vater, haushalten dürfe, wußte er wohl, und er schränkte daher zuerst seine eigenen Hofausgaben ein. Eine durchgreifende Sparsamkeit regelte vorerst die Finanzen des kleinen Staates. Einen Sparpfenning in der Noth zu haben, war seine erste Aufgabe; ein tüchtiges Heer zu rüsten, seine zweite; Ingolstadt besser zu bevestigen und dadurch die militärische Existenz seines Landes zu sichern, die dritte; denn ein tüchtiges Kriegs-

heer, unerschöpfte Kassen und unbesiegliche Landesvestungen, meinte der umsichtige Fürst, seien die ersten Bedingnisse zu einer geordneten und Achtung einflössenden Regirung.

Mit einem Muthe, wie Keiner vor ihm, begegnete er den unzeitigen Ansprüchen seiner Landstände, in deren Händen das Recht lag, Steuern zu bewilligen oder zu verweigern. Ohne neue Freibriefe zu gewähren, zwang er sie, eine Million Schulden zu übernehmen, die der Aufwand seines Vaters vollzählig gemacht hatte. Dadurch gewann er doppelt: an Macht und Einfluß über seine Landstände und an Kredit und Geld für seine Unternehmungen. Ueberhaupt war das Institut der Landstände damals bis zur Schädlichkeit für das Vaterland und seine Regirung herabgesunken; Eigennuz leitete fast jedesmal ihre Zustimmungen oder Verweigerungen. Max I. wußte das wohl, und deswegen hemmte er ihre Eingriffe in seine herzoglichen Rechte und erwarb sich dadurch die Sicherheit in der Regirung. Zulezt machte er das genannte Institut dem Volke verdächtig und entfernte es ganz. An ihre Stelle rief er die Abgeordneten.

Auf dem Landtage von 1605 wurden ihm noch ferner bewilligt 500,000 Gulden Vertheidigungsgelder, 266,000 Gulden Anlehen und 150,000 Gulden jährliche Kammergutsverbesserung, so daß er nun in seinen kriegerischen Entwürfen nicht mehr gehindert war. Die bisher bewilligten Abgaben blieben, neue machte er nicht, eben so wenig vermehrte er die Schulden seines Landes. Zu Staatsdienern wählte er sichere und treue Männer, besoldete sie nach Verhältniß ihrer Aemter in der Art, daß er ihres Dienstes stets versichert sein konnte, und dieselben bei einem klugen Haushalte nicht gezwungen wurden, über Noth zu klagen. Er verdrängte durch scharfe Verordnungen den Luxus seines Volkes und hob durch strenge Polizeimaaßregeln die Sittlichkeit der Bajern. Mit eiserner Beharrlichkeit suchte er die Gebrechen der Verwaltung und Justiz zu entfernen und eine allseitige Regelmässigkeit in die ganze Regirung zu bringen. Die Industrie des Landes hob er durch das Verbot mehrerer ausländischer Produkte, die zu weiter nichts bisher gedient hat-

ten, als den Aufwand des Volkes zu erhöhen und die Produkzionskraft desselben zu erschlaffen. Ein eigens aufgestellter Handelsrath mußte den Kunstfleiß der Bayern beaufsichtigen und das Fortschreiten desselben mit gebührenden Aufmunterungen lohnen.

Den ärmeren Klassen des Volkes gab der umsichtige Landesvater Arbeit und Nahrung an den verschiedenen Neubauten, worunter die zweckmässigere Bevestigung von Ingolstadt, die Residenz und mehrere Wohlthätigkeitsanstalten in München und ausserhalb dieser Stadt gehörten. Um seinen großartigen Unternehmungen auch einen besonderen Schwung durch nie versiegende Einkünfte zu geben, eignete er sich den Salzhandel von Reichenhall aus zu, und vermehrte durch andere Einrichtungen, namentlich durch Bierbrauereien, seine speziellen Einkünfte.

Dem Gerede, er sei geizig, wußte er durch seine Handlungen, die immer nur das Beste seines Volkes zum Zwecke hatten, zu begegnen. Ein neues Gesezbuch sicherte nach und nach den Unterthanen die Gerechtigkeit der Justiz, und die Promptheit derselben wurde durch mehrere zweckmässige Verordnungen aufrecht erhalten, oder, wo es nöthig war, neu geschaffen. Nicht Alles, was hier genannt worden ist, geschah aber sogleich am Anfange seiner Regirung; jedoch zu Allem ward der Grund gelegt. Max I. wußte wohl, daß für seine, alle Verwaltungszweige des Staates organisirende Politik, Geld und Militär nöthig sei, wenn nicht sein künftiges Gebäude eines sicheren Grundes entbehren sollte, darum hatte er auch auf diese beiden Dinge seine Hauptsorgfalt verwendet. Die Landstände bewilligten ihm das Erste; für das Zweite sorgte er selbst. Wie nüzlich für innere und äussere Feinde des Staates ein wohl organisirtes Heer sei, wußte er wohl, und mit Eifersucht sah er auf die ständige, wenn auch kleine Armee seines Vetters, Churfürsten Friedrich V. von der Pfalz.

Grossen Schwierigkeiten bei Schöpfung eines vaterländischen Heeres begegnete er zwar; allein er überwand sie alle durch ausharrenden Eifer. Es wurde somit eine Verordnung erlassen, vermöge welcher der dreissigste und im Nothfalle der

zehnte Mann militärpflichtig sein sollte, ein sogenanntes Conscripzionsgesez. Die Conscribirten erhielten eine eigene und zweckmässigere Uniform, als bisher; ausländische Offiziere, die ihre militärischen Kenntnisse im Kriege schon erprobt hatten, mußten die Bildung seiner Soldaten zum Kriegsdienste schaffen und befördern. Vorzüglich Niederländer, welche in spanischen Feldzügen gegen die Protestanten schon ihren Muth erprobt hatten, wurden berufen. Unter ihnen befand sich auch der Graf Tilly*), der gefürchtetste Protestantenfeind.

Im scheinbar friedlichsten Zustande sezte er die Rüstungen seiner Armee fort, und wenn er von einem mißtrauischen Kabinete um den Grund derselben befragt wurde, gab er zur Antwort, er rüste sich gegen die Türken. Alle Vertheidigungsanstalten haben aber den Protestanten gegolten; denn gegen sie hatten seine Jugendlehrer ihm den tiefsten Haß in die Brust gepflanzt, der bald mit ziemlich reichhaltigen Früchten wuchern sollte.

Das Heer war ausgerüstet; der Staat im Innern so ziemlich vortheilhaft organisirt; und nun konnte der mächtige Staatsmann einen sicheren Blick in die Zukunft werfen. Sie kam, die grauenvolle Enthüllerin blutiger Wahrheiten. Jahrhunderte hatten sie vorbereitet, die nächste Vergangenheit aber eilfertig gerufen. Der Augsburger Religionsfriede war zwar ausgesprochen; allein wer wollte für die Aufrechthaltung desselben bürgen, so lange das Conzilium von Trient und die Jesuiten ihn verdammten? Wer konnte den Protestanten die freie Ausübung ihrer Religion hin-

---

*) Johann Tzerclas, Graf von Tilly, wurde 1559 geboren. Seine Eltern bestimmten ihn zum geistlichen Stande und zwar zum jesuitischen Berufe. Der junge Graf jedoch spürte wenig Lust zu diesem in jener Zeit schon politisch feinen Geschäfte und vertauschte die Theologie mit dem Degen. Zuerst nahm er spanische Dienste, dann bajerische, endlich wurde er Reichsfeldmarschall der heiligen Liga. Er zerstörte Magdeburg und wurde selbst von einer Falkonetkugel in dem Treffen bei Donauwörth tödtlich verwundet und starb in Ingolstadt 1632.

fort sichern, so lange ein Kaiser, ein Papst mit seiner gesammten Klerisei, ein talentvoller Herzog, ja so lange endlich sogar die ganze teutsche Reichsverfassung ihre Vertilgung laut forderten? Die Jesuiten erklärten doch öffentlich schon, es sei sogar Sünde, den Religionsfrieden zu halten; der Reichshofrath entblödete sich nicht, rechtswidrige Beschlüsse und Entscheidungen gegen die Protestanten ergehen zu lassen.

Wozu auch Kezern Treu und Glauben halten, Recht und Gerechtigkeit geben; da sogar der Eid, in die Hände der Protestanten geschworen, von den Jesuiten für null und nichtig erklärt worden ist! Der Zweck heiligt die Mittel. So lautete der politische Grundsaz der frommen Väter. Der Zweck aber ist die Vertilgung der Protestanten zur grösseren Ehre Gottes, gleichviel, ob das Mittel, zu diesem Zwecke zu gelangen, blutig oder unblutig, gut oder schlecht sein mochte.

Maximilian I. war, wenn auch nicht von schlechten Mitteln, aber doch von dem Grundsaze der römisch-katholischen Kirche vest überzeugt, daß man die Protestanten vertilgen müsse. Und die Nothwendigkeit dieses Sazes fand auch sogar Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit in den Verhältnissen der Protestanten selbst. Bisthümer und Klöster waren von protestantischen Fürsten eingezogen worden, mit dieser Einziehung aber waren auch die Bischöfe und Aebte und mit ihnen im Verhältnisse zur Reichsverfassung ihre Rechte und Pflichten verschwunden. Niemand wußte bisher anders, als daß Bischöfe und Aebte als Hierarchen, die im römischen Verbande stehen, auch auf den Reichstagen ihre Stimmen haben. Sobald sie aber aus dem römischen Verbande getreten sind, hören diese Stimmen auf, und die protestantische Parthei ermangelt einer vollen Vertretung auf den Reichstagen selbst. Sie war daher schon aus diesem Grunde die schwächere, und ihre Interessen konnten in Beziehung zum Reichsverbande nicht gehörig besorgt werden. Dazu kam aber noch die Uneinigkeit unter den Bekennern der neuen Lehre selbst, der Unterschied zwischen Protestanten und Reformirten, die sich wechselseitig mehr haßten, als die Katholiken von beiden gehaßt wurden. Welcher Friede mochte wohl

der sein, unter dessen Schuz der Religionshaß fürchterliche Wurzeln trieb, wo das ganze Gebäude der teutschen Staatsverfassung in seinen innersten Fugen täglich mehr und mehr erschüttert worden ist!

Der Ausbruch des Krieges trat jedoch noch lange nicht ein, aber die Nothwendigkeit desselben war unabweislich. Die Loosung der mächtigeren katholischen Parthei hieß: Vertilgung der Protestanten und Reformirten oder Krieg; die der Protestanten und Reformirten aber Krieg und Aufrechthaltung der neuen Religion, Aufrechthaltung ferner ihres Reichsverbandes. Eine Parthei jedoch scheute sich vor der andern. Kaiser Rudolf hatte in seinem Hause genug zu sorgen; unser Landesfürst war nicht mächtig genug, um den neuen Bekennern im Namen der heiligen Liga, die zwar erst später entstand, entgegen zu treten; Frankreich begünstigte die neue Lehre, um die heranwachsende Macht des Hauses Oesterreich zu brechen, kurz der Krieg ward immer nur verschoben; desto fürchterlicher und für alle Interessen des Landes drückender war der Friede. Um Prinzipien hat es sich gehandelt, und einen Krieg um Prinzipien beginnt man nicht gerne, weil sein Ende nicht voraus gesehen werden kann. Die Ereignisse der Zeit, und diese mit ihren nothwendigen Folgen aber haben denselben gerufen. Die ersten Anklänge des neuen Kampfes fühlten die Protestanten in Donauwörth. Donauwörth war ehemals bajerisch, dann wurde es zur Reichsstadt, kam sodann wieder in bajerische Hände und wurde zulezt nochmal zur Reichsstadt erhoben. Für Bajern war diese Vestung von besonderer Wichtigkeit, weil sie gleichsam den Weg von Schwaben aus in's Vaterland schüzte.

Max I. wußte die politische Wichtigkeit dieser Stadt für seine Plane wohl zu berechnen, und die Zeit kam, wo sein militärischer Eifer die erste Frucht geniessen sollte.

In Donauwörth, als in einer Reichsstadt, gab es ziemlich viel Protestanten. Jedenfalls hatten diese, wie in den meisten Reichsstädten, das Uebergewicht über die Katholiken. Die Toleranz war nun bei beiden Theilen eine nicht selten vergeblich gesuchte Sache. Die Protestanten giengen nehmlich so weit,

daß sie den Katholiken die freie Ausübung ihrer gottesdienstlichen Gebräuche gegen die Grundsäze des Augsburger Religionsfriedens untersagten, ein Schritt, der nicht allein ungesezlich, sondern in der Nähe unseres zum kleineren Kampfe wohl gerüsteten Max höchst unpolitisch gewesen ist; denn so viel konnten die Donauwörther Protestanten voraussehen, daß das katholische Teutschland ihre feindseligen Schritte nicht wohl billigen werde, vorzüglich der nahe Bajernherzog nicht, der vermöge seiner Grundsäze jede Erweiterung protestantischer Rechte für unstatthaft erklären mußte. Nebenbei aber konnten sie auch bei wenigem Betrachte wohl muthmassen, daß der katholische Klerus mit seinen Jesuiten Alles aufbieten werde, um jeden Eingriff in die Rechte ihrer Glaubensgenossen thätlich zurück zu weisen, und nöthigenfalls zur Abschreckung anderer gebührend zu züchtigen.

Endlich war aber das obengenannte Verbot katholischer Religionsübungen auch noch deswegen höchst unpolitisch, weil die Donauwörther Protestanten von ihren Glaubensgenossen in Nordteutschland keine Hilfe gegen katholische Angriffe zu erwarten hatten, da die politische Einigkeit noch lange nicht Haupttugend der neuen Bekenner gewesen ist, und kein Moriz mehr mit seinen wohlgerüsteten Armeen dem Feinde die Spize bieten konnte. Kurz das bezeichnete Verbot war im höchsten Grade untolerant, ungerecht, ungesezlich, unüberlegt und unpolitisch, und wer sollte glauben, daß eben dieses Verbot eine Hauptursache zum dreißigjährigen Kriege mit gewesen ist! Es blieb aber nicht bei'm blossen Verbieten katholischer Religionsübungen in jener Stadt. Wegen der grösseren Anzahl und Unverträglichkeit der Protestanten war nehmlich schon seit 1567 das Verbot geltend gemacht worden, daß in Donauwörth keine katholischen Prozessionen mehr gehalten werden sollten. Im Kloster zum heiligen Kreuz befand sich aber der Abt Lienhard, welcher, ohne jenes Verbot zu achten, im Jahre 1606 eine solche Prozession veranstaltete. Sein Vorgesezter, der Bischof von Augsburg, hatte nehmlich bei'm Reichshofrath Beschwerde gegen jenes Verbot geführt, und die Entscheidung war, wie natürlich,

zu Gunsten der Katholiken ausgefallen. Der genannte Abt führte daher eine Prozession am Markusfeste des bezeichneten Jahres von Donauwörth nach Ochselsheim. Ohne Beleidigung zogen die frommen Waller aus, wurden aber bei ihrer Rückkehr von den Protestanten zuerst mit unanständigen Beschimpfungen, endlich mit Thätlichkeiten so zwar empfangen, daß mehrere Menschen aus den katholischen Reihen getödtet worden sind. Der Bischof von Augsburg verklagte daher die Stadt auf's Neue. Der Reichshofrath erließ gütliche Vorstellungen an die protestantische Parthei, und befahl ihr, die Rädelsführer jenes Aufruhrs auszuliefern und das Verbot katholischer Religionsgebräuche aufzuheben. Beide Befehle blieben ohne Vollzug; die protestantische Parthei beharrte auf ihrem Starrsinne, und sah nicht auf die Folgen, die derselbe für sie herbeiführen mußte, eine wohl begreifliche Erscheinung jener rohen Zeit. Die Stadt verließ sich wahrscheinlich auf die Entscheidung ihrer Streitsache durch einen Reichstag, wo sie hoffte, daß auch ihre Parthei gehörig vertreten werden würde.

Allein die Zeit der gerechten Entscheidungen war vorüber. Der Reichshofrath fragte nicht lange nach gesezlichen Formen und nach Gerechtigkeit. Donauwörth wurde von ihm in die Acht erklärt und unserem Landesherzog Max I. die Vollziehung derselben übertragen. Der Mann aber zauderte mit dieser Vollziehung aus leicht begreiflichen Gründen nicht lange. Die Acht wurde am 12. November 1607 verkündet, und vier Wochen später stand ein bajerisches Korps vor den Thoren der geächteten Stadt. So groß und pomphaft der Muth ihrer protestantischen Bürger früher gewesen war, so klein war er jezt, als die übermüthigen Senatoren des Magistrates den bajerischen Obersten von Haßlang erblickten. Keine Vertheidigungsanstalten waren getroffen, und die Stadt mußte nach einer schimpflichen Kapitulazion übergeben werden; der alte Magistrat wurde abgesezt, die Rädelsführer der früheren blutigen Auftritte verbannt oder gefangen, die geflohenen Mönche mit ihrem Abte und anderen Katholiken zurück gerufen, ein neuer Magistrat, dessen Mitglieder fast alle katholisch waren, gebildet, den Pro-

testanten jeder Einfluß auf die politischen und moralischen Angelegenheiten der Stadt genommen, das oben bezeichnete Verbot aufgehoben und die katholische Religion zur Hauptreligion von Donauwörth erklärt. Um diesen Beschlüssen Kraft zu verleihen und zugleich eine Entschädigung für die, wegen vollzogener Reichsacht, aufgewendeten Kriegskosten von drei Tonnen Goldes zu haben, blieb in der eroberten Stadt eine bajerische Besazung und die Reichsfreiheit von Donauwörth war vertilgt. Es half Nichts, daß die protestantischen Stände auf dem in Regensburg 1608 abgehaltenen Reichstage gegen dieses Verfahren heftige Stimmen erhoben. Donauwörth blieb bajerisch, wenn auch seine Reichsacht nur von einem Reichshofrathe, und nicht, wie das Gesez es forderte, von einem Reichstage ausgesprochen worden war.

Die katholische Parthei hegte nun einmal nicht viel gesezliche Gesinnungen mehr. Die Jesuiten zogen in die neubajerische Stadt ein, die protestantischen Geistlichen aus; es begann auf's Neue die Proselytenmacherei, und Viele von denen, die im Jahre 1606 die oben bezeichnete Prozession verhöhnt hatten, machten sie jezt selbst mit, um ihre bürgerliche Existenz zu retten. Der erste Schlag war glücklich vorüber; die protestantischen Fürsten konnten jezt wohl auch den zweiten hoffen. Sie sahen wohl, wohin die Absicht der Katholiken ziele. Die Einnahme von Donauwörth, dann die heftigen Reden der katholischen Reichsstände in Regensburg hatten ihnen die Augen geöffnet. Wie viel der Religionsfriede in Zukunft Werth haben könne, konnten sie bei so auffallenden Schritten leicht bemessen.

Die Katholiken dagegen gaben ihre Absichten auch ungescheut zu erkennen; sie vertrauten ihrem hoffnungsvollen Max, und dieser ermangelte nicht, vorläufig durch gesteigerte Kriegsrüstungen diesem Vertrauen einen haltbaren Grund zu verschaffen. Jeder protestantische Fürst konnte jezt ahnen, ob seine und seines Volkes Religion in Zukunft einen politischen Bestand haben könne oder nicht. Man blieb darüber nicht lange im Zweifel. Es wurden gegenseitige geheime Verhandlungen gepflogen, und ihr Resultat war **die protestantische Union.**

Dieses politische Schuz- und Truzbündniß wurde am 4. Mai 1608 in Aschenhausen bei Ansbach zwischen dem Churfürsten von der Pfalz, Friedrich IV., dann dem Pfalzgrafen, Philipp von Neuburg, den Markgrafen, Ernst von Ansbach und Christian von Culmbach-Baireuth, dann dem Markgrafen, Friedrich von Baden-Durlach, endlich dem Herzoge Johann Friedrich von Würtemberg auf zehn Jahre abgeschlossen. An der Spize der Union stand Friedrich IV., ein Sprosse aus dem Hause Wittelsbach. Später traten dieser Union noch der Churfürst von Brandenburg, der Landgraf von Hessenkassel und viele protestantische Reichsstädte, unter anderen Ulm, Straßburg und Nürnberg, bei. Die Protestantische Religion zu vertheidigen, ihrer Fürsten Unabhängigkeit und Rechte im Reiche zu sichern, war der Zweck jenes Bündnisses.

Allein auch die Katholiken wollten ihre vereinte Macht in einem Bündnisse zeigen. Maximilian I. von Bajern gab sich alle Mühe, dasselbe zu Stande zu bringen; schwer gieng's, aber es kam dennoch zu Stande. Am 10. Juli 1609 wurde in München zwischen Herzog Maximilian von Bajern, dann den Bischöfen von Würzburg und Bamberg, Regensburg, Passau, Augsburg, Straßburg und Konstanz, dann den Aebten und Pröbsten von Ellwangen und Kempten ein solches Bündniß abgeschlossen und Herzog Max I. zum Haupte desselben erklärt. Dieses Bündniß hieß die heilige **Liga**. Demselben traten bald darauf bei, die drei geistlichen Churfürsten, die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Kölln, und der Erzbischof Schweigard von Mainz sollte die Leitung des katholischen Bundes in den Rheinlanden führen. So waren denn zwei, wenn auch noch nicht kräftige, doch sich wechselweise bedrohende Bündnisse geschlossen, und die Schwelle des dreissigjährigen Krieges war näher gerückt. Frankreich begünstigte, wegen seiner gegen Oesterreichs anwachsende Macht nothwendig feindlichen Politik, die **Union**; Oesterreich, Spanien und zum Theile noch Rom die **Liga**.

Zwei Wittelsbacher, der Eine aus der Rudolfischen, der Andere aus der Ludwigischen Linie, standen sich als heftige, zunächst für das Interesse ihrer Religionen streitende Feinde ge-

genüber. Bald wäre es schon jezt zum offenen Bruche gekommen. Die Grafschaften Jülich und Cleve wurden nehmlich erledigt; der Kaiser Rudolf wollte nun dieselben dem Bischofe von Passau, seinem Neffen Leopold, der zugleich Bischof von Straßburg war, als Lehen übergeben; Neuburg und Brandenburg aber sezten sich auf französische Aufforderung sogleich in den Besiz derselben, und Oesterreich, so wie Chursachsen, welches in der That die nächsten Ansprüche auf die genannten Länder gehabt hätte, aber immer eine zweideutige Rolle spielte, giengen leer aus. Der Krieg brach jedoch noch nicht aus; denn Max I. wurde von einer anderen Seite her beschäftiget. In Salzburg saß nehmlich Wolf Theodor von Raitenau auf dem erzbischöflichen Stuhl, ein Mann von höchst zweideutigem politischen Charakter, der es weder mit der Union, noch auch mit der Liga halten wollte, sondern sein eigenes Interesse über die drohenden Bündnisse der Zeit empor hob. Er war wegen seiner Bedrückungen, die seine Bauwuth nothwendig machte, von seinen Unterthanen gehaßt und wegen seiner unchristlichen Heftigkeit gefürchtet. Endlich erklärte sich der geistliche Fürst auch noch offen gegen die heilige Liga. Die Ursache war folgende. Der alte Fürstprobst von Berchtesgaden, Jakob Pütrich, Nachbar des Salzburger Erzbischofes, konnte wegen hohen Alters seinem Amte nicht mehr vorstehen, daher nahm er sich in der Person des bajerischen Prinzen und Bruders von Max I. einen Coadjutor, den Ferdinand. Dieser Umstand reizte den heftigen Erzbischof Wolf (Wolfgang) zum offenen Bruch mit der heiligen Liga. Alle Jesuiten, welche der Vorstand dieses Bundes, unser Max, nach Salzburg schickte, wurden verjagt, und den Protestanten, die aus Oesterreich oder Bajern fliehen mußten, hie und da ein Zufluchtsort im Salzburgischen eingeräumt. Dadurch aber erbitterte der unkluge Fürst sein Domkapitel noch mehr. Um aber diesen feindseligen Schritten eben so feindselige wieder entgegen zu sezen, erhöhte Max I., ohne seinen übermüthigen Nachbar zu fragen, den Zoll auf das Halleiner Salz; der Erzbischof aber ließ das kontraktmässige Holz zum Halleiner Salzbetriebe nicht mehr ausführen. Dadurch gerieth der ganze

Salzhandel zum Nachtheile beider Partheien selbst in's Stocken. Der Erzbischof besezte überdieß noch Berchtesgaden, und Max I. mußte nun seine Waffen gegen seinen Nachbar, statt gegen die Union, kehren. Zehntausend Bajern rückten im Jahre 1611 in's Salzburgische Gebiet. Der Erzbischof, wenig gerüstet, wollte Unterhandlungen versuchen; Maximilian verwarf sie. Laufen und Tittmoning wurden eingenommen; ohne Widerstand zog Max I. in Salzburg ein. Die Bewohner waren froh, ihren heftigen Fürsten verloren zu haben. Wolf war mit seinen lebendigen und leblosen Habseligkeiten geflohen; er wurde verfolgt und von den bajerischen Truppen in Kärnten gefangen gesezt. Man brachte ihn zuerst auf das Schloß Werfen, später nach Hohensalzburg in Gewahrsam, wo er auch in der Gefangenschaft nach fünf Jahren gestorben ist. Nach seiner Gefangennehmung hatte er abgedankt, und das Domkapitel wählte an seiner Stelle im Jahre 1612 zum Erzbischofe den Grafen von Hohenems, Marx Sittich, mit welchem der Sieger neue und vortheilhafte Verträge in Beziehung auf den Salzhandel von Halein und Reichenhall aus abschloß, und der ihm überdieß noch 150,000 Gulden Kriegsentschädigung hatte zahlen müssen.

Der Papst hatte auch zu dem ganzen Handel, namentlich zu der Abdankung des Erzbischofes Wolf geschwiegen, obgleich seine Vorgänger eine erzbischöfliche Würde in keinem Falle für abdankbar gehalten hatten. So änderte die heilige Liga auch päpstliche Ansichten über hohe kirchliche Würden.

Max I. hatte seine Kriegsmacht wiederholt im Kleinen erprobt und seinem Lande, neben Donauwörth, durch den erweiterten Salzhandel neue Vortheile zugekehrt. Da es nehmlich zum Sieden der Soole in Reichenhall an Holz gebrach, so verfertigte der Hofbaumeister Reifenstuhl ein Kunstwerk von Röhren mit sieben Druckwerken, welche leztere einen kontraktmässigen Theil der Soole 800 Fuß hoch hoben und von diesem Gefälle aus alsdann durch die Röhren bis nach Traunstein leiteten, wo es Holz genug gab, um aus der Soole Salz zu sieden. Und nun suchte Max auch sein Ansehen im Inneren seines Herzogthumes geltend zu machen.

Die Landstände hatten, wie wir schon oben hörten, durch eine Reihe von Jahren ihre Macht auf eine der Regirung und der herzoglichen Würde gefährliche Art erweitert; bei jeder Steuerbewilligung hatten sie dem Herzoge Konzessionen abgedrungen und dabei nicht sowol auf das Wohl des Landes, als vielmehr auf das ihrige gedacht. Max wußte das wohl und er begegnete ihren eigennüzigen Eingriffen. Im Jahre 1612 kamen sie wiederholt zusammen, um die Einnahmen und Ausgaben des Landes festzusezen, anbei aber über die bisherige Verwaltung des Herzogs Rechenschaft zu fordern. Allein Max war weit kizlicher in Behauptung seiner Rechte, als Manche seiner Vorgänger. Als ihm daher die Stände Vorwürfe darüber machten, daß er durch seine organischen Militäreinrichtungen und seinen Ingolstadter Vestungsbau das Vermögen des Staates nicht so ganz nüzlich anwende, vorzüglich deswegen, weil jene beiden Punkte nicht sowol das Interesse des Bajerlandes, als vielmehr und ganz vorzüglich nur das der heiligen Liga bezweckten, so trat er ihnen mit kräftigen Aeusserungen in den Weg. Die hochmögenden Herren hatten solches nicht erwartet, und der Herzog erreichte seinen Zweck. Er verdächtigte die unklugen Volksvertreter bei dem Volke und erhielt ein neues Budget, ohne von seinen Prärogativen etwas abgetreten zu haben; sobald sie mit seinen Anordnungen sich unzufrieden zeigen wollten, drohte er ihnen mit gänzlicher Verabschiedung und die Sache war abgethan. Einmal waren die Herren berufen, Maximilian berief sie das Zweitemal nicht mehr.

So gewann denn Max an Kraft nach Innen und Aussen, weniger seine Nachbarn, die Oesterreicher; dort war immer noch Kaiser Rudolf II. auf dem Throne der Habsburger und auf dem teutschen Kaiserstuhle gesessen. Traurig hatte er im Jahre 1612 am 26. Jänner seine Regirung geendet, traurig sie geführt. Bedeutungslos war seine Person über die Bühne der sich entwickelnden Ereignisse geschwebt, und selbst die heilige Liga, die doch zunächst für das Interesse des Kaisers, also auch unter seiner Aegide, sich hätte schliessen sollen, hatte von diesem gekrönten Haupte wenig Notiz genommen.

Desto heftiger war aber sein Bruder Mathias gegen den armen Rudolf, der nichts weiter, als ein Spielball in den Händen anmassender Jesuiten gewesen war, aufgetreten, und hatte durch die in den österreichischen Landen selbst entzündete Kriegsfackel der protestantischen Parthei Zeit gelassen, ihre Kräfte zu sammeln und bei eingetretener Noth tüchtig anzuwenden. Seine Absicht war, den Bruder Rudolf vom Throne zu stossen und sich selbst darauf zu sezen.

So lange das Feuer der Jugend seinen Handlungen den Charakter irgend eines großartigen Geistes lieh, glaubten die protestantischen und katholischen Völker, weil er beiden schmeichelte, er könne an der Stelle des schwachen Rudolf eine tüchtigere Kraft entwickeln. Aber jenes Feuer war von leichtem Stoffe erzeugt und noch dazu von einem unedlen Herzen genährt. Mathias war seines Bruders erster Feind, seit derselbe ihn zum Statthalter von Ungarn ernannt hatte und Jedermann den neuen Statthalter für den muthmaßlichen Nachfolger des kinderlosen Rudolf ansah.

Um seiner selbst geschaffenen Grösse die ersten Lorbeeren zu pflücken, war er nach den Niederlanden gezogen und hatte dort gegen seinen Vetter, den spanischen Philipp, die Niederländer zu führen gesucht; allein eine winzige Parthei hatte seine Hilfe angerufen, und der unkluge Mathias mußte ohne Lorbeeren wieder heim wandern, um an eigenem Heerde das zweite Glück zu versuchen; besser gelang's ihm hier. Die Schwäche Rudolfs hatte nehmlich die Türken gerufen und Unruhen in Ungarn und selbst in Oesterreich erregt; das habsburgische Kaiserhaus schien seinem Untergange näher zu rücken; da erschien, wie ein rettender Engel, Mathias.

Derselbe brachte seine noch übrigen nächsten Verwandten auf seine Seite, und nun übertrugen ihm diese mit gänzlicher Hintansezung des Kaisers unbedingte Gewalt, zur Rettung der Ehre der habsburgischen Dynastie nach Gutdünken zu verfügen. Mathias benüzte diese Vollmacht im weitesten Umfange, schloß mit den Türken Frieden, besiegte die Ungarn und trat von der Würde eines Statthalters in die eines ungarischen Königs über.

Die Aufrührer in Oesterreich besänftigte er durch versöhnende Mittel und nun scheute er sich nicht, dem an seinen Souveränitätsrechten angegriffenen Bruder offen gegenüber zu treten.

Rudolf verweigerte die Bestätigung des von Mathias geschlossen Friedens; aber zu spät. Der kluge Bruder hatte sich nicht allein in Ungarn und Oesterreich, sondern auch in Böhmen und Mähren seinen Anhang gesichert. Den eifersüchtigen böhmischen Protestanten hatte er die Religionsfreiheit, im Falle sie ihn zum Könige nehmen würden, zugesagt, und nun, als Rudolf die Schritte seines Bruders verdammte, huldigten Ungarn, Oesterreich und Mähren dem raschen Kronräuber, und Rudolf sah sich zur Flucht auf seine Schlösser nach Böhmen gezwungen, ein Land, dessen Volk ihm noch weniger ergeben war, als Oesterreich.

In Böhmen hatte nehmlich, gestüzt auf das Versprechen des Mathias, der Protestantismus sein Haupt kühner als je erhoben. Die Utraquisten, deren Dasein bis auf Hussens Zeit reichte, forderten, gestüzt noch auf den Ausspruch der Basler Kirchenversammlung, ihre Rechte von Rudolf mit unwiderstehlicher Heftigkeit zurück. Diese Forderungen waren ihrem Anscheine nach gesezlicher Natur, allein unter ihnen verbarg sich die Maske des schon weit verzweigten Protestantismus. Ein kaiserliches Dekret hatte aber, wohl voraussezend, welche Lehre unter dem Namen der Utraquisten verborgen liege, zwar nicht diese, aber andere Sekten in Böhmen ihrer bürgerlichen Rechte beraubt. Einsprachen halfen nichts; das Dekret behielt seine Gültigkeit. Und zu diesem Volke, welches gänzlich reif zur offenen Empörung war, hatte Kaiser Rudolf seine Zuflucht genommen, er, der Schöpfer des genannten Dekretes, fliehend vor einem Bruder, welcher dasselbe gänzlich aufzuheben versprochen hatte. Was wir demgemäß von dem politischen Scharfsinne des Kaisers zu halten haben, und wie aufrichtig seine Rathgeber gewesen sein mußten, ist leicht zu erachten. Die Böhmen hatten jezt den Kaiser in ihrer Gewalt. Wenn er ihrer Hilfe theilhaftig werden sollte, mußte er ihre Religionsfreiheit, wie unter Kaiser Max dieselbe gewesen war, obgleich da-

mals die neue Religion den Umfang nicht, wie jezt, hatte, wieder herstellen.

In der That forderten die schnell in Prag zusammen berufenen Stände vom Kaiser unbedingte Religions- und bürgerliche Freiheit; die leztere wurde sogleich gewährt; die erstere zur Verhandlung und zum Beschlusse für den nächsten Landtag versprochen. Es drängte die Eile; denn Mathias war mit seinem Heere schon in Böhmen erschienen.

Die vorläufig zufrieden gestellten Stände rüsteten sich zu Gunsten des Kaisers gegen seinen Bruder. Der Bürgerkrieg nahte; Rudolf gab nach, und er brach nicht aus. Es wurde nach kurzen Unterhandlungen mit Mathias, dem die schnell veränderten Gesinnungen der Böhmen wahrscheinlich auch kein grosses Behagen einflößten, Friede geschlossen. Gemäß demselben verblieb dem Bruder das schon eroberte Oesterreich und Ungarn, ferner erhielt er das Nachfolgerrecht auf den böhmischen Thron, den der matte Kaiser jezt allein noch besaß. Nun kam aber der hinausgeschobene Landtag, auf welchem der Kaiser seinen Böhmen unbedingte Religionsfreiheit gewähren sollte. Statt der Gewährung wurden Ausflüchte genommen. Die Stände wurden durch ein so treuloses Verfahren nur noch mehr erbittert, und giengen ernstlich damit um, den schwachen, und in seinem Verfahren nur von Jesuiten bestärkten Kaiser gänzlich zu verlassen und sich in die Arme des Ungarnkönigs Mathias zu werfen. Zuvor aber wollten sie sich die Religionsfreiheit selbst geben. Eigenmächtig kamen sie daher unter den Augen des Kaisers in Prag zusammen. Die freie Religionsübung wurde beschlossen. Um aber auf diesen Grund hin nicht noch weitere Beschlüsse folgen zu lassen und etwa auch dieses sein leztes Zufluchtsland zu verlieren, gab der Monarch der Nothwendigkeit nach. Es wurde den Ständen der sogenannte Majestätsbrief ausgefertigt, vermöge dessen ihnen die freie Ausübung ihrer Religion, von welcher Schattirung auch immer, gewährt worden ist.

So war denn der lezte rebellische Landtag vom Kaiser gut geheissen, und seine Macht in Böhmen war von nun an ein

blosser Schatten einer königlichen Majestät. Und jener Majestätsbrief hatte doch nur in dem Hasse des Kaisers gegen seinen Bruder den Grund, der eben so, wie er, den Despotismus gegen alle Nichtkatholiken im Herzen trug, die Freiheit aber auf den heuchlerischen Lippen. Jener Haß erglühte die tief gekränkte Brust des von seinem nächsten Verwandten so sehr getäuschten Kaisers immer mehr und heftiger. Einen Rebellen zum Nachfolger haben zu müssen, das war mit Recht ein schmerzlicher Gedanke für den Kaiser; aber wendete er sein alterndes Auge auch auf seinen Neffen, den Erzherzog Ferdinand; so sah er mit eben so grossem Mißfallen einen zweiten Feind; denn Ferdinand war auf der Parthei des Mathias. Nur Einen hielt er für würdig, sein Nachfolger zu werden, den Bruder Ferdinands, Bischof Leopold von Passau. Aber ein Bischof Repräsentant der Habsburger Dynastie; das Chimärische dieses Gedankens fiel dem Kaiser wahrscheinlich nicht bei. Der Haß gegen seine übrigen Agnaten war zu groß, um eine kalte Ueberlegung in einem aufgeregten Gemüthe Plaz greifen zu lassen. Es wurde zur Durchführung dieses Gedankens ohne weitere politische Rücksicht ein kleines Heer im Passauischen angeworben, und auf politische Anfragen der Bescheid ertheilt, das Heer gehöre zur Vertheidigung gegen allenfallsige fremde Angriffe in die Rechte seiner Famlie; Niemand hat's geglaubt, Jedermann aber die unbedeutenden und zwecklosen Rüstungen verspottet.

Mathias wußte die Bedeutung der kleinen Armee wohl; aber *seine* gegenwärtige Macht konnte noch weit wichtigeren Heeren Furcht einflössen; aber *nur* seine *gegenwärtige*. Ein Heuchler ist nur so lange mächtig, als er im Stande ist, der Lüge die Larve der Wahrheit vorzuhalten. Zur Ausharrung aber in diesem zweideutigen Amte hatte Mathias auch nicht genug Geschick; übrigens würde das passauische Heer, wie jede Chimäre auch bedeutungslos verschwunden sein, und Kaiser Rudolf hätte dabei nichts weiter, als einen Traum eingebüßt, wenn nicht die Soldaten, wie alle Menschenkinder, Hunger und Durst gehabt hätten; und wenn ihnen die Hauptsache, der

Sold nicht gefehlt haben würde. Allein der arme Rudolf, der selbst in Wien gar oft von Geld entblöst war, sollte eine Armee ernähren können; er konnte es nicht; daher fiengen seine Soldaten an, sich ihren Unterhalt selbst zu suchen. Ohne daß der Kaiser auch das Geringste davon geahnet hatte, fielen sie in Böhmen ein, und plünderten und raubten, so viel sie konnten. Das war nun freilich ein unüberlegter, und für die Böhmen, wie für den Kaiser unerwarteter Schritt. Eilig wurde Mathias herbei gerufen, um den Majestätsbrief aufrecht zu erhalten, denn man glaubte nichts Geringeres, als der Kaiser habe es auf Vernichtung desselben abgesehen. Mathias ließ nicht lange auf sich warten; er kam. Die Truppen des Kaisers wurden aus dem Lande gejagt, und nun hatte Rudolf nichts mehr, gar nichts mehr für sich, als seine Person, und den Schimmer einer verbleichenden Majestät. Mathias kam nach Prag und Rudolf mußte zusehen, wie ihm die Stände als ihrem neuen Könige huldigten. Nicht zufrieden mit dieser empörenden Demüthigung mußte er auf Veranlassung der erbitterten Rebellen auch noch seine Unterthanen ihres Eides entbinden, den sie ihm geschworen hatten.

So standen die Sachen in den österreichischen Erblanden, und ein solcher Kaiser saß auf dem teutschen Throne, als die Protestanten ihre Union, die Katholiken ihre Liga gründeten. Die Angelegenheiten des teutschen Reiches blieben vernachlässigt, und jeder Fürst gewann an Unabhängigkeit, das ganze Reich an Schwäche. Vom Rudolf fürchteten die Protestanten, vom Mathias hofften sie Alles; jeder arbeitete für sein Interesse. Keiner meinte es mit ihnen redlich; Frankreich begünstigte die Schwächen Oesterreichs; Spanien wünschte seine Stärke. Da hatte Ravaillac den grossen Franzosenkönig, Heinrich IV., erdolcht. Der Hugenottenfreund war fort; Donauwörth war gefallen; die Böhmen hatten für ihre Religion den Majestätsbrief erzwungen; eine Flamme der Freiheit durchbraußte ganz Europa und im Jahre 1612 war auch Rudolf nicht mehr. Seinen Tod hatten die Kurzsichtigen gewünscht; diejenigen, welche seinen

Nachfolger wohl kannten, gefürchtet. Diese Furcht fand ihre Rechtfertigung in seinem folgenden Betragen.

Nicht um die Begünstigung der neuen Religion war's ihm zu thun; auch seine Pflege war durch die schlaue Schule der Jesuiten gegangen. Er wollte herrschen, aber nicht, wie sein betrogener Bruder, der verstorbene Kaiser, beherrscht werden. Als er daher von seinen österreichischen Unterthanen die Huldigung empfangen wollte, machte man ihm Bedingungen, Bedingungen einer zu gewährenden Freiheit; aber Mathias wollte plötzlich nichts von Bedingungen wissen. Seine zweideutige Politik hatte ihm deren ohnehin schon genug entrissen. Uebrigens verlangten die Katholiken, welche unter protestantischen Mitbürgern wohnten, auch ihre gefährdeten Rechte zurück, und die Verlegenheit des jesuitischen Mathias stieg nicht selten auf einen hohen Grad. Bei seiner Thronbesteigung waren jedoch die Partheien scheinbar gemildert, und der neue Kaiser wählte schon im Jahre 1616 seinen Neffen Ferdinand, den Rudolf einst eben so wie ihn gehaßt hatte, zu seinem Nachfolger. Dieser Ferdinand aber war der innige Freund unseres Landesherzogs Max, und mit ihm früher auf der Universität Ingolstadt erzogen. Ferdinand war ein heftiger Feind der Protestanten, und durch seine Ernennung zum Nachfolger konnten diese muthmassen, welche Hoffnungen sie in Zukunft für ihre Freiheit hegen durften. Zum Voraus wurden denn wieder Jesuiten nach Böhmen geschickt, um den Protestanten einen Vorgeschmack an ihrer katholischen Zukunft beizubringen. Die Bemühungen der frommen Väter wurden erkräftigt durch die nicht besonders günstige Lage der Union in Teutschland.

Der Erbprinz von Pfalzneuburg war wegen einer Ohrfeige katholisch geworden. Wir haben nehmlich oben schon gehört, daß Jülich und Cleve erledigt waren, und Brandenburg und Pfalz-Neuburg Ansprüche darauf machten. Um Brandenburg gewissermassen zu besänftigen, und doch dessen Ansprüche nicht zu beseitigen, entschloß sich der Erbprinz von Neuburg, Wolfgang Wilhelm, eine brandenburgische Prinzessin zu heirathen. In Düsseldorf sollte das Nähere zwischen den clevi-

schen Competenten verabredet werden. Wie bei jeder Verabredung unter den Teutschen wurde denn tapfer gezecht, Worte gewechselt, Streitigkeiten begonnen, und der trunkene Bräutigam trug statt der gehofften Braut eine Ohrfeige davon, die er sich am 19. Juli 1613 durch seinen heimlichen Uebertritt zum Katholizismus in München abkaufen ließ. Vergessen sollte sie nie mehr werden. Der Churfürst von Brandenburg aber, nach damaliger lockerer Sitte im Religionswechsel nicht weniger bewandert, als der Neuburger, wurde ein Reformirter, um mit den Clevischen und Jülichischen eine gleiche Religion zu haben. So wurde damals das Convertitenwesen gepflegt, wenn es galt, neue Unterthanen zu erwerben oder zu verlieren.

Während Alles dieses geschah, gab es wohl einen König von Böhmen und Ungarn, und einen Erzherzog von Oesterreich, wohl auch einen präsumtiven Kaiser; aber noch keinen wirklichen, keinen erwählten in der Person des Mathias. Jedoch wurde derselbe bald allgemein auch als solcher anerkannt, und nun war nur noch die Frage: wer soll in der Kaiserwürde sein Nachfolger werden. Von Ferdinand war in der That für die Protestanten nicht viel Gutes zu hoffen, denn wer sich äussert: „er wolle lieber sich verbannt und im größten Elende sehen, ja er wolle lieber betteln, als eine der katholischen Kirche zugefügte Beleidigung ungestraft hingehen lassen", ein solcher Fürst kann doch wahrlich kein grosser Freund der Protestanten sein. Das wußten diese auch wohl, und deshalb machte das gegenwärtige Haupt der protestantischen Union, Churfürst Friederich V. von der Pfalz, unserm Landesherzog Max den Vorschlag, ihn zum Kaiser zu wählen, wenn er damit einverstanden sei; allein Max wußte zu gut, wo eine solche Stimme hinaus wolle. Nicht um den Kaiser war's zu thun, sondern um die katholische Religion, um das jesuitische Prinzip, welches zu vertilgen die stimmgebenden Protestanten keinen Anstand genommen haben würden, und einer solchen Politik sagte der strenge Charakter Maximilians nicht zu. Er war zwar kein grosser Freund des zweideutigen Mathias; aber doch ein heftiger Gegner alles Protestantismus, und daher auch ein uneigennüziger Verehrer seines

Vetters Ferdinand, der die Kezer noch nach ihrem Tode zu hassen wußte. Uebrigens konnte Max ausserdem wohl sehen, daß es den Protestanten nur um eine Feindschaft zwischen Katholiken selbst zu thun war, um ihre Parthei zu schwächen. Der kräftige Bajer ließ sich aber durch keine Kunstgriffe verführen. Eines that er, er löste die heilige Liga, an welcher Oesterreich keinen politischen Gefallen finden wollte, auf. Es war dieses im Jahre 1617, und im Jahre 1618 begann der dreissigjährige Krieg.

§. 288.

Politischer Ueberblick der Ursachen des dreissigjährigen Krieges.

In der ganzen Weltgeschichte gibt es für die moralischen Interessen der zivilisirten Menschheit keinen wichtigeren Kampf, als den dreissigjährigen Krieg. Er schied die neue Welt von der Alten und auf seinen mit Blutströmen getauften Ruf erstand eine ruhiger leuchtende Sonne in den Vollkommenheitsverhältnissen der Menschen. Entscheidender für Jahrtausende war noch kein Friede, als der westphälische. Werfen wir einen Blick auf die näheren und tieferen Ursachen dieses blutigen und entscheidenden Kampfes. Es lohnt der Mühe, den wichtigsten Abschnitt in der Geschichte unseres und des ganzen teutschen Vaterlandes gehörig zu würdigen, und das grosse Gesez der Natur anzuerkennen, daß Alles, was da lebt, reifen müsse, vorzüglich aber der Mensch, das Meisterstück seiner ewigen Mutter!

Auf jenen Gauen, wo einst der brave Teutsche seinem ehrlichen Landsmann die freie Rechte als unzweideutiges Zeichen eines ewig bindenden Eides gegeben hatte; auf jenen Fluren, wo die emsige Hand des weltbeherrschenden Römers Kultur und Aufklärung gepflanzt hatte; in unserem Vaterlande, wo so viele Apostel des erstandenen Christenthums die rauhen Gemüther aus den unheimlichen Wäldern gerissen, auf dem so oft mit heiligem und unheiligem Blute getränkten Boden Teutschlands wohnten jezt Menschen, deren eine Theil mit fanatischer Faust

am morschen Alten, deren anderer aber mit eifersüchtiger Wuth am schwachen Neuen hieng; Katholiken und Protestanten. Oft war dieser Zwiespalt der Meinungen schon die Ursache zum Kampfe gewesen; nie so heftig, als jezt. Jeder frühere Kampf hatte engere Gränzen, als dieser. Jezt galt es das moralische und politische Dasein der Protestanten und aller ihnen ähnlichen Sekten; es galt aber auch das Dasein des Katholizismus in Teutschland. Wer die bisherige Geschichte mit ungetrübtem Auge und mit inniger Würdigung gelesen hat, wird auch die Wichtigkeit der nahenden Periode erkennen.

Die römische Curie, mit unbegreiflicher Strenge an einem freilich nur durch ein sich ewig gleichbleibendes System ehrwürdigen Glanze haltend, der aber, wie Alles in der Welt, einmal sein Feuer verlieren mußte, hatte den Kampf gerufen. Ihr heftiges Streben, alle Gewissen sich zu unterwerfen, hatte sich an den nothwendigen Fortschritten des teutschen Volkes brechen müssen. Luther war mit fürchterlichem Muthe der alternden Hierarchie gegenüber gestanden, und seine Bahn hatten jezt schon Millionen betreten. Die einmal erkannte Wahrheit wird nicht leicht vergessen. Statt versöhnender Natur mit den neuen Forderungen der Zeit zu werden, verachtete man dieselben, ja man verdammte sie, und die Folge war, wie sie es ewig sein wird, der mißhandelte Protestantismus rüstete sich zur Rache. Noch wäre aber der Tag derselben gewiß nicht erschienen, wenn ihn nicht die Jesuiten, und nur die Jesuiten gerufen hätten. Die neue Lehre hätte sich vielleicht ruhig mit der alten versöhnt, und — wer kann es wissen — ob nicht Teutschland selbstständiger, als je, aus den Fesseln der hierarchischen Vergangenheit hervorgetreten wäre! Jene Jesuiten leiteten die katholischen Mächte ganz nach ihrem Willen.

Rudolf, Mathias und Ferdinand: wer erkennt nicht an ihnen die Schule Roms? Wer möchte sie vermissen an unserem Maximilian? Und doch war das Haupt der sogenannten heiligen Liga nicht auch zugleich der Schöpfer des grossen Krieges um den alten und neuen Glauben. In Maximilians Brust lag gewissenhafte Menschlichkeit, die ein frommer Glaube nicht zu ver-

drängen im Stande war. Er haßte die Protestanten nicht, sondern er bemitleidete sie. Aber Ferdinand, und dieser Ferdinand war des mildern Max inniger Freund, hat sie gehaßt; ihm sollte die heilige Jungfrau von Loretto helfen zur blutigen Ausrottung der Protestanten; und dieser Ferdinand sollte jezt bald Kaiser werden, oberster Lehensherr der protestantischen Fürsten. Welche Vortheile konnten sich die Böhmen von einem Kaiser versprechen, der gestüzt auf die Lehre der Jesuiten, gegen Protestanten keinen Eid für heilig hielt! Was konnte ihnen in Zukunft ihr Majestätsbrief nüzen! Ein Jesuit hatte ihn gegeben, gegeben aus Zwang; ein anderer konnte ihn eben so leicht nehmen. Was wollten sie von einem Kaiser an der Spize der Reichskollegien hoffen, da diese meistens aus Katholiken bestanden und schon bis jezt gar oft die Gerechtigkeit ihren Klagen verweigert hatten! Kein Vertrauen gab's da zwischen Fürsten und Volk. Eine Rebellion war vorüber; die andere mußte kommen, sobald die Umtriebe der Jesuiten in Böhmen überall gerechtfertigt wurden. Sie wurden es in der That, und der Krieg brach aus.

§. 259.

Der dreissigjährige Krieg.

Die Hugenotten waren durch eine scheußliche Bluthochzeit in ganz Frankreich — gegen dreissigtausend — erdolcht; ihr späterer Freund, Heinrich IV., war gemeuchelmordet; achtzehntausend Niederländer waren unter dem tyrannischen Schwerdte des spanischen Alba gefallen; die Uebrigen hatten sich vom Wüthrich Philipp II. frei gemacht; Donauwörth war in katholische Hände gefallen; der Religionsfriede von Teutschland war verlezt; die Jesuiten predigten heftiger, als je, man müsse die neue Lehre vertilgen; heftiger, als je, standen die Protestanten den Katholiken gegenüber: da entzündete sich die Flamme des Hasses zur That. Vermöge des von Kaiser Rudolf den Böhmen gewährten Majestätsbriefes waren den Katholiken und Pro-

testanten gleiche bürgerliche Rechte zugesichert, die Protestanten hatten ein eigenes Konsistorium in Prag, die Katholiken einen Erzbischof. Alle zur Zeit des ausgestellten Majestätsbriefes schon erbauten Kirchen, wo sie immer sein mochten, sollten ihnen bleiben und nöthigenfalls sollte der Herren- und Ritterstand sich noch neue erbauen dürfen, aber nur in den königlichen Städten. Vom Stande der Niederen war im bezeichneten Brief keine Rede; denn nur die Höheren, und an ihrer Spize der Graf von Thurn, Heinrich Mathias, hatten ihn dem bedrängten Kaiser abgezwungen. Eben dieser Graf verwahrte die böhmische Königskrone und den Majestätsbrief, nebenbei war er noch Defensor (Glaubensbeschüzer) der böhmischen Nazion. Verwahrer der Reichskleinodien — des Briefes und der Krone — war er deswegen, weil er zugleich Burggraf von Karlstein gewesen ist. Heinrich Mathias war aber ein Mann, dessen persönliche Eigenschaften vielleicht am Wenigsten fähig waren, das gute Vernehmen der protestantischen Böhmen und der Krone herzustellen und zu behaupten. Ehrgeiz war die Triebfeder aller seiner Handlungen, und dieser Ehrgeiz, wenn er beleidigt wurde, war ein tüchtiges Gewicht des böhmischen Hasses gegen den Kaiser; er wurde es. Die Vornehmen, welche den Thron des fein jesuitischen Monarchen umschwirrten, brachten es dahin, daß ihm dieser die Burggrafenstelle von Karlstein nahm und den Majestätsbrief sammt der Krone ruhigeren und gewissenhafteren Händen anvertraute. Graf von Thurn war von dieser Zeit an des Kaisers Feind. Obgleich der Majestätsbrief nur den Herren und Rittern Kirchen zu bauen erlaubte; so wagten es doch auch geringere Protestanten, solche zu erbauen. Der Kaiser ließ die erbauten niederreissen. Das war die Loosung zum allgemeinen Schrei des Entsezens. Im ganzen Böhmerlande hieß es, der Kaiser habe den Majestätsbrief verlezt. Graf von Thurn schürte die leichte Flamme als Defensor der Nazion zum vollen Brande. Ueberall ließ er das Gerücht verbreiten, die protestantische Religion sei in höchster Gefahr. Von allen Theilen des Königreichs strömten Deputirte herbei, um in Prag das Nöthige gegen solche,

wie sie behaupteten, drohenden Eingriffe in die Rechte des Staates zu beschliessen. Man beschloß ein Schreiben an kaiserliche Majestät und erwartete die Antwort. Sie kam und lautete strenge. Das Verfahren der Stände wurde für rebellisch erklärt, und die Einreissung der gegen die klaren Bestimmungen des Majestätsbriefes erbauten Kirchen gebilligt, ja sogar mit strengeren Mitteln gegen alle weiteren Eingriffe der Stände in die Hoheitsrechte des Kaisers gedroht. Vorher hatte man mehrere Aufwiegler, um den kaiserlichen Befehlen thatsächliche Bedeutung zu verschaffen, gefangen gesezt. Graf von Thurn ermangelte nicht, die Sache von der schlimmsten Seite den Deputirten zu schildern. Er machte ihnen das Gerücht wahrscheinlich, als sei das kaiserlich-königliche Schreiben nicht in Wien, sondern von der Statthalterschaft in Prag verfaßt worden. Allgemein war auch dort der Haß gegen den Kammerpräsidenten Slawata und den Freiherrn von Martiniz, welcher an die Stelle des Grafen von Thurn zum Burggrafen von Karlstein ernannt worden war. In welchen Verhältnissen die lezteren Beiden zu einander standen, ist leicht zu ermessen.

Sie waren Todfeinde, und Graf von Thurn war der Liebling der böhmischen Protestanten. Das Volk war bis zur Raserei gegen Slawata und Martiniz erbittert und wie weit eine böhmische Volkserbitterung führen könne, hatte man schon im Hussitenkriege oft kennen gelernt. Es gieng bald die Sage von Mund zu Munde, sie hätten ihre protestantischen Unterthanen auf ihren Gütern mit Hunden zur Messe gehezt, und noch andere grausame Handlungen gegen sie begangen. Die Deputirten beschlossen daher ihr Verderben.

Bewaffnet kamen sie unter Anführung ihres Defensors am 23. Mai 1618 auf das königliche Schloß in Prag, drangen mit fürchterlichem Ungestüm in den Saal, wo die Statthalterschaft, bestehend aus Slawata, Martiniz, Lowkowiz, Sternberg und einem Sekretär Fabrizius, versammelt war, fragten, ob, und welchen Antheil sie alle und einzeln an dem königlichen Antwortschreiben genommen hätten, und als Sternberg ihnen mit Mässigung, Slawata aber mit Heftigkeit antwortete, führ-

ten sie den Ersteren sammt dem Lowkowiz zur Thüre hinaus, packten darauf den Slawata und Martiniz und warfen sie zum Fenster hinab; ihnen folgte auch noch der Hr. Sekretär Maurizius. So schnell waren die Statthalter durch verschiedene Ausgänge expedirt, zum Glücke, daß die durch's Fenster Geflogenen keinen weiteren Schaden nahmen, als den, daß sie ihre statthalterlichen Kleider etwas beschmuzt hatten; denn sie waren auf einen Düngerhaufen gefallen; übrigens war eine solche Exekuzion in Böhmen üblich, und diese Landessitte mußte denn auch bei zivilisirteren Nazionen das Geschehene verantworten. Ein Schritt war gethan; auf halbem Wege konnte man jezt nicht mehr stehen bleiben. Die ganze königliche Regirung wurde in Prag abgesezt und die rebellischen Deputirten ernannten eine solche aus eigener Mitte. Der Aufruhr wurde dadurch gesezlich gemacht, und die Herrschaft des Mathias in Böhmen hatte vorläufig ein Ende. Die Jesuiten, als die Urquelle alles Uebels, wurden verjagt, und in wenig Wochen war das ganze Königreich im Insurrekzionszustande. Die Protestanten von ganz Oesterreich staunten die großartigen Bewegungen ihrer Brüder in Böhmen an, und es bedurfte nicht viel Aufmunterns, so konnte jedes politische Auge die Gefahr, in welcher der Kaiser schwebte, erblicken.

Der Bürgerkrieg war nicht allein in Böhmen, sondern in ganz Oesterreich vor der Thüre; das wußte der von Tag zu Tag mehr geschwächte Mathias auch wohl, deswegen stimmte sein Gemüth auch zu milderen Maaßregeln, als das Gesez gegen Rebellen sie forderte. Anders dachte der in der Politik nicht gar sehr bewanderte Thronfolger Ferdinand. Derselbe meinte, jezt sei die Zeit gekommen, wo man nicht mehr bei halben Maaßregeln gegen die Protestanten stehen bleiben dürfe; Blut und nochmals Blut müsse die Empörer zur Gesezlichkeit und unbedingten Unterwerfung zurückführen; ein anderes Mittel helfe nicht. Ferdinand aber hatte bei seinen blutdürstigen Gedanken und Rathschlägen weiter nichts vergessen, als ein österreichisches Kriegsheer, welches noch gar nicht existirte, er hatte ferner vergessen, daß die heilige Liga seit 1617 nicht mehr exi=

stirte, daß es aber noch eine protestantische Union gab, und daß die böhmische Revoluzion noch andere Revoluzionen in Oesterreich nach sich ziehen könne, daß Franzosen und Türken im Nothfalle wenig nach österreichischer Freundschaft fragen würden; das alles hatte der heftige Jesuitenschüler vergessen. Würde Ferdinand mehr Klugheit gehabt haben, als er wirklich besaß; so hätte er dieselbe Politik befolgt, die einst der Kaiser Mathias gegen seinen Bruder Rudolf angewendet hatte. So aber mußten sich die Böhmen mehr vor dem Thronfolger als vor dem Kaiser fürchten. Genug, dieser versicherte sich der Spanier und ihres Goldes, rüstete unter dem Oberbefehle des Niederländischen Grafen von Boucquoi ein Heer aus, und entschloß sich, dasselbe gegen die Böhmen zu senden. Diese aber liessen sich nicht, wie früher die Donauwörther, ohne Waffen erwarten. Auch ihre wüthende Tapferkeit kannte der Kaiser, und er versuchte deshalb vor dem Ausbruch des Bürgerkrieges den Weg der Güte. Er verkündigte in einem Manifeste den Böhmen Verzeihung, wenn sie die Waffen niederlegen, und sich ihm unterwerfen würden. Mathias meinte es redlich; die Aufrührer glaubten ihm aber nicht. Ueberall wurde die Sage hin verbreitet, daß der Kaiser nur im Schilde führe, sie zu entwaffnen, und dann desto sicherer zu vertilgen. Das Gerücht gewann noch durch besondere Aufreizung des Grafen von Thurn Glauben, und die fanatische Verzweiflung griff in alle Herzen. Wie weit läßt sich nicht ein Volk bringen, das seine Religion, so lange es von derselben innig durchdrungen ist, und sein Leben in Gefahr glaubt!

Da nun alle Aufforderungen des Kaisers nichts halfen, so rückten Boucquoi und Dampierre in Böhmen ein. Alles dieses sah die protestantische Union ruhig mit an, als aber die beiden kaiserlichen Generale, wenn auch unter vielem Verluste, doch immer näher gegen Prag rückten, schien ihnen die Sache nicht mehr gleichgültig. Um die Böhmen zu ihrem Kampfe mit den Unterdrückern des Protestantismus zu ermuthigen, wurden vorläufig Versprechungen gemacht. Die Mähren schlugen sich jezt auch auf böhmische Seite, und von Teutschland her erschien Graf

von Mansfeld auf feindlichen Befehl der Union mit 4000 Mann in Böhmen, nahm die Vestung Pilsen, und die Angelegenheit der Böhmen gestaltete sich jezt zu ihrem Vortheile.

Da starb der Kaiser am 28. August 1619, Ferdinand II. bestieg den Thron. Was die Protestanten von diesem zu hoffen hatten, wußten sie; daher nahmen sie ihre Maaßregeln. Mansfeld wurde von der Union heimlich unterstüzt; öffentlich aber unterhandelte man mit dem Kaiser wegen des Friedens. Die Fackel des Aufruhrs schleuderte man heimlich selbst auf österreichischen Boden, und der neue Kaiser war selbst in Wien vor seinen Protestanten nicht sicher. Mit genauer Noth entkam er nach Frankfurt und holte sich die Kaiserkrone. Auf dem Rückwege kehrte er bei seinem künftigen Schwiegersohne und gegenwärtigen Vetter Max auf der Hofburg in München ein, und hier wurde die Verabredung getroffen, daß unser Landesherzog seinem Freunde Ferdinand offene Hilfe bringen wolle. Die Jungfrau von Loretto sollte nebenbei auch das ihrige zur — Ausrottung der Protestanten beitragen.

Heftiger, als je, aber erwachte der böhmische Haß gegen den neuen Kaiser, von welchem sie wußten, daß er, in einem geheimen Vertrage mit Spanien, diesem Reiche im Falle seines kinderlosen Absterbens sogar die böhmische Krone verheissen hatte, denn von den Spaniern war den matten Oesterreichern auch die erste Hilfe geworden. Daß sie diesen Ferdinand nicht als ihren König anerkennen würden, war natürlich, und zwar aus doppelten Gründen. Einmal haßten sie ihn auf's Fürchterlichste wegen seines Unterdrückungsgeistes, und dann hatten sie ohnehin durch ihre Empörung alle ihre Rechte vom österreichischen Hause zurückgenommen. Daher erklärten auch die Stände in Prag nach dem Tode des Mathias ihren vaterländischen Thron für erledigt, und nun sollte zu einer Königswahl geschritten werden. Ihre Absicht und ihr unerhörter Beschluß wurde durch gewichtige politische Gründe unterstüzt.

Die Empörung griff in ganz Oesterreich um sich. Als der Kaiser seine Provinzen zur Huldigung forderte, begehrten alle vorerst die Religionsfreiheit. Ihr Begehren wollte Ferdinand

verschieben; da verschoben die Stände auch die Huldigung. In Böhmen, in Mähren, in Ungarn und Oesterreich lechzte überall das Feuer der Empörung bis an die Stufen des Thrones. Das war eine böse Zeit für die Habsburger. Den Böhmen werden um den Preis ihrer Krone Vorschläge gemacht. Sie verwerfen alle. Der erschreckte Kaiser hat kein Heer und keine Hilfe in dieser fürchterlichen Noth. Eine kleine Armee von Böhmen hatte von Mähren aus einen Einfall in Oesterreich gemacht. Schon vor den Thoren Wiens stand der gewaffnete Haufe. Die Protestanten träumten schon von der Unterwerfung des in die höchste Enge getriebenen Kaisers. Ferdinand sollte auf Antrieb der in seiner Hauptstadt überwiegenden Zahl der Protestanten eine Conföderazion derselben mit den Böhmen unterschreiben. Schon lag seine Hand an der verhängnißvollen Feder. Da erschienen Truppen von Dampierre. Ferdinand unterschrieb nicht. Mit Recht bewundern wir diese starre Vestigkeit. Mit den Dampierre'schen Truppen kam auch die Nachricht, daß Boucquoi den Mansfeld gänzlich geschlagen habe, und schon gegen Prag unaufhaltsam vordringe. Die Böhmen verliessen Wien, und die österreichischen Protestanten besuchten wieder katholische Kirchen.

Allein, während Ferdinand, wie wir schon oben hörten, seine Kaiserkrone in Frankfurt holte, machten die Böhmen einen neuen König. Lange dachte man hin und her, wen man eigentlich zu dieser Würde nehmen sollte, einen Mann, der in den schwierigen Zeitverhältnissen Verstand und materielle Macht genug besize, um Böhmen nicht untergehen zu lassen, ferner ob einen Protestanten oder Katholiken oder endlich gar einen Calvinisten. Nach vielem Hin- und Herreden fiel die Wahl auf einen der lezteren; Churfürst Friedrich V. von der Pfalz wurde zum Könige von Böhmen feierlichst erwählt. Durch diese Wahl aber wurde der böhmische Aufruhr zur Nazionalsache erhoben, deren Gesezlichkeit in dem souveränen Willen des Volkes lag.

Friedrich V. war unstreitig ein Fürst, dessen Talente und materielle Kräfte für Böhmen viel Gutes versprechen liessen. Er war das Haupt der protestantischen Union, und konnte, als

solches, mehr als ein anderer auf die Beihilfe seiner Glaubensbrüder rechnen. Er stand ferner in Verwandtschaftsverhältnissen mit unserem Landesherzoge Max und war zugleich Eidam des Königs Jakob von England. Allein alle diese Verbindungen rechtfertigten den Kronraub noch nicht; vielmehr warnten ihn die Fürsten insgesammt, er möchte kein schlechtes Beispiel für die anderen Völker geben; denn würde einmal der Grundsaz ausgesprochen, daß die Böhmen über ihre Krone eigenmächtig verfügen könnten; so dürften demselben Grundsaze auch andere Völker nachahmen, und das Majestätsrecht der Herrscher sei jedenfalls gefährdet.

Allein Friedrich hörte weit lieber auf die eigennüzigen Ruhmredereien seines Hofkaplans Scultetus und auf die glänzenden Vorspiegelungen seiner Gemalin, der englischen Prinzessin Elisabeth, welche ihm die Hilfe ihres Vaters, und weiß der Himmel, was Alles noch, versprach. Zulezt, als er dennoch troz aller und nicht selten rascher Aufforderungen die Krone ausschlagen wollte, sagte sie ihm noch die bitteren Worte: sie wolle lieber an seinem königlichen Hofe Brod essen, als an seiner churfürstlichen Tafel schwelgen. Das half; die Krone wurde angenommen. Am 4. November 1619 war in Prag die feierliche Krönung des neuen Königs, und Elisabeth sah ihre Wünsche vorläufig erfüllt.

Schweden und Dänemark, Holland und Venedig, dann mehrere kleinere Staaten im teutschen Reiche schickten dem neuen Monarchen ihre Anerkennung. Jubel und Entzücken durchflog alle böhmischen Gaue, und nun sollte aber der neue König seinen Thron auch bevestigen und behaupten. Er verband sich zu diesem Zwecke mit dem Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, und es wurde insgeheim ausgemacht, die Böhmen und Siebenbürger sollten in Oesterreich einfallen. Es geschah; Wien zitterte zum zweitenmale vor den raublustigen Feinden. Da brach eine Empörung in Ungarn gegen den Siebenbürger aus und er mußte seinen Siegeslauf unterbrechen.

Ferdinand war wieder gerettet; da rührten sich aber plözlich auch seine Freunde, die katholische Parthei. Im Januar

1619 war bereits auf Betreiben unseres Max eine neue ligistische Verbindung zu Stande gekommen. Am 25. August hielt der Vorstand derselben in Eichstädt eine Versammlung der ligistischen Bundeshäupter, und am 8. Oktober deßselben Jahres wurde zwischen Max und der Krone Oesterreich ein Vertrag abgeschlossen, nach welchem dem Herzoge die Pflicht oblag, mit einem tüchtigen Heere seinem Freunde Ferdinand zu helfen; für diese Hülfe wurde ihm die Churfürstenwürde einstweilen zugesichert, welche man dem Friedrich nehmen wollte. Auch mit Spanien ward ein Vertrag abgeschlossen, gemäß welchem diese Krone ihre Truppen aus den Niederlanden in die Rheinpfalz werfen sollte.

Der Papst mußte statt Truppen Geld geben; vorläufig gab er 200,000 Kronenthaler. Chursachsen, obgleich protestantisch, wurde auch auf kaiserliche Seite gebracht. Und nun beschloß die heilige Liga, welche jezt weit mächtiger war als früher, eine Armee von 25,000 Mann auszurüsten, und dieselbe unserem Landesherzog zur Führung gegen Böhmen anzuvertrauen.

Die Union schwieg zu allen diesen Vorgängen; statt ihre Kräfte jezt im entscheidungsvollen Augenblicke zu vereinigen, dieselben den böhmischen Brüdern zur Hilfe zu senden und so die protestantische Wagschale im Gleichgewicht mit der kathoschen zu halten, ließ die gepriesene Union ihr Haupt, den neuen Böhmenkönig, durch die kräftigen Maaßregeln der heiligen Liga verbluten. Allein derselbe war Calvinist, und das war genug, um jede Entscheidung zu seinem Vortheile auf sich beruhen zu lassen.

Nachdem Bethlen Gabor durch die in Ungarn entstandenen Unruhen zurückeilen mußte und sogar einen Waffenstillstand mit Ferdinand abgeschlossen hatte, Chursachsen ferner und Hessendarmstadt auf kaiserliche Seite als Neutrale getreten waren, stand Friedrich V. allein da gegen die gesammte Liga. Anfangs rüstete zwar die Union ein kleines Heer aus, dessen Oberbefehl der Markgraf von Ansbach übernahm; allein Frankreich vermittelte einen schnellen Frieden. Gemäß demselben wurde

von der Liga die Erkärung abgegeben, daß man durchaus nichts gegen die protestantische Religion unternehmen, sondern nur dem Kaiser zu seinem Rechte verhelfen wolle. Die Unionstruppen giengen aus einander, und Max I. konnte seine 25,000 Mann starke Armee nun ganz gegen die Böhmen führen. Um denselben voraus zu zeigen, was sie von ihm zu erwarten hätten, drang er in das unruhige Oberösterreich ein und am 4. August, einen Monat nach dem Ulmer Frieden, hatte er schon Linz besezt und die Protestanten gezwungen, ohne Bedingungen ihrem Kaiser zu huldigen; das eroberte Land behielt er zum Unterpfande der Entschädigung für seine aufgewendeten Kriegskosten.

Während dieses geschah, kamen die niederländischen herbei und die Truppen des Grafen von Boucquoi vereinigten sich mit dem bajerischen Heere, und nun konnten 50,000 Mann allein gegen Böhmen aufbrechen. Der spanische Feldherr Spinola aber hatte schon Besiz von der Rheinpfalz genommen, und 25,000 Mann seiner Truppen flößten ihren Bewohnern Ehrfurcht vor dem Namen der heiligen Liga ein. Fünftausend Bajern hielten Oberösterreich einstweilen besezt; der Churfürst von Sachsen, Johann Georg, hielt die Lausiz im Zaume, und nun konnte die vereinte kaiserlich-bajerische Macht über Böhmen herfallen.

Noch einmal wurden Aufforderungen an den König Friedrich erlassen, seine Krone niederzulegen, und an die Böhmen, zum Gehorsam gegen ihren Kaiser zurück zu kehren; allein Beides umsonst. Friedrich vertraute zu sehr auf seine Macht und auf den Enthusiasmus der Böhmen; fürchterlich betrogen beide seine Erwartungen. Er besaß eine Armee von kaum dreissigtausend Mann; selbst der Siebenbürger Bethlen Gabor stieß nur mit seinen 10,000 Mann zu ihm; denn ihn hinderte die beständige, von der österreichischen Politik gegen ihn wohl unterhaltene, Gährung der Ungarn, mehr zu senden. Der Graf von Mansfeld blieb mit seinem zwar tapferen aber wenig zahlreichen Heere in Pilsen, und der vertrauenvolle König mußte sich allein auf seine Böhmen verlassen. Diese aber entbehrten

leider wegen des Zwiespaltes ihrer Anführer der gehörigen Mannszucht und Ordnung.

Als daher Max I. in das feindliche Land drang, flohen die entmuthigten Böhmen allenthalben. Nirgends ein haltbarer Widerstand bis vor den Mauern von Prag, da hatten die Böhmen sich verschanzt. Es war der 8. November 1620, als

die wichtige Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag

von den Böhmen verloren wurde. An der Spize des kaiserlich-bajerischen Heeres stand Herzog Max und seine beiden Generale Tilly und Boucquoi.

In drei Linien standen in ihrem verschanzten Lager die Böhmen; im grossen Viereke die Ligisten. Mit einer Tapferkeit, wie sie nur Soldaten eigen sein kann, drangen die Bajern vor; Alles wurde von ihren Hieben vernichtet oder zurückgedrängt. Die Loosung hieß: heilige Maria! Der Prinz von Anhalt erfocht anfangs einige Vortheile; allein mit unwiderstehlicher Gewalt kämpften die Söhne unseres Vaterlandes; es galt ja den Ruhm ihres Fürsten. Mit den Bajern kämpften gleich tapfer die Wallonen; ein fürchterliches Gemezel. Endlich wird der Fürst von Anhalt gefangen. Da wichen die Ungarn; plözlich flohen Alle. Wild und entsezlich war die Flucht; nur die Mähren unter ihrem tapferen Führer Thurn hielten bis auf den lezten Mann. Als Thurn die Schlacht ohne Rettung verloren sah, floh auch er, und aller Widerstand war von nun an gebrochen.

Max hatte einen höchst vollständigen Sieg errungen. Die ganze Artillerie des unglücklichen Königs, die zwar nur aus zehn Kanonen bestand, fiel in die Hände des Siegers; vier Tausend von den Truppen Friedrichs waren geblieben, die übrigen geflohen oder gefangen; Friedrich hatte keinen Soldaten mehr. Binnen zwei Stunden war sein Schicksal vollkommen entschieden. Unbegreiflich war seine Gleichgültigkeit vor und zum Theile während des Treffens. Der Tag der Schlacht war ein Sonntag, und da hatte der sich sicher träumende Fürst ein

prächtiges Gastmal bestellt. Während nun seine Truppen sich todt schiessen lassen mußten, schmauste er bei offener Tafel, bis endlich ein Eilbote die fürchterliche Nachricht brachte, daß der Herzog Max gesiegt habe. Jezt eilte der erschrockene König auf die Stadtmauern und sah mit gebrochenem Muthe die Flucht der Seinigen.

Als das Schlachtfeld geräumt war, forderte Max die Hauptstadt zur Uebergabe auf. Der entmuthigte Friedrich bat aber um einen vier und zwanzigstündigen Waffenstillstand; Max gewährte ihm acht Stunden. Diese kurze Zeit benüzte der König zur eilendsten Flucht von Prag nach Breslau, so zwar, daß er sogar seine Krone und der Prinz von Anhalt seine geheimsten Papiere vergaß. Was er von dem gerühmten Muthe und der vesten Treue der Böhmen zu halten habe, wußte er jezt auf eine schreckliche Art. Ich sehe jezt wohl ein, sagte er zu denen die ihn trösten wollten, wer ich bin; nur im Unglücke erkennen Fürsten ihren Werth, und gewisse Tugenden lernen wir nur im Unglücke. Mit ihm flohen auch die vornehmsten Häupter des böhmischen Aufstandes.

Am 9. November zog Maximilian mit seinem siegreichen Heere in Prag ein. Wie die Hauptstadt, so ergaben sich bald alle übrigen Städte dem Sieger; alle Böhmen huldigten dem Kaiser, und der Majestätsbrief wurde von der höchst eigenen Hand des erzürnten Ferdinand zerschnitten. Der Aufstand war getilgt, und die Böhmen hatten bewiesen, was von ihren Prahlereien zu halten war.

Wie die Böhmen, so huldigten auch unbedingt die Schlesier und Mähren. Am 17. November verließ Max Prag, nachdem er 1500 mit Beute beladene Wagen vorausgeschickt hatte; den Grafen Tilly ernannte er in seiner Abwesenheit zum höchsten Leiter der militärischen, den Fürsten von Lichtenstein der bürgerlichen Verhältnisse. Obrist Pappenheim, welcher in der Weissenberger Schlacht zwanzig Wunden erhalten hatte, blieb zur Heilung derselben vorläufig noch in Prag. Ein feierliches Te Deum in der Münchener Frauenkirche bestätigte den andächtigen Bajern den rühmlichen Sieg ihres Fürsten. Leider sind die

Folgen desselben für die Besiegten sehr traurig gewesen. Nicht genug, daß der erbitterte Kaiser den Majestätsbrief vernichtete; er wußte mit seiner blutigen Rache noch drei volle Monden zuzuwarten, bis mancher hohe Flüchtling sich sicher träumte, und nach Böhmen zurückkehrte. Plözlich nahm Tilly die vornehmsten gefangen; unzählige starben auf dem Schaffote, zum Tode verurtheilt von einem aus Oesterreichern und Bajern bestehenden Kriegsgerichte. Die Jesuiten kamen wieder und erhielten zur Ehre der heiligen Jungfrau um 40,000,000 Gulden konfiscirte Güter. Wer nur im Geringsten verdächtig war, gegen die katholische Majestät gesündiget zu haben, mußte sterben zum abschreckenden Beispiele Anderer.

So endete der böhmische, Aufruhr, und die Protestanten wußten jezt recht wohl, was sie von der heiligen Liga zu erwarten hatten. In Böhmen gab's bald keinen Protestantismus mehr, denn alle Religionsduldung wurde von nun an dort aufgehoben. Im Jäner 1621 wurde der Churfürst und Exkönig Friedrich in die Reichsacht erklärt, und vom Kaiser unserem Max wieder, wie früher bei Donauwörth, der Auftrag gegeben, dieselbe zu vollziehen. Unstät flüchtete der unglückliche Geächtete von einem Orte zum andern, aller seiner Würden und Länder beraubt. Um aber dem Herzoge von Bajern auf fremde Kosten auch eine Belohnung zu verschaffen, ernannte der Kaiser denselben an der Stelle des Geächteten zum Churfürsten, und so kam denn der pfälzische Churhut wieder nach Bajern, — seit Rudolf zum Erstenmale, — ein wichtiges Ereigniß für die bajerische und teutsche Geschichte. Ob der Kaiser nach den Gesezen des Reiches zum Nachtheile der Nachkommen des unglücklichen Friedrich die Churwürde dem pfalzwittelsbachischen Hause nehmen durfte, darnach fragte er nicht. Genug er nahm sie, und die protestantischen Churhäupter, Brandenburg und Sachsen, schwiegen zu diesen Eingriffen in ihre Rechte, statt zu handeln. Jedermann sieht, daß die protestantische Sache damals wenig energische Vertreter gehabt hat.

Unter ihnen war der Churfürst von Sachsen, ein Mann von redlicher Gesinnung aber schwacher Politik. Oesterreich führte

ihn am Gängelbande viele Jahre herum, und endlich merkte der gute Monarch erst, daß er getäuscht worden sei. Johann Georg glaubte, Oesterreich meine es gut mit ihm, und dieses Vertrauen vergrösserten die Spione des Kaisers an seinem Hofe dergestalt, daß nur ein Gustav Adolf fähig war, dasselbe ihm zu rauben. Der Churfürst von Brandenburg hingegen fürchtete sich vor der katholischen Majestät und schäzte sich glücklich, mit den Böhmen nicht gemeine Sache gemacht zu haben. Gleiche Unentschlossenheit und matte Politik durchdrang auch den Churfürsten von Hessen, kurz die protestantische Parthei in Teutschland arbeitete den Katholiken selbst in die Hände, und man darf wohl sagen, nach der Schlacht auf dem weissen Berge hatten die Protestanten ihre Religionsduldung nur der kaiserlichen Gnade zu verdanken und vielleicht auch dem besseren Gemüthe unseres Churfürsten Max. So viel auf die protestantischen Stände in Teutschland ankam, wäre auch der Protestantismus sicher verloren gewesen; allein das Schicksal der Nazionen thut oft mehr, als die Nazionen selbst, und die zertrennten Staaten Teutschlands hängen in Beziehung auf ihre Existenz oft mehr von den Einflüssen der europäischen Politik ab, als von ihrer eigenen.

Frankreich konnte nicht gleichgültig zusehen, wie das vor Kurzem noch so kraftlose Oesterreich plözlich so mächtig werde, daß sein Einfluß auf die europäischen Staatsverhältnisse das Gleichgewicht störe. Holland wachte mit Eifersucht gegen die spanische, höchst drückende Macht. Englands religiöse Freiheit verschwisterte sich mit den Interessen der teutschen Protestanten. Schweden erhob kräftiger sein bisher verachtetes Haupt. Der Papst sah mit Eifersucht Oesterreichs Grösse, wenn er auch dem Protestantismus als oberster Kirchenfürst der Katholiken gram sein mußte. Kurz es stand um die Existenz der neuen Lehre, wenn auch von Seite ihrer Bekenner Alles für sie zu fürchten war, von Seite der äusseren Politik doch nicht so schlimm, als man glauben mochte. Einer war nach der Prager Schlacht noch übrig, der kühne Mansfeld. Derselbe hatte, wie wir oben hörten, Pilsen besezt, und glücklicher Weise die

Prager Schlacht, die er wegen der Ueberlegenheit seiner Feinde doch nicht gewonnen haben würde, versäumt, ein warmer Freund des geächteten Exkönigs, und ein feuriger Verehrer der protestantischen Sache.

Als daher die Böhmen wieder unter kaiserliche Hoheit zurück kehrten, brach er mit seinem kleinen Heere in die obere Pfalz, um diese dem Friedrich zu retten; allein er mußte vor dem übermächtigen Tilly fliehen. Von da zog er sich nun in die Rheinpfalz, um dort die Spanier zu vertreiben. Furchtbar hauste sein rächendes Schwerdt. Schnell hob der spanische Befehlshaber Corduva die Belagerung von Frankenthal auf; allein der Mansfelder hatte vorläufig nicht die Absicht die Rheinpfalz zu erobern, sondern nur seinen erschöpften Soldaten Geld und Lebensmittel zu holen. Fürchterlich wurde gehaust, wo die Räuberschaar hinkam. Von Speier bis tief in's Elsaß wurde alles Land verheert, und Mansfeld beurkundete wohl, daß er ein Abentheurer, doch für eine edle Sache war. Wer erinnert sich hier nicht an Lüzows fliegendes Corps! Es war gewiß eine schwierige Aufgabe, ein Heer, wenn auch klein, ohne politische Subsistenzmittel nicht allein zu schaffen, sondern auch zu erhalten. Mansfeld löste dieselbe vortrefflich, und so lange er für Friedrich V. in Teutschland noch die Waffen trug, konnte selbst unser Landesherzog sammt seinem gefürchteten Tilly nicht sagen, daß sein Vetter und Nebenbuhler, der andere Wittelsbacher verloren sei.

Auf seine Seite trat aber jezt noch ein anderer Freund, der Vater seiner Gemalin, König Jakob von England. Zwar hatten in der Prager Schlacht auch mehrere Engländer mitgefochten; allein englisches Geld, meinte Mansfeld, sei jedenfalls besser, als englische Soldaten, und der reiche Engländer schickte jezt auch manches Sümmchen an den kühnen Feldherrn, so daß Mansfeld sich plözlich, als er seinen räuberischen Proviantzug nach Elsaß vollendet hatte, auf doppelte Weise erkräftigt sah. Aber es nahte auch für ihn indirekte Hilfe. Der tapfere Bethlen Gabor war in Ungarn eingefallen, hatte dasselbe erobert und sich in Preßburg zum König des Landes krönen

lassen. Der österreichische Feldherr Boucquoi verließ deshalb Böhmen und zog seinem Kaiser gegen jenen ältern Feind zu Hilfe. Dampierre blieb in einer Schlacht vor Preßburg und Boucquoi in der Belagerung von Neuhäusel. Die Böhmen rührten sich auch wieder. Gabor drang unaufhaltsam gegen Oesterreich vor, und Friedrichs Stern tauchte wieder ein wenig am politischen Horizonte auf, wenn sich auch die protestantische Union im Mai 1621 ganz aufgelöst hatte. Auch der König Christian von Dänemark, ein naher Verwandter der flüchtigen Majestät, neigte sich auf die Seite von Mansfeld. Da schöpfte Friedrich V. neue Hoffnungen und erschien im Mansfelder Lager. Plözlich vereinigte sich auch die Armee des Markgrafen Friedrich von Baden mit Mansfeld, und selbst Würtemberg schien der protestantischen Sache seine Beihilfe schenken zu wollen. Die heilige Liga fürchtete das Wiedererstehen der protestantischen Union, und Tilly nahm auf Befehl unseres Landesherzogs seine Maaßregeln. Er vereinigte sich mit den spanischen Truppen des General Corduva, zog vor Heidelberg und wurde vor Wieseloch am 29. April 1622 von dem Mansfelder geschlagen. Am 6. Mai schlug dagegen Tilly den Markgrafen Friedrich und der abentheuerliche Krieg war dennoch nicht geendigt. Jezt trat nehmlich ein neuer Freund für den Mansfelder auf, Herzog Christian von Braunschweig, ein fahrender Ritter, wie Mansfeld. Der brachte unter dem Wahlspruch „Gottes Freund und der Pfaffen Feind" eine Armee von etwa 20,000 Mann auf die Beine, welche aber, wie die Mansfelder, ihren Unterhalt aus den Ländern zogen, wohin sie kamen, ohne Rücksicht darauf, ob sie Freunde oder Feinde der protestantischen Sache wären. Raub, Plünderung und Verheerung war an der Ordnung des Tages, eine wahre Räuberbande.

Bei Höchst wurden diese neuen Horden von Tilly aufgehalten. Derselbe wollte ihnen den Mainübergang und die daraus erfolgende Vereinigung mit dem Mansfelder wehren. Allein Christian erzwang am 19. Juni den Uebergang dennoch und die Vereinigung kam zu Stande. Beinahe das halbe Heer hatte er an den Ufern und auf der Brücke des Mains verloren,

und der Handschuh der unglücklichen Elisabeth, welchen der Braunschweiger auf seinem Helme trug, hatte auch keine Wunder wirken können.

Tilly war zu mächtig, als daß jene Horden, denen es zunächst nur um Plünderung zu thun war, gegen ihn etwas ausgerichtet hätten. Tilly verfolgte die fliehenden Schaaren, und zum Zweitenmale brachen sie in's Elsaß ein, um sich Beute zu holen. Der arme Friedrich mußte mitziehen, um nur nicht von den Truppen des Tilly überrascht zu werden und vielleicht gar noch neben seinen Hoffnungen auch sein Leben zu verlieren. Da nun die Freunde des Unglücklichen sahen, daß seine Sache, gestützt auf abentheuerliche Unternehmungen Anderer, sich täglich mehr verschlimmere, statt verbessere, riethen sie zu Unterhandlungen mit dem Kaiser. Ferdinand aber war schlau genug, vor allen möglichen Unterhandlungen, die die Einsezung des Exkönigs wenigstens in seine Pfalzgrafenwürde am Rhein bezwecken sollten, zu begehren, daß der Schuldige die Waffen niederlege. Desto leichter konnte man ihn nachher verderben; denn die österreichische Politik konnte einem Rebellen keine Verzeihung mehr schenken. Friedrich glaubte jedoch den glatten Worten des jesuitischen Hofes, und selbst sein Schwiegervater, der König Jakob, rieth auf eine unbegreiflich thörichte Weise zur Niederlegung der Waffen. Friedrich, wahrscheinlich schon von seinem allseitigen Unglücke übertäubt, that's. Er entließ den Grafen Mansfeld und die andern Heere ihrer Verpflichtungen gegen ihn, begab sich nach Holland und hoffte dort von der Barmherzigkeit eines Ferdinand, was ihm nur eine Armee hätte geben können.

Die Unterhandlungen hörten auf und Friedrich blieb, was er war, ein flüchtiger Exkönig. Allein Mansfeld und der Braunschweiger hatten ihre Truppen nicht entlassen. Ihr Zweck war der Krieg; ob sie ihn für eine Person oder für eine Sache führten, war ihnen gleichviel. Friedrich hatte sich zurückgezogen, die beiden Abentheurer nicht. Mansfeld suchte in österreichische Dienste zu kommen, und als man ihm dieses auf eine unkluge Art verweigerte, handelte er mit seinem Raubgesindel

auf eigene Faust. Vorerst fiel er in Lothringen ein, und verbreitete allenthalben Schrecken und Verwirrung. Hierauf schlug er sich, als die Provinzen ausgeraubt waren, auf Seite der Holländer und bedrängte die spanische Macht, so daß bei seinem Erscheinen Spinola die Belagerung von Bergen op Zoom sogleich aufhob. Der Braunschweiger hingegen trug immer noch den erköniglichen Handschuh der schönen Elisabeth, die er mehr als verehrte, auf dem ritterlichen Hute und erwartete mit seinen Truppen in Niedersachsen neue Abentheuer. Friedrich dagegen nährte sich in Holland von Hoffnungen und sparsam gereichtem schwiegerväterlichen Golde. Tilly aber hatte während kürzester Zeit die Rheinpfalz wieder besezt, die Jesuiten herbeigerufen, auf Befehl unseres Landesherzogs dem Päpste Gregor XV. die churfürstliche Bibliothek von Heidelberg geschenkt, die protestantischen und reformirten Kirchen geschlossen, die katholischen geöffnet, und so den Beweis geliefert, daß die Zeit der Märtyrer für die neue Lehre vorüber war.

In der Oberpfalz wurde das Bekehrungswerk auf gleich eifrige Art betrieben, und nun war der Kaiser Herr seiner Länder und siegender Verfechter des römisch-katholischen Glaubens, für welchen er in Loretto sein ganzes Leben zu wagen versprochen hatte.

Friedrich war aber durch alle diese Ereignisse, nach dem Verlust seiner Krone und aller seiner Länder so mürbe gemacht, daß er sich sogar entschloß, vor dem Kaiser einen Fußfall zu wagen, um durch eine solche Erniedrigung wieder zur Verzeihung und zu seinen früheren Rechten zu gelangen. Allein im österreichischen Kabinet und in der Politik unseres Herzogs war es anders beschlossen. Was bisher zum Vortheile des österreichischen Hauses geschehen war, geschah im Grunde nur durch Bajern. Bajern hatte im entscheidenden Augenblicke seine Truppen gesendet, und der bajerische General Tilly hatte das Treffen am weissen Berge zuvörderst gewonnen, er hatte Böhmen beruhigt, die obere Pfalz und die Rheinpfalz besezt, die katholische Religion wieder hergestellt, und nun hatte zwar auch der Kaiser sich durch spezielle Verleihung der Churwürde unserem Landesherzoge

dankbar erwiesen; allein diese Verleihung mußte auch rechtlich sein, wenn sie gelten sollte. Sie mußte ausgehen von allen denen, die dabei betheiligt waren, von den Churfürsten des Reiches. Nun aber hatte Friedrich V. Söhne, und wenn auch der Vater die Churwürde verwirkt haben mochte, so konnte man die Strafe desselben doch nicht auf seine Nachkommen übertragen. Diese Ungerechtigkeit sah man auch wohl ein und suchte sie dadurch zu beseitigen, daß man die Churwürde nur der Person unseres Max verlieh. Diese Verleihung aber war jezt sehr leicht möglich, da die Stimmenmehrheit der Churfürsten sich entschieden auf die katholische Seite neigte, indem selbst Chursachsen in der Person des Churfürsten Johann Georg die österreichische Parthei begünstigte, die übrigen protestantischen Churstimmen aber von durchaus unentscheidendem Gewichte waren. Es wurde nun ein Fürstentag in Regensburg gehalten, und auf demselben der Churhut unserem Landesherzog Max feierlich überreicht. Sachsen hatte zwar widersprochen, allein nur scheinbar; denn ihm kam's nur darauf an, öffentlich seine Anhänglichkeit an Oesterreich zu vermeiden, insgeheim aber blieb auch Johann Georg ein österreichischer Freund. Die Ursache haben wir schon oben kennen gelernt.

Max war Churfürst; schon seiner persönlichen Eigenschaften wegen verdiente er diese Würde; denn unter den politischen Talenten seiner Zeit und unter den moralischen war er unstreitig bis Jezt der Erste; allein wenn man auf Kosten der Rechte Anderer jedesmal einen ausgezeichneten Mann belohnen dürfte, würden die heiligsten Verhältnisse wenig sichere Bedeutung im öffentlichen Leben mehr haben. Jedoch Oesterreich hatte einen Schritt gethan, unbekümmert um die Folgen desselben. Bajern war dem Kaiser für künftige Fälle zur Dankbarkeit verpflichtet, und solche Fälle konnten bald kommen, obgleich das übermüthige nur durch fremde Hülfe starke Oesterreich dieselben nicht hoffte. Sie kamen wirklich. Als Friedrich sah, daß der Kaiser durchaus nicht an eine Aussöhnung mit ihm dachte, sondern durch die Verleihung der Churwürde an Max I. alle Unterhandlungen über jenen Punkt abgebrochen hatte, sah er auch seinen

Fehler wohl, und manche Betrügerei, die mit ihm gespielt worden war, überraschte ihn erst jezt. Mit Empören erblickte sein Schwiegervater Jakob die Hinterlist des österreichischen Staates, und sein gekränkter Stolz forderte Rache.

An Frankreichs Spize stand Richelieu, ein Meister der Politik für Jahrhunderte; ihm konnte die heranwachsende Macht der katholischen Majestät zum Nachtheile der allerchristlichsten nicht gleichgültig sein. Er entwarf daher den Plan zu einem Bündnisse zwischen Frankreich, England und Holland, und dann noch einigen anderen Staaten, deren Interesse der österreichischen Parthei ebenfalls feindlich sein mußte. Allein in England starb Jakob, und sein Nachfolger Karl hatte genug zu thun, mit den Ansprüchen seines eigenen Volkes fertig zu werden, als daß er sich hätte besonders an die Angelegenheiten des Continents thatsächlich erinnern können. In Frankreich aber machten die Hugenotten dem großen Cardinal noch immer Beschäftigung; und so blieb die österreichische Parthei in Teutschland noch immer die überwiegende. Tilly that das Seinige, die Jesuiten das Ihrige, und der einzige Mansfeld, welcher sich wieder von Holland getrennt hatte, reichte nicht hin, alle Fehler der Protestanten, deren sie so viele auf die unverantwortlichste Weise begangen hatten, wieder gut zu machen. Zwar hatte der Sieger von Preßburg, Bethlen Gabor, wieder einen Einfall in Mähren gemacht; allein der Einfall führte zum Frieden zwischen ihm und dem Kaiser.

Unser Feldherr Tilly stand noch immer sicher in der Rheinpfalz, bestand kleine Treffen mit dem Braunschweiger oder Mansfelder, und der grosse Krieg war in einen kleinen aber desto fürchterlicheren ausgeartet. Als die Rheinpfalz ausgesaugt war, zog sich der gefürchtete Niederländer in die Wetterau und erpreßte sich auch dort Subsistenzmittel, wie seine beiden Nebenbuhler es schon gethan hatten. Uebrigens hätte Tilly durchaus nicht nöthig gehabt, sein Heer beizubehalten; denn Mansfeld und Christian hatten am Ende des Jahres 1622 ihre Armeen aus Mangel an Sold entlassen, und viele der Entlassenen waren zu Tillys Haufen gestossen, ohne Rücksicht, ob sie unter diesen oder

jenen Fahnen kämpften, wenn sie nur unterhalten wurden, und das damalige Kriegshandwerk treiben, das heißt, rauben und plündern konnten. Oesterreich jedoch gab kein Geld und monatlich 265,600 Reichsthaler bedurfte Tilly, um seine Soldaten zu ernähren, eine Summe, welche aus Feindesland zu ersezen viele Gewaltthätigkeiten nöthig waren. Tilly fiel daher auch in Niedersachsen ein, um sich an Christian von Braunschweig und an Christian IV., König von Dänemark, der zugleich später Vorstand des niedersächsischen Kreises war, und welcher mit England ein Bündniß eingegangen hatte, zu rächen. Raub und Plünderung folgte allen seinen Zügen, der Fluch der geschaffenen Armuth und Verzweiflung seiner Abwesenheit. Und nun fragen wir: was konnte Tilly durch diesen beständigen Krieg gegen wehrlose Protestanten wollen? Er wollte denselben die Augen über ihre Zukunft öffnen. Weil man fortan allen Protestantismus ausrotten wollte, deswegen behielt Tilly sein Heer.

Seit der Pragerschlacht hatte der Kaiser nimmer im Sinne, den Religionsfrieden aufrecht zu erhalten. Man wollte nur noch eine günstigere Gelegenheit ergreifen, um den Willen zur That werden zu lassen. Allein die Protestanten schlummerten doch nicht so gar stark, als man glaubte. Der Mansfelder rührte sich im Frühjahre 1623 wieder, auch der liebende Herzog von Braunschweig rüstete ein neues Heer und kräftig erhoben sich zur Rache die Niedersachsen. Anders gestalteten sich plözlich die Dinge, und der Schauplaz des Krieges wurde grösser, der Krieg selbst gewann an Interesse. Der König von Dänemark erklärte sich für die protestantische Sache, der König von Schweden, Gustav Adolf später, ebenfalls. England sollte beimmen, welcher von Beiden sich an die Spize der protestantischen Sache stellen dürfe; Dänemark wurde die Ehre zuerkannt. Gustav Adolf trat vorläufig zurück.

Mit ausserordentlicher Schnelligkeit wurden jezt Armeen ausgerüstet, Steuern erhoben, Bündnisse geknüpft, auswärtige Kabinete in's protestantische Interesse gezogen, und plözlich stand ein Heer von 60,000 Mann in Niedersachsen, bereit, un-

fern Tilly zu bändigen. Der dänische König, als Haupt der neuen Union, stand an der Spize dieses Heeres, und Tilly mußte, nach fruchtlosen Aufforderungen, die Waffen nieder zu legen, nun offensiv auftreten. Er führte sein Heer dem linken Ufer der Weser entlang, wie der König am rechten. Tilly suchte, Christian vermied eine Schlacht.

Während dieser zweideutigen Gestalt der Dinge in Nordteutschland erschien zur Rettung der österreichischen Ehre, Freiherr Albrecht von Wallenstein, ein böhmischer Edelmann und früher Officier der österreichisch-bajerischen Armee, der die Schlacht vor dem weißen Berge mitgekämpft hatte; auf dem Schauplaze des Ruhmes zum Erstenmale. Lange schon fand der stolze Kaiser es für unschiklich, daß unser Landesfürst allein seine Krone beschüze, und er gewissenmassen dem bajerischen Freunde Alles zu verdanken habe, was er unter die Kathegorie österreichischer Siege zähle. Es war in der That für Oesterreich keine grosse Ehre, daß fremde Armeen ihr Blut für eine Kaiserkrone verspriztеn, die selbst kein Heer aufzuweisen hatte. Diese Abhängigkeit von dem kleinen Bajern fühlte Ferdinand wohl, aber die österreichischen Kassen waren erschöpft, und ohne Geld war eben eine Armee nicht wohl denkbar. Mansfelder gab's nicht viele, und die Dienste des Einzigen hatte man verschmäht.

Da erschien mit nahmhaften Anerbietungen der reichste böhmische Cavalier vor dem Kaiser und bot sich an zur Ausrüstung eines Heeres von 50,000 Mann, wenn der Kaiser ihm dem Oberbefehl über dasselbe überlassen wollte. Der Kaiser brauche überdieß zur ganzen Ausrüstung Nichts zu bezahlen. Anfangs staunte man über die Prahlerei eines solchen Anerbietens; jedoch gewährte der Kaiser die Ausführung, indem doch Manche meinten, der wegen seiner frühern kriegerischen Verdienste zum Grafen erhobene Wallenstein habe Geld und Muth genug, mehr zu leisten, als Mansfeld und Christian von Braunschweig. Wirklich brachte der kühne Graf binnen kürzester Zeit eine Armee von 30,000 Mann zusammen und stellte dieselbe an den Gränzen von Niedersachsen auf.

Der Kaiser hatte ihm zwar befohlen, seine Truppen mit denen des Tilly zu vereinigen, um den König von Dänemark gemeinschaftlich anzugreifen. Allein Wallenstein beneidete den Tilly, und dieser den Wallenstein. Der stolze böhmische Graf, der einem Kaiser eine Armee ausgerüstet hatte, mußte es freilich unter seiner Würde finden, dem Generalissimus eines Churfürsten gleich zu stehen oder zulezt gar Befehle von dem Chef der heiligen Liga zu empfangen. Ein Wallenstein, der, nach damaliger Sitte, sein Schicksal in den Sternen las, wollte dem Heere, welches nur ihm sein Dasein verdankte, auch Anführer sein, und dieses Heer, meistens aus brodlosem oder leichtfertigem Gesindel bestehend, gehorchte vorerst auch lieber dem reichen Feldherrn als dem armen Kaiser. Kurz Graf Wallenstein wollte troz den Befehlen des Kaisers, zum Tillyschen Heere zu stoßen, unabhängig bleiben und er blieb's. Zwar fehlte es dem hochstrebenden Grafen an Geld für seine große Armee, indem keine Liga einem unabhängigen kaiserlichen Heere ihre Hülfsquellen öffnen wollte; allein in jener fürchterlichen, alles Rechtes auf fremdes Eigenthum entbehrenden Zeit, war der Mangel an Geld für den Inhaber eines Heeres keine große Verlegenheit. Das hatten der Mansfelder und Christian von Braunschweig bewiesen.

Noch besser, als Beide, konnte Wallenstein den Beweis liefern. Uebrigens hörten wir schon oben, daß auch der heiligen Liga nicht immer die für den Sold des Tillyschen Heeres bedeutenden Quellen offen standen. Es war übrigens für unseren thätigen Churfürsten auch eine tüchtige Aufgabe, monatlich 265,600 Reichsthaler herbeizuschaffen. Leider mußte daher jeder Kriegsschauplaz, ja nicht einmal dieser, sondern selbst Freundesland, der Verheerung Preis gegeben werden, und zulezt plünderten die Katholischen wie die Protestantischen überall, wo sie hinkamen. Eine beklagenswerthe Zeit für das ganze teutsche Vaterland. Was fragte der rohe Soldat nach dem Elende der Völker! Wallenstein rückte nun mit seinem bedeutenden Heere an die Elbe. Im Magdeburgischen und Halberstädtischen wurde allenthalben geraubt und geplündert. Tilly

und Wallenstein standen jezt dem Könige von Dänemark gegenüber, wenn auch nicht vereint, doch zu einem Zwecke jeder bereit, die Protestanten zu demüthigen und den Dänemarker aus Teutschland zu jagen.

Die Gefahr für König Christian war auch wirklich groß. Er konnte leicht im Rücken angegriffen und ihm der Weg in sein Königreich gänzlich abgeschnitten werden. Tilly und Wallenstein konnten sich zulezt auch vereinigen und die vereinigten Heere machten die halbe Gefahr zu einer schrecklichen ganzen. Christian erkannte das Alles. Er verband sich daher mit dem Grafen von Mansfeld. Früher hatte er seine Beihilfe abgeschlagen. Der kriegslustige Mansfelder rückte gegen die Brücke von Dessau, wo Wallenstein Miene machte, sich mit Tilly zum Verderben des Königs zu vereinigen. Natürlich wurde der kühne Graf von der weit überlegeneren Macht geschlagen. Er wendete sich hierauf gegen Schlesien, um von da aus sich mit dem Ungarnfürsten Bethlen Gabor zu verbinden, und, während Wallenstein und Tilly sich in Nordteutschland mit dem König von Dänemark beschäftigten, in das Herz von Oesterreich einzufallen. Allein diese Wendung war für die Absichten Wallensteins, auf eine nicht auffallende Art von Tilly sich zu trennen, sehr ersprießlich. Die Aufforderung des österreichischen Hofes kam gelegen. Wallenstein rückte dem Mansfelder nach, und ließ dadurch dem Könige von Dänemark freiere Bewegung. Allein der kühne Graf, der der Streifzüge vollkommen mächtig war, entkam seinem politischen Gegner leicht. Aber als er in Ungarn erschien, hatte die österreichische Politik mit Bethlen Gabor schon Friede gemacht und Graf von Mansfeld war gezwungen, sein erst in Brandenburg und Schlesien verstärktes Heer zu entlassen; er selbst ging nach Italien und starb unterwegs bei Zara.

So verschwand ein Mann von der Schaubühne des großartigen Krieges, der zwar Nichts Großartiges geleistet, aber wie einst Fabius Cunctator, doch manchem grössern Feldherrn seine Hoffnungen verkürzt hatte.

Tilly wußte aber mit gewohnter Schnelligkeit die Wallensteinischen Truppen gegen den König von Dänemark zu ersezen. Alle festen Pläze an der Fulda und Werra wurden von dem bajerischen Feldobersten besezt; erobert, was zu erobern war, und dadurch die Vereinigung des Landgrafen von Hessen mit dem Könige verhindert. Endlich trafen sich die beiden Heeresmassen am 27. August 1626 bei dem Dorfe Lutter am Barenberg. Eine fürchterliche Schlacht entschied die gänzliche Niederlage des Dänenkönigs. Viele Tausende seiner allerdings tapferen Truppen waren geblieben und Christian floh. Auf der Flucht sammelte er zwar mehrere seiner Heerhaufen wieder; allein Tilly verfolgte seinen glänzenden Sieg so weit er konnte. Der von Tag zu Tag schwächere König war bald auf bloße schwache Vertheidigung beschränkt und bis gegen Bremen zurückgetrieben. Während dieser Zeit kam auch Wallenstein von seinem fruchtlosen Verfolgungszuge zurück und fiel in Holstein ein, ein Umstand, der den besiegten König um seine eigenen Länder besorgt machte; denn Holstein gehörte zu Dänemark.

In kürzester Zeit waren alle seine teutschen Besizungen an Wallenstein und Tilly verloren; nirgends kam ihm Hilfe; wohin er schaute, keimten schwache Hoffnungen. Aber nicht genug, daß der König von Dänemark besiegt war; Wallenstein demüthigte auch seinen Bundesgenossen, den Churfürsten von Brandenburg. Ohne vieles Zaudern mußte dieser unsern Landesherrn als Churfürsten anerkennen. Die beiden Herzoge von Mecklenburg wurden geächtet und ihr Land in kaiserliches Besitzthum vorläufig genommen, d. h. der mächtige Wallenstein nahm Besiz von demselben. Seine Armee wuchs mit jedem Tage und mit ihrem Wachsen wuchs auch das Elend jener Länder, wo dieses wahrhafte Raubgesindel, dessen Spuren noch in den zahlreichen Gaunern unseres neunzehnten Jahrhunderts während der napoleonischen Kriege zu bemerken waren, und vielleicht noch nicht ganz verwischt sind, haußte. Wie die Soldaten, so war natürlich auch der Feldherr. Man darf wohl sagen, daß Wallenstein unter dem Schuzmantel kaiserlicher Majestät die Hälfte von Teutschland arm gemacht hat. Das küm-

merte jedoch den nach unbegränzter Grösse strebenden Generalissimus eines schwachen Kaisers, der den Grafen schon zum Herzoge von Friedland erhoben hatte, wenig.

Eine Stadt aber beugte des stolzen Friedländers Muth doch etwas. Wallenstein belagerte nehmlich Stralsund, ohne daß er diese Veste von der Seeseite einzuschließen im Stande war. Dennoch meinte der Herzog, der durch kaiserliche Gnade im Besiz des geraubten Mecklenburgs war, Stralsund müsse seiner Kunst weichen; aber sie wich nicht. Als nehmlich König Christian, der die Stadt besezt hielt, merkte, daß seine zersplitterten Kräfte nicht mehr ausreichten, dem über Hunderttausend Mann hinauf gestiegenen wallensteinischen Heere Widerstand zu leisten, nahm er die früher verachtete, nun sehr bedürftige, Hilfe der Schweden an. Wallenstein mußte mit einem bedeutenden Verluste die Belagerung endigen.

Längst hatte ihm der Kaiser befohlen, das Blut seiner Soldaten nicht unnüz zu vergiessen; Wallenstein vergoß es dennoch. Was liegt dem stolzen Eroberer an dem Leben von Tausenden!

Endlich war er doch abgezogen und die Schweden besaßen Stralsund, der erste Schritt für sie nach Teutschland. Die Zeiten Gustav Adolfs nahen. Verloren war die Sache der Protestanten, wenn er, der grosse König, nicht auf teutschem Boden erschienen wäre. Wohl erkannten auch die Fürsten der Liga die Wichtigkeit des Schwedenkönigs. Sie fürchteten, ein Bündniß zwischen dem Könige von Dänemark und Gustav Adolf dürfte selbst einem Wallenstein und Tilly nicht mehr gleichgültig sein und wie leicht konnten die neuen Besizungen des Friedländers wieder verloren gehen, die in so gefährlicher Nähe lagen! Wallenstein wußte das Alles recht wohl und obgleich er 12,000 Mann vor Stralsund verloren hatte, bequemte er sich doch gerne zum Frieden mit einem Feinde, der in Verbindung mit einem andern erst gefährlich werden konnte. Derselbe kam auch am 12. Mai 1629 wirklich zu Stande. Er heißt der Friede von Lübeck. Gemäß demselben erhielt Christian seine teutschen Besizungen wieder zurück und verpflichtete sich, nie

mehr mit den teutschen Angelegenheiten etwas zu thun haben zu wollen.

So hatte denn der Kaiser den glänzendsten Sieg über die Protestanten errungen und es stand bei ihm, sein Gelübde von Loretto wahr zu machen. Allein der Kaiser stand mit seinem Willen nicht allein. Ein gefürchteter Wallenstein, der bereits Herzog von Friedland und Mecklenburg war, wollte, gestüzt auf seine Hunderttausende, auch etwas von den Wiener Beschlüssen wissen. Mit Entrüstung hatte längst das katholische Teutschland auf den vom Kaiser sehr begünstigten Böhmen geblickt. Max, unser trefflicher Churfürst, sah schon seit der Entstehung des wallensteinischen Heeres mit gerechtem Unwillen auf dessen Schöpfer. Sein Tilly, der jezt zwar auch der heiligen Liga angehörte, aber doch größtentheils von Bajern unterstüzt wurde, stand neben Wallenstein, wie ein Verlassener. Wallenstein war Herzog von Friedland und von Mecklenburg geworden; Maximilian durfte für seine Millionen gleichsam sich noch um den Churhut bedanken. So weit reichte jedoch die Freundschaft zwischen Bajern und Oesterreich nicht, daß sich Max I. hätte entschliessen können, das Blut seiner Söhne und seine mühsam gesammelten Spargelder der eigennüzigen oder schwachen Politik eines partheiischen Kaisers zu opfern. Ernstere Sprache wurde geführt. Max hatte ja die ohnehin früher zu Bajern gehörige Oberpfalz besezt. Seit der Prager Schlacht hatten die Bajern das reformirte Land inne, und mit Hilfe von Jesuiten und Mönchen nicht versäumt, dasselbe katholisch zu machen. Bereits war der fromme Plan beinahe durchgehends gelungen. Gerne wurden auch oft die Oberpfälzer wieder katholisch, denn in jener trüben Zeit ließ man sich um seine Religion nicht gerne mehr martern.

Früher hatte der der Nothwendigkeit weichende Kaiser Ferdinand dem Fürsten unseres Vaterlandes Oberösterreich als Unterpfand für die künftig zu leistende Kriegsentschädigung eingeräumt. Dieses Land hatte auch wirklich noch bajerische Besazung; denn der Feldoberste, Graf von Herberstorf, wüthete in der Gegend ob der Ens gegen die Protestanten mit einer Schärfe,

die nur die Sitte der damaligen Zeit einigermassen entschuldigt. Wie sehr aber der Protestantismus auch in Oesterreich Anklang fand, bemerkten wir schon unter der Regirung des Mathias. Als daher der bajerische Befehlshaber seine Strenge gegen die protestantischen Unterthanen in Oberösterreich zu laut werden ließ, als er mit ungezähmter Härte bis in das Heiligthum des Familienlebens drang und dort einer nicht gar höflichen Bekehrungsweise Plaz machen wollte, brach im Jahre 1628 ein allgemeiner Aufruhr gegen die Bajern los. Oesterreich mochte vielleicht einen solchen Aufruhr auch nicht ganz ungerne sehen; denn die allzugrosse Nähe der Bajern konnte dem eifersüchtigen Nachbar nicht gleichgültig sein. Kurz die Aufrührer schlugen den Grafen von Herberstorf und zwangen ihn, Schuz in dem bevestigten Linz, der Hauptstadt von Oberösterreich, zu suchen. Dort wurde er belagert. Allein der zügellose Schwarm eines aufrührerischen Volkes, welches noch dazu vom Fanatismus einer neuen Religion geleitet wird, ist von geordneten Heeresmassen immer nicht gar schwer zu besiegen. Unser Landesherr, der mit Recht jede Empörung verabschente, schickte sogleich seinen tapferen General Pappenheim mit auserlesenen Truppen gegen den Inn. Ohne viele Schwierigkeit wurde derselbe überschritten, die empörten Oesterreicher verjagt, besiegt, gefangen und das ganze Land der Ruhe wiedergegeben; allein einer Ruhe, wie die Stille vor dem nahenden Sturm.

Mit den Bajern in Ruhe zu leben, war den Oberösterreichern nicht wohl möglich; lieber katholisch werden und ihrem Kaiser gehorchen.

Die österreichischen Intriguen ergänzten das noch mangelhafte Zutrauen zum österreichischen Throne und leichter konnte der schlaue, gerne mit fremdem Gute lohnende Kaiser, jezt dem mit allem Rechte für seine aufgewendeten 15 Millionen Kriegskosten Entschädigung fordernden Max ein anderes Land zum Ersaze vorschlagen. Dieses Land aber war

die obere Pfalz.

Wohl mochte unser Landesfürst, gut bewandert in der Politik, diese Provinz, welche vor beinahe dreihundert Jahren ohnehin schon oberbajerisch gewesen war, dem unsichern Oberösterreich vorziehen, wenigstens bewies das sein bisheriges Verhalten gegen dieselbe zur Genüge. Wozu sonst die Jesuiten in jenem Lande? Wozu der fürchterliche Druck der Protestanten im Amberger Bezirke? Die alte Zeit mit ihrem Guten und Schlechten wurde ja mit Gewalt herbeigezerrt. Oeffentliche Aemter nur an Katholiken vergeben; der Protestantismus und Kalvinismus von jeder Kanzel herab als Mißgeburten der Hölle erklärt, die meisten Einquartirungen den Kezern zugeschoben und nun, da derlei Vorbereitungen glauben ließen, die Oberpfälzer würden klug genug sein, die neue Lehre zu vergessen, bot der Kaiser dem neuen Churfürsten dieses Land zur Entschädigung für seine zum Besten der Liga aufgewendeten Summen im Kriege an. Freilich gehörte die obere Pfalz nicht dem österreichischen Hofe. Allein sie war ein erledigtes Reichslehen, wenn auch nur nach gezwungenen Rechtsformen, und zum Ueberflusse war die protestantische Churfürstenparthei theils aus politischen Gründen, theils aus Gründen eines Besiegten auf katholischer Seite; daher konnte von ihr um so weniger ein Widerspruch in obiger Sache erwartet werden, als noch dazu Tilly und Wallenstein die Diktatoren für Brandenburg mit Waffen, für Sachsen nöthigenfalls mit Drohungen machen konnten. Die obere Pfalz, seit 300 Jahren der älteren rudolfischen Linie von Bajern-Pfalz gehörig, fiel demnach jezt mit Zustimmung des Kaisers und der Churfürsten an die jüngere ludwigische.

So hatte denn der durch seine nach einer ankerlosen Krone strebende Gemalin höchst unglückliche Friederich V. Alles verloren, was den Menschen an die nichtigen Schollen der Erde bindet, sogar sein Vaterland. Wer möchte ihn nicht bemitleiden, wenn man bedenkt, wie der Fürst einst geliebt unter seinen Oberpfälzern in Amberg wandelte, später vom Dünkel des königlichen Glanzes berauscht in Prag schwelgte, und seit der Schlacht am weißen Berge überall herumirrte, als wäre er der von Allen Verstossene. Es half Nichts mehr für ihn, daß die

Stadt Amberg vom neuen Landesherren ihre Privilegien, die nicht unbedeutend waren, vor ihrer Huldigung erhalten wissen wollte.

Ein Max I., bei seinen höheren Entwürfen, konnte sich von einer Bürgerschaft und den Landsassen einer kleinen Provinz nicht beschränken lassen. Was in seinem Reiche geschah, sollte und mußte durch ihn geschehen, und daß er sich in seinem politischen Fortschreiten von Landständen nicht aufhalten lasse, hatte er schon bei'm ersten Erscheinen seiner bajerischen Abgeordneten bewiesen. Amberg verlor viele Privilegien und wurde bajerisch. Die Waffen des Churfürsten hatten ja schon mehr bewirkt. Auf ihren Wink war mancher Reformirter oder Protestant katholisch geworden. Nur die einzige Veste Rothenberg mit dem dazu gehörigen Marktflecken Schnaitach wollte nicht gutwillig ihre reichsunmittelbare Unabhängigkeit opfern. Max war gezwungen, die stolze Burg zu belagern.

Endlich wurde mit den Belagerten eine förmliche Kapitulazion abgeschlossen, gemäß welcher der Veste Rothenberg manches Privilegium blieb, das dieselbe ohne Belagerung wohl verloren haben würde. So wurde denn Maximilian I. auch Herr der oberen Pfalz, die seit jener Zeit ihre Religion zwar noch einige Male änderte, aber zulezt doch gut katholisch und gut bajerisch geblieben ist.

Das Vaterland war nun weit mächtiger, als früher und sein Fürst grösser, als je. Der Kaiser aber hatte auch an furchtbarer Ueberlegenheit gegen die Protestanten gewonnen. Nun lag ihr Schicksal in seiner Hand, und diese Hand hatte gelobt, die neue Lehre zu vertilgen; ein fürchterliches Gelübde für die Bekenner derselben. In den Erbstaaten des Kaisers wurde mit dessen Erfüllung der Anfang gemacht. Ein kaiserliches Manifest erschien und befahl allen protestantischen Unterthanen Ferdinands ohne Rücksicht, entweder katholisch zu werden oder das Vaterland zu verlassen. So weit war es mit der Sicherheit der neuen Lehre schon gekommen. Es kam noch weiter.

Am 6. März 1629 erfolgte das kaiserliche Restitutionsedikt und mit ihm der ausgesprochene völlige Untergang der Protestanten

in ganz Teutschland. Die katholischen Churfürsten und überhaupt die Bundesgenossen der heiligen Liga hatten längst den Kaiser ersucht, jenes Edikt erfolgen zu lassen. Zwar jezt, als das Heer desselben bis zu der drohenden Zahl von 160,000 angewachsen war, verstummten jene Aufforderungen allmählich; aber der schlaue Ferdinand vergaß in seinem siegestrunkenen Eifer die früheren Bitten seiner Reichsstände nicht. Das Edikt ward erlassen. Vermöge desselben sollten die Protestanten alle seit dem Augsburger Religionsfrieden einzogenen geistlichen Güter, Erzbisthümer, Bisthümer, Abteien, Klöster und sonstige früher katholische Stifter an die katholische Kirche nun zurückgeben; ein in seinen Folgen unüberlegtes Edikt; denn die meisten der eingezogenen Güter waren durch Verjährung in das unwiderstreitliche Eigenthumsrecht ihrer gegenwärtigen Besizer übergegangen. Uebrigens bedenke man nur die tausend Kollissionen, welche bei einer wirklichen Restituzion erfolgt wären. Vier Churfürsten hatten das ominöse Gesez unterzeichnet und eine Menge kaiserlicher Kommissäre waren beauftragt, in allen protestantischen Theilen von Teutschland für dessen Vollziehung zu sorgen. Wer von den Protestanten etwas gegen diese Anordnung einzuwenden hatte, konnte sein Vaterland verlassen; eine weitere Hoffnung zur Rettung seiner Religion hatte er nicht. Augsburg fühlte die Wirkungen jenes Ediktes zuerst. Die Jurisdiktion des Bischofs kehrte wieder, und die protestantischen Kirchen wurden geschlossen.

Und nun glaubte der Kaiser sammt seinem Stüzpunkte, dem Pater Lamormain, er habe durch das Restitutionsedikt der heiligen Liga in ihren katholischen Bestrebungen die größte Gefälligkeit erwiesen; allein diese zögerte mit der Durchführung jenes Ediktes troz den kaiserlichen Kommissären. Die Ursache waren Frankreich und Wallenstein.

Frankreich, an dessen Spize der grosse Kardinal Richelieu stand, konnte unmöglich gleichgültig auf Oesterreichs wachsende Macht blicken. Zwar lag dem allgewaltigen Minister auch an der Vertilgung des Protestantismus; denn er selbst war als Feldherr gegen die Hugenotten zu Felde gezogen; allein der

schlaue Kardinal wußte die Interessen der Religion wohl den Interessen der Staatspolitik unterzuordnen, und um Oesterreich zu demüthigen, warf er Mißtrauen unter die Fürsten der Liga gegen Ferdinand und hob auf der anderen Seite den Muth der schon so tief gesunkenen Protestanten. Neben Frankreich aber war es besonders Wallenstein, den die heilige Liga, besonders Max und sein Tilly fürchteten, haßten, ja sogar verabscheuten. Die Ausschweifungen, welche sein enormes Heer in Freundes und Feindesland verübte, waren zu empörend, um mit Gleichgültigkeit von dieser und jener Parthei aufgenommen zu werden. Klagen aller Art durchhallten Teutschland. Das Elend wuchs in der Nähe des gefürchteten kaiserlichen Feldherrn bis zu einer Höhe, von welcher herab es nur einem Herzoge von Friedland nicht schauderte. Selbst der Kaiser, dessen Gemüth, abgesehen von seinen jesuitischen Rathgebern, durchaus nicht zur Grausamkeit geneigt war, mochte manchmal herbe Gedanken empfinden, wenn er von den fürchterlichen Gewaltthätigkeiten seines Heeres hörte, von dem man jedoch bald sagen mußte, es sei zwischen zwei Eigenthümern, dem Kaiser und dem Herzoge getheilt.

So wuchs von Tag zu Tag der Hochmuth des kaiserlichen Feldherrn, daß er sich nicht entblödete, manchen Wiener Beschlüssen Troz zu bieten. Daß ein so hoch gestellter Günstling viele und mächtige Feinde hatte, läßt sich denken; aber Wallenstein schritt über die Intriguen derselben hinweg, wie der Adler über die fürchterlichen Abgründe der Alpen fliegt. Er hielt sich unentbehrlich. Und, wenn Oesterreichs Macht so fort wachsen sollte, wie bisher, war er es wirklich. Ferdinand sah das wohl ein, und beurtheilte Wallensteins Feinde mit Recht für das, was sie waren, gehässige Neider eines grossen Mannes. Daß Wallenstein dieser auch in der That war, wird Niemand in Abrede stellen, der die Aufgabe zu erfassen weiß, einem gesunkenen Reiche wieder zum höchsten Glanze zu verhelfen. Daß aber Wallenstein für seine allerdings großartigen Verdienste auch belohnt sein wollte, daß er der Erste nach dem Kaiser zu sein wünschte, der er ja doch auch wirklich war, wird ihm Niemand verargen, wenn man die menschliche Natur mit

ihren großartigen Schwächen kennt. Der Herzog von Friedland hatte nichts weiter im Sinne, als seinen Herrn aus den Armen der Liga zu reissen, und seine unmittelbare Herrschaft über alle Theile von Teutschland zu verbreiten, er selbst aber wollte der Herr nach diesem Herrn sein, nöthigenfalls auch der Herr dieses Herrn, aber gewiß nur, um den kaiserlichen Willen keinem Pater Lamormain Preis zu geben.

War ja Richelieu auch der Herr Ludwigs XIII., und Frankreichs auswärtiger Glanz bewies, daß die Bourbonen es nicht bereuen durften, einen solchen Cardinal an die Spize der Geschäfte des Staates gestellt zu haben. Allein vorläufig wurde der für das österreichische Haus unstreitig verdienstvolle Herzog von seinen vielen Feinden unterdrückt und zum Nachtheil der katholischen Sache von seinem Kommando entfernt. Daß der katholischen Sache und durch sie der kaiserlichen ein Nachtheil beigebracht würde, wollte Frankreich; die Entfernung des mächtigen Friedländers begehrte mit Ungestüm die heilige Liga, und in ihrem Namen unser Churfürst Max, dessen nach Unabhängigkeit strebender Geist längst mit bitterem Groll seinen Tilly von einem Neuling gewissermassen verdrängt sah, obgleich er nach erlangtem Churhut und der obern Pfalz sich über die Undankbarkeit seines Freundes Ferdinand nicht zu beklagen hatte. Allein Frankreich schürte die halb entzündete Flamme leicht zur ganzen an, und die heilige Liga war vollkommen gerüstet, bei der nächsten Churfürstenversammlung laut die Entfernung Wallensteins zu fordern. Wallenstein wußte nun alle diese Intriguen sehr wohl und schrieb dagegen an seinen Kaiser er möge sich doch nicht von des Bajern Verstand beherrschen lassen. Allein die angekündigte Churfürstenversammlung wurde 1630 in Regensburg abgehalten.

Der Kaiser glaubte, auf derselben werde er seinen Sohn zum römischen König gekrönt sehen; die heilige Liga hoffte die Entfernung von Wallenstein und die Protestanten die Zurücknahme des unseligen Restitutionsediktes. Das Erste, was vorkam, war das beinahe einstimmige Verlangen der Liguisten, den Wallenstein abzusezen, oder vom Kommando zu entfernen. Eine

harte Aufgabe für den Kaiser, der wohl wußte, was er dem Herzoge von Friedland zu verdanken hatte. Allein troz des Restituzionsediktes waren Protestanten und Katholiken gleichsam in einen Bund verschworen; Alle forderten die Entfernung des kaiserlichen Feldherrn. Wer möchte hier nicht den Wallenstein für einen grossen und natürlich auch gefürchteten Mann halten. Es handelte sich auf jenem Churtage unstreitig um das Wachsen oder Fallen der österreichischen Grösse.

Wahr ist es, zahllose Bittschriften und Rechtsverwahrungen, Forderungen und Klagen liefen von allen Seiten gegen den gefürchteten Herzog ein, und Churfürst Max triumpfirte selbst mit den Protestanten gerne, wenn er sah, daß der stolze Kaiser über die angeschuldigten Grausamkeiten seines Feldherrn erschrack. Die unpartheiische Geschichte, als gerechte Richterin aller Handlungen großer Männer erschrickt nicht darüber. Leicht war's, den Herzog von Friedland anzuklagen. Die Kläger waren seine Feinde. Wie sollte aber der kühne Feldherr eine Armee von 160,000 Mann zusammen bringen, ohne denjenigen Erpressungen aufzulegen, bei denen sich diese Armee befand! Und von einer Armee des dreisigjährigen Krieges wird man doch nicht die Ordnung und Bildung zivilisirter Heere fordern wollen! Genug, wer die Ereignisse bisher scharf beobachtet hat, wird den Herzog von Friedland nicht so schnell verdammen, wie es seine zahlreichen Feinde auf dem obengenannten Churtage gethan haben. Wallenstein wurde das Opfer der Intriguen seiner Hasser.

Lange wollte der Kaiser seinen wichtigsten Diener nicht entfernen; endlich wurden alle Triebfedern in Bewegung gesezt. Der Kaiser hätte gerne, wie wir hörten, seinen Sohn zum römischen Könige von den Churfürsten erwählen lassen; allein diese wünschten Wallensteins Entfernung und um diesen Preis verkaufte der betrogene Ferdinand seine Grösse, ohne daß er von den Käufern den Preis selbst erhalten hatte. Frankreich und der Kapuzinerpater Joseph hatten ihn betrogen.

Wallenstein wurde von seinem Kommando entfernt und der Sohn des Kaisers dennoch nicht zum römischen Könige erwählt.

Der Kaiser ist von seinen Feinden verrathen, ich bedaure denselben, aber ich verzeihe ihm. Daß er von der schlauen Politik des stolzen Bajernchurfürsten beherrscht wird, ist offenbar. Es schmerzt mich, daß er mich so leichten Kaufes geopfert hat; aber ich gehorche: so sprach der Herzog von Friedland, als ihm zwei Freunde die ihm längst bekannte Nachricht von seiner Absezung hinterbrachten. Das Heer war erbittert, der abgesezte Feldherr schlau und demüthig, viele Soldaten giengen zu den sich mächtiger rüstenden Schweden über, viele Offiziere verliessen den Dienst des Kaisers, andere nahm der schlaue Herzog mit auf seine Güter oder gab ihnen Pensionen; den betrogenen Kaiser bat er um seine fortdauernde Gnade und das Gauckelspiel war geendet. Wallenstein kehrte auf seine Güter zurück und der Kaiser jammerte, daß er schändlich betrogen war. Die österreichische Macht hatte ihre Kraft verloren und Richelieu seinen Zweck erreicht. Aber auch die in ihrer Leidenschaft zu weit gegangene Liga war hintergangen. Max sah nicht ein, daß das berüchtigte Restituzionsedikt die ganze und vereinte Kraft der Protestanten erfordere, um ihre politische und religiöse Existenz zu retten. Jezt erst sollte der Krieg auf's Neue beginnen und entscheiden, ob der Kaiser ein Recht gehabt habe, die politische Existenz der nordteutschen Fürsten zu gefährden. Jezt erst nahte der fürchterliche

Schwedenkrieg,

dessen gerühmtester Held Gustav Adolf, der grosse König, zwei Jahre lang gewesen ist.

Schon oben haben wir gehört, daß die Schweden Stralsund in Besiz nahmen, als die Dänen abgezogen waren, und daß dieselben durch die hochfliegenden Plane des Herzogs von Friedland durch die tapfere Behauptung jener Veste einen tüchtigen Strich machten. Nun faßte Gustav Adolf den großherzigen Entschluß, als der Befreier seiner so sehr bedrängten Glaubensbrüder in Teutschland aufzutreten. Großartig war der Entschluß, kühn die Ausführung und lange nach seinem Heldentode

bewies der westphälische Friede, daß Gustav Adolf*) es war, dem das protestantische Teutschland seine Rettung zu verdanken hatte. Früher war's diesem Könige nicht möglich, jenen Entschluß, der vielleicht in seiner grossen Seele längst reif war, auszuführen. Dazu kam noch, daß Oesterreich dem Könige Sigismund van Polen, welcher mit Schweden Krieg geführt, Truppen vom wallensteinischen Heere gesendet und dadurch den tapfern Wasa gegen sich gereizt hatte. Zulezt war Wallenstein, als die Gesandten von Schweden am Kongresse zu Lübeck Theil nehmen wollten, gegen sie sogar mit beleidigenden Aeusserungen aufgetreten und hatte dadurch die gerechte Rache des Königs nur mehr gereizt: kurz der Zeitpunkt war da, wo Gustav Adolf mit Erfolg seine kriegerischen Plane in's Werk zu sezen hoffte. Mit Gott begann er seinen Kampf, mit Gott endete er ihn.

Volle zweihundert Jahre sind es, daß der Schwedenkrieg in Teutschland begonnen hat, und noch hat das Andenken an seine Grausamkeiten sich aus der Tradizion des Volkes nicht verwischt. Da und dort weiß der Enkel noch zu erzählen, was er von dem Großvater und jener von dem seinigen gehört hat. An tausend Orten sprechen noch Ueberbleibsel von den Tagen des fürchterlichen Krieges, in welchem eine Parthei die andere oft an Grausamkeit überboten hat. Unser Vaterland, welches der Schauplaz des Kampfes so oft gewesen ist, trägt auf seinen Flächen der Spuren noch viele, und mit Recht sagt ein Annalenschreiber jener Zeit: man ist in Versuchung, wenn man

*) Gustav Adolf II., der Enkel Gustav Erichson Wasa I., wurde 1594 geboren. Derselbe gelangte mit dem 18. Jahre schon zur Regirung seines Vaterlandes. An seiner Seite stand der berühmte Staatsmann Axel Oxenstierna, dessen großartige politische Talente, verbunden mit denen des Königs, Schweden auf den höchsten Gipfel der Macht und des Glanzes erhoben. Gustav Adolf verlor sein thatenreiches Leben in der Schlacht bei Lützen am 6. November 1632. Die Protestanten werden nie vergessen, sein Andenken heilig zu halten.

entscheiden wollte, wer dem Vaterlande mehr Nachtheil zugefügt, die Schweden oder die Liguisten. Leider gab es viele Gegenden, die ihre Verheerung mehr den Einheimischen, als den Fremden zu verdanken hatten. Doch wir wollen dem Verlaufe der Ereignisse nicht vorgreifen.

Der Herzog von Friedland, die stolze aber einzige Stüze der bisher errungenen österreichischen Siege, war entfernt. Sein Abschied vom Heere war die Loosung zum neuen Kriege. Die kaiserliche Armee schmolz von Tag zu Tag, die schwedische verstärkte sich mit ihren Schaaren. Ferdinand II. hatte keinen Feldherrn mehr. Da er seine Absicht, seinen Sohn zu seinem Nachfolger erklärt zu sehen, vereitelt wußte, wünschte er denselben an die Stelle Wallensteins. Allein der Churfürst unseres Vaterlandes, als Vorstand der heiligen Liga, hatte einmal triumphirt; den zweiten Triumph wollte er sich nicht aus den Händen reissen lassen. Die Angelegenheit zwischen Katholiken und Protestanten war ja keine kaiserliche, sondern eine Angelegenheit des Reichs, nach Maximilians Meinung keine rein politische, sondern mehr eine religiöse, und darum sollte auch das katholische Kriegsheer der Liga und das noch übrige Wallensteinische ein einziges bilden, welches zwar nicht mehr unter der unmittelbaren bajerischen Direktion aber doch neben der kaiserlichen Oberaufsicht auch unter der heiligen Liga stehen sollte. Nun war aber der liguistische Feldherr bisher Graf Tilly gewesen; der sollte es denn auch fortan bleiben. Er blieb's, und trat demnach jezt in kaiserliche Reichsdienste, von denen natürlich die protestantischen Fürsten ausgeschlossen waren.

Tilly war zwar kein so grosser Feldherr, wie Gustav Adolf, aber ein tapferer Anführer und bis zum lezten Athemzuge treuer Katholik.

Somit vereinigten sich denn beide Heere, und Tilly erwartete im Besize jener Länder, woher der Schwede kommen mußte, stolz auf seine früheren Siege, getrost den überseeischen König. So hatte es der schlaue französische Kardinal gewollt. Derselbe versöhnte einstweilen Polen und Schweden, und spornte den König Gustav durch alle Mittel an, die teutschen Protestanten

auf die nahende Hilfe aufmerksam zu machen und sie zum neuen Kampfe zu vereinigen und zu ermuthigen, obgleich er aus persönlichen Gründen ihr Feind gewesen war. Neben Frankreich reizte auch England die Thatenlust des frommen Schwedenkönigs, indem es demselben im Falle eines Krieges Subsidien versprach, zürnend auf den Kaiser und seine Liga, daß beide seine Gesandten, die auf dem Regensburger Kurtage für den unglücklichen Exkönig Friedrich ein Jahrgeld gefordert, abgewiesen hatten.

Gustav Adolf war aber ausser diesen politischen Beweggründen schon persönlich für seine Glaubensbrüder interessirt, und dieses Interesse überwog bei dem sechs und dreisigjährigen Fürsten alle möglichen Einwürfe und Hindernisse, die ihm gemacht werden konnten. Aechtes christliches Feuer im Busen, und einen reinen Thatendurst in der Seele war er mit seinem Entschlusse, Teutschland vom Joche des Restituzionsediktes zu befreien, bald fertig. In der Schule des Krieges theoretisch und praktisch geübt hatte er nicht nöthig, mit einem kleinen, aber doch tapferen Heere, sich vor dem heftigen Tilly zu fürchten. Alle seine Unternehmungen hatten bisher Klugheit und Glück geleitet, und der nordische Monarch war nicht zu stolz, dafür bei jeder Gelegenheit dem Himmel zu danken und seine fernere Hilfe zu erflehen. Wie er, gottesfürchtig, so mußte auch sein Heer sein. Alle Ausschweifungen, die leider Wallenstein so oft zu begünstigen gezwungen war, strafte er mit eiserner Strenge. Er gab seinen Soldaten redlich ihren Sold, aber er forderte auch von ihnen Gehorsam. Die strengste Disziplin war unter seinen Truppen eingeführt, und wer sie überschritt, wurde strenge bestraft oder vom Heere gänzlich ausgeschlossen. Beschwerden zu ertragen, wie der Geringste seines Heeres, war ihm eine Kleinigkeit, und gerne opferte der Soldat seine Mühen, wo er seinen König sie mit ihm theilen sah. Stolz war er auf seine Nazion, aber seine Nazion war auch stolz auf ihn. Gerüstet mit militärischen Kenntnissen aller Art, und besonders gut bewandert in der kriegerischen Taktik war Gustav Adolf für De-

sterreich ein Feind von seltener Art, der seine Tapferkeit nicht so leichten Kaufes weggab.

Dieser König nun trug seiner Nazion den Wunsch vor, die schwedischen Waffen selbst in's Herz von Teutschland tragen zu wollen. Einen Offensivkrieg widerrieth der in seinen Hoffnungen vorsichtige Staatskanzler Oxenstiern, und einen blossen Vertheidigungskrieg wollte der muthvolle König nicht. Ihm lag die Zukunft in glänzenderem Lichte vor Augen, als dem in seinen Beschlüssen gemessenen Staatsmann und königlichen Freunde. Die Nazion war begeistert von ihrem muthvollen Monarchen und erbittert gegen das beleidigende Oesterreich; der Krieg wurde also beschlossen. Nur 15,000 Mann war seine Armee stark; aber jeder Soldat war gerüstet, aus innerer Ueberzeugung und äusserem Gehorsame Blut und Leben für den angebeteten König zu geben. Bevor derselbe aber sein Vaterland verließ, nahm er noch einen rührenden Abschied von den Ständen seines Königreichs durch folgende Rede, die wir um so weniger umgehen wollen, weil sie ein treffendes Licht auf den heroischen Charakter des königlichen Redners wirft. Es war am 20. Mai 1630, als Gustav vor den weinenden Grossen seines Reiches also sprach:

„Kein Muthwille reißt mich aus eurer Mitte zu einem „Kriege, dessen Gefahren freilich Niemand läugnen kann. Es „ist nicht eitle Ruhmsucht von mir, die Waffen in ein fremdes Land zu tragen; der Allmächtige sei Zeuge dieser Wahr„heit. Nur die Gerechtigkeit, und sie allein, ruft mich zum „blutigen Kampfe. Der Kaiser ist mein Feind; er hat meine „Gesandten beschimpft, unsere Feinde unterstüzt, die Würde „unseres Vaterlandes beleidigt, unsere Religion verhöhnt, und „die Existenz unserer Glaubensbrüder gefährdet. Mein könig„liches Ansehen hat er mit Füssen getreten, und die protestan„tische Religion in Teutschland an den Abgrund geführt. Der „Nothschrei unserer teutschen Religionsbrüder dringt über das „Meer, und Gott will es, daß wir ihnen helfen. Wohl ist „mein Leben in Gefahr, sobald ich an teutscher Küste lande; „allein aus Gefahren hat mich Gott bisher gerettet; mein Le-

„ben steht auch künftig in seiner Hand. Zulezt ist es denn „doch mein Vaterland, für welches ich sterbe, sei es, wo es „wolle, und für dieses sterbe ich gerne. Euch lasse ich zurück; „der Himmel möge über euch wachen, und euer gerechter Wan„del, im Falle ich nicht mehr auf der Erde bin, euch die Hoff„nung geben, uns dort wieder zu finden. Euch, verehrungs„würdige Räthe meines Vaterlandes ermahne ich zur Eintracht. „Der Allmächtige stärke euch mit Kraft und Weisheit zum Be„sten meines Volkes! Ihr Adeligen des Reiches! Gott beschüze „euch, damit ihr im Falle der Noth die gerühmte Tapferkeit „euerer Ahnen, der Gothen, fortan rühmlichst wie bisher er„probet! Ihr Priester des Herrn, seid einig und verträglich! „Was ihr prediget, thut es auch! Seid die ersten Muster der „Tugend für mein Volk! Bürger und Bauern! euch wünsche „ich Glück und Segen, als die schönsten Belohnungen für eure „Müh'n, und für mein ganzes Volk bete ich um den allmäch„tigen Schuz Gottes. Lebet Alle wohl, vielleicht ist dieser Ab„schied von euch mein lezter."

Die ganze Versammlung zerfloß in Thränen, als der König endete; denn wer so spricht und eine Krone auf seinem Haupte trägt, rührt ein Herz, das früher keine Gefühle kannte, um wie viel mehr erst Seelen, welche mit aller Kraft an ihrem Landesvater hängen! Die Tochter des Königs, die später berühmte Christina von Schweden, war schon früher zur Nachfolgerin erklärt worden, und ausgezeichnete Räthe wurden jezt noch zur Regirung im verwaisten Königreiche ernannt. Das Heer war tüchtig ausgerüstet, die Flotte gebaut und nun gieng's an's Absegeln. Am 24. Juni stieg Gustav Adolf auf teutschen Boden. Ein Gebet des Dankes war der erste Gruß, den er der Gottheit für seine glückliche Ankunft weihte. Die Truppen des Kaisers flohen eilfertig vor ihm. Der Herzog von Pommern schloß nach einer überzeugenden Rede des schwedischen Helden mit ihm ein Bündniß und schnell rückten seine Truppen in Stettin ein. Die Kaiserlichen waren zu spät gekommen, und schon anfangs hatte ihnen also Gustav den Beweis geliefert, daß er kein bald schmelzender Schneekönig sei, wie ihn die

Wiener Hofparthei genannt hatte. Pommern trat mit dem schnellen König eilends in ein Bündniß und entschuldigte sich mit der schwedischen Macht vor den kaiserlichen Anklägern. Bald nach der Besezung von Stettin erließ der König ein Manifest durch ganz Teutschland, worin er die Gründe seines Feldzuges auseinandersezte und denselben durch sie rechtfertigte. Während dieses Manifest von der katholischen Parthei verspottet wurde, nahm Gustav Adolf den Kaiserlichen eine Vestung nach der andern in Pommern und Mecklenburg, und sicherte sich daher seinen Rücken.

Seine Soldaten überraschten durch ihr Betragen die Teutschen überall, wohin sie kamen, und die Fahnen der Schneemajestät vermehrten sich von Tag zu Tag. Oesterreich suchte scheinbar zu unterhandeln, um Zeit zu gewinnen; allein alle Unterhandlungen zerschlugen sich an der Wahrheitsliebe des Königs. Gerne gewährten ihm die Pommern eine bedeutende Kontribuzion; aber sie wußten wohl, daß der Schwede ihr Eigenthum heilig halte, und nicht, wie die Kaiserlichen troz den Kontribuzionen auch noch das Land verheere. Ein kaiserlicher Angriff auf Stettin wurde blutig abgewiesen, und als ihr General Torquato Conti um einen Waffenstillstand im Winter des Jahres 1630 nachsuchte, schlug ihm der König seine Bitte rund ab mit dem Bemerken, daß die schwedischen Kämpfer nichts von einem Winter wüßten. Die Folge war, daß Conti sein Kommando niederlegte. Das war etwas Unerhörtes, im Winter Krieg zu führen.

Die Kaiserlichen wichen auch allenthalben, und in Wien fieng man schon an, ernstere Begriffe von der verachteten Schneemajestät zu bekommen, denn die gerühmten tapfern Schaaren Oesterreichs flohen allenthalben vor dem Schweden. Bis nach Brandenburg waren sie schon auf ihrer Flucht gekommen, als der kaiserlich=liguistische Feldherr Tilly heranrückte, diese Provinz zu vertheidigen. Das war allerdings ein Gegner, werth, einem Gustav Adolf gegenüber zu stehen. Das wußte Tilly auch wohl und er entblödete sich nicht, selbst vor dem Kaiser, die Wichtigkeit seines Feindes anzuerkennen.

Tilly wollte nun dem siegreichen Könige entgegen rücken, um denselben theils von manchem festen Plaze in Pommern und Mecklenburg abzuhalten, theils ihm schon eingenommene Vesten zu entreißen. Allein der König hatte sich seiner Eroberungen durch tüchtige Besazungen gut versichert, und Tilly sah sich gezwungen, gegen Frankfurt an der Oder vorzurücken, um dasselbe zu entsezen. Gustav war ihm jedoch zuvorgekommen und Frankfurt gerieth durch einen wüthenden Sturm in schwedische Hände, obgleich die Besazung kapitulirte. Eine unverzeihliche Rache nahmen hier die Schweden an den Kaiserlichen, die doch unschuldig waren. Die Besazung wurde niedergehauen, weil Tilly auch grausam genug gewesen war, eine schwedische Abtheilung niederhauen zu lassen. Das Herz des Königs blutete, aber die rächende Wuth seiner Soldaten war nicht mehr zu bändigen.

Die Mordbrennerei von Magdeburg war ein Seitenstück zur mordenden Wuth der Schweden in Frankfurt an der Oder. Tilly, als er sah, daß Frankfurt auch verloren war, schickte sich an, Magdeburg zu belagern. Die Siege des Schwedenkönigs hatten nehmlich die protestantischen Fürsten Teutschlands von ihrer dumpfen Betäubung aufgeschreckt; seine feurigen Manifeste aber ihren Muth entflammt. Zur Erbitterung derselben gegen die Katholiken aber trug die jezt von Tag zu Tag steigende Härte des Kaisers gegen den Protestantismus selbst bei. Ferdinand zeigte sich in seinen Regirungshandlungen immer unumschränkter. Mit einer unerbittlichen Strenge suchte er das Restitutionsedikt auszuführen und endlich sahen die protestantischen Stände alle wohl ein, daß ihr ganzes Heil nur in den Waffen und in dem Bündnisse mit dem Könige von Schweden bestehe.

Allmählich gewann diese Ueberzeugung durch das ganze protestantische Teutschland Plaz. Sachsen konnte unter der protestantischen Parthei allerdings den Ausschlag geben. Sein Churfürst Johann Georg hatte überdieß einen Rathgeber zur Seite, der dem österreichischen Interesse entgegen arbeitete, wo es ihm möglich war. Dieser Rathgeber war der Graf von

Arnheim, früher Großoffizier im wallensteinischen Heere, und nach dessen Absezung ein erbitterter Feind von Oesterreich. Zwar gab es noch immer österreichische Spione am zweideutigen Hofe des Churfürsten Johann Georg; allein seit dem Restitutionsedikte war auch diesem Manne der dichte Schleier von den Augen gefallen, und er sah, daß der Kaiser sich nicht entblöden würde, auch ihm an's Herz zu greifen, wenn nur die Gelegenheit günstig genug dazu wäre. Ein fortgesezter Betrug eines scheinbaren Freundes fordert zur Rache. Deswegen fanden auch Arnheims Aufreizungen an dem sächsischen Churfürsten ein geneigtes Ohr und Oesterreichs Einfluß verstummte nach und nach. Nur eine wichtige Frage erhob sich in dem allerdings nicht unbedeutenden Kabinete des Sachsenfürsten, ob man sich mit dem Schwedenkönige verbinden und eine untergeordnete Rolle spielen oder ob man selbstständig neben Gustav Adolf, wie früher Wallenstein neben Tilly, handeln solle.

So läßt der Stolz die höhern Interessen oft ausser Acht. Es war unstreitig nöthig, wenn die Protestanten ihre politische und religiöse Existenz retten wollten, sich mit dem bis jezt so sehr siegreichen Könige zu verbinden und dadurch dem Tilly in den Rücken zu fallen. Einheit war jedoch noch nicht Sache der Protestanten.

Gustav Adolf wurde insgeheim als ein verkappter Eroberer gefürchtet. Um nun aus diesem politischen Wirrwar heraus zu kommen, wurde im sächsischen Staatsrathe beschlossen, die wichtigsten protestantischen Fürsten zu einem Kongresse nach Leipzig zu laden, und dort die streitigen Punkte vorzutragen, um in dieser hochwichtigen Sache einen gemeinschaftlichen Beschluß zu fassen. Oesterreich protestirte freilich gegen eine solche Versammlung; allein die protestantischen Fürsten, gestüzt auf das wachsende Kriegsglück des Schwedenkönigs, fragten nicht mehr viel nach solchen Protestazionen und die neue drohende Union wurde am 6. Februar 1631 in benannter Stadt eröffnet. Die vorzüglichsten Fürsten der neuen Lehre erschienen entweder selbst oder durch Gesandte. Mit vieler Heimlichkeit wurden die Berathungen gepflogen.

Endlich ward nach zweimonatlicher Deliberazion der merkwürdige Beschluß gefaßt: den Kaiser aufzufordern, sein Restitutionsedikt unbedingt zurückzunehmen, alle vesten Pläze der Protestanten zu räumen, den Religionsfrieden seinem ganzen Umfange nach herzustellen, und diese Forderungen von Seite der zusammengekommenen Fürsten mit einem wohl ausgerüsteten Heere von 40,000 Mann zu unterstüzen. Wer den Gang der Ereignisse bisher scharf beobachtet hat, wird finden, daß solche Beschlüsse für die kaiserliche Macht sehr gefährlich werden konnten. Dazu kam aber noch das Bündniß des Schwedenkönigs mit Frankreich, welches der schlaue Richelieu zu Stande gebracht hatte, und vermöge dessen jene Macht an den muthigen Helden jährlich 400,000 Thaler Kriegsgelder bezahlte, der König von Schweden dagegen die Geseze des teutschen Reiches und die Unabhängigkeit der teutschen Fürsten garantiren mußte.

So waren denn der Kaiser und die heilige Liga in's Gedränge gekommen durch französische List, und der Herzog von Friedland sah von seinen prachtvollen Schlössern herab hohnlächelnd die Noth seines leichthin betrogenen Herrn, dem jezt selbst die katholischen Fürsten Teutschlands nicht so viel Aufmerksamkeit wie früher schenkten, weil auch sie von dem staatsklugen Richelieu umstrickt worden waren. Ihr Vertrauen wuchs gewissermassen zu den Absichten des Schwedenkönigs, sobald sie wußten, daß er mit einer katholischen Macht im Bunde war. Dagegen aber wollte der zweideutige Churfürst von Sachsen troz den Beschlüssen des leipziger Konventes sich nicht zum offenen Bündnisse mit dem Schwedenkönige bequemen; denn er meinte immer noch, er werde durch ihn in seiner Macht geschmälert.

Inzwischen wurden auf allen Seiten des protestantischen Teutschlands Truppen geworben und den donnernden Einsprüchen des Kaisers mit eifrigen Rüstungen und gediegenen Schriften geantwortet.

Als alles dieses geschah, stand der gefürchtete Tilly vor Magdeburg, eine Veste, die er um jeden Preis einnehmen wollte.

Magdeburg war nehmlich durch Vermittlung des Administrators Christian Wilhelm von Brandenburg auf schwedische Seite getreten, und nun wollte Tilly, bevor noch Gustav Adolf zum Ersaz herbeieilte, die Stadt erobern und nöthigenfalls verderben. Mit Tilly verband sich der kaiserliche General Graf Pappenheim. Am 31. März 1631 rückte Tilly vor die unglückliche Stadt, welche sich zur äussersten Vertheidigung unter Christian Wilhelm von Brandenburg gerüstet hatte. Allein Tilly verstand sich von Jeher auf die Eroberung selbst der wichtigsten Vestungen gut; daher auch bei vereinter Kraft desselben für Magdeburg Alles zu fürchten war, besonders dann, wenn der Schwedenkönig nicht im Stande war, zum Ersaze der mit ihm verbundenen Stadt herbei zu eilen. Aber Gustav Adolf kam zu spät. In der Veste gab's der Soldaten zu wenig und der Herren zu viel. Die aus Mangel an regelmässigem Militär bewaffneten Bürger schadeten mehr, als sie nüzten. Schon waren die meisten Aussenwerke von den Kaiserlichen erobert und Tilly bereitete sich zu einem Sturme, als die Stadt in der Hoffnung eines schwedischen Ersazes jede Kapitulazion ausgeschlagen hatte. Tilly wußte wohl, daß Gustav Adolf in Eilmärschen im Anzuge sei und eben deswegen war sein Entschluß bald gefaßt, die Stadt nehmlich um jeden Preis zu erobern. Die Belagerten dagegen antworteten auf jede Aufforderung der Belagerer, sie seien bereit, eher zu sterben, als die Stadt zu übergeben. So sehr war's ihnen mit dieser Aeusserung nicht Ernst, wohl aber steigerten sie ihre Hoffnungen, denn die Schweden näherten sich immer mehr. Noch drei Tage und sie standen vor Magdeburg. Aber Tilly stand auch schon vor den Wällen der unglücklichen Stadt, deren Hoffnungen sie in einen sorglosen Traum wiegte. Tilly gebrauchte nehmlich vor dem nahenden Sturm die Kriegslist, seine Kanonen, die bisher äusserst thätig waren, schweigen zu lassen. Die Belagerten meinten, das sei das Zeichen ihrer nahenden Rettung, und lauer, als je, wurde die Bewachung der Wälle betrieben. Nach so vielen Ermüdungen wollten die matten Bürger auch einmal der Ruhe pflegen.

Es war in der Nacht vom 9. auf den 10. Mai, als dieses geschah, und Tilly alle möglichen Anstalten zu einem Hauptsturme traf. Zwar zweifelte er selbst an der Einnahme von Magdeburg durch Gewalt, allein es stand ihm nur eine doppelte Wahl zur Seite, entweder die Vestung durch einen Generalsturm zu nehmen, oder von ihr abzuziehen, und den nahenden Schweden einen höchst wichtigen Plaz zu räumen. Am 10. Mai Morgens 7 Uhr sollte der Sturm beginnen. Der österreichische Kriegsrath hatte ihn gebilligt, Tilly mit Recht an seinem Erfolge gezweifelt; denn noch war keine Bresche geschossen. Stille herrschte ringsum auf den Wällen der Stadt; denn schwach waren die Wachen vertheilt, und die wenigen schlummerten beinahe in sorgloser Sicherheit. So wurde es dem General Pappenheim leicht, das Neustädter Thor zu überrumpeln, und, nachdem der Kommandant der Festung, Falkenberg, getödtet war, auch den Regimentern des Tilly die Thore zu öffnen. Die Verzweiflung wuchs mit jedem Schritte, den der erbitterte Feind in Sturm vorwärts dringend machte. Die Wuth der Kaiserlichen hatte bald die Stadt erobert, und fürchterlich, unbeschreiblich war der Jammer, welcher binnen wenigen Stunden in allen Häusern verbreitet wurde. Alles, was sich Entsezliches bei dem gelungenen Sturme einer Stadt im dreisigjährigen Kriege denken läßt, wurde im eroberten Magdeburg verübt. Für die verübten Verbrechen hat keine Sprache Worte. Binnen einer Zeit von 12 Stunden hatte Mord, Rachgier, Wollust und Brand die Stadt sammt ihren Bürgern elend gemacht. Zwei Kirchen und einige Hütten waren von der entsezlichen Flamme verschont geblieben; die übrige Stadt lag in Asche. Die Kaiserlichen selbst hatten, um der gräßlichen Hize zu entgehen, ihr Lager bezogen.

Dreisigtausend Menschen waren theils durch das Schwerdt, theils durch die Flammen umgekommen, und Tilly konnte sich rühmen, Magdeburg und seine meisten Bewohner vernichtet zu haben.

Die Erinnerung an Magdeburgs Schicksal ist fürchterlich, und um so fürchterlicher, wenn man bedenkt, daß ein christ-

licher Feldherr es war, der einigen seiner Offiziere, welche ihn baten, dem scheußlichen Gemezel Einhalt zu thun, antwortete: sie möchten binnen einer Stunde wieder kommen, dann werde er sehen, was zu thun sei; der Soldat müsse für seine Arbeiten auch etwas haben.

Abgesehen aber von der Grausamkeit gegen die kräftige, wenn auch nicht ganz regelmässige Vestung, hätte Tilly durch Erhaltung derselben nur seiner eigenen Sache genüzt, und den Schweden in seinem kühnen Fortschreiten aufgehalten. Doch auch ein Tilly war nicht im Stande, über die Habsucht seiner Soldaten zu gebieten. Wohl war's anders im schwedischen Heere.

Aber Entsezen flog durch ganz Teutschland, als die Protestanten hörten, daß Magdeburg von Gustav Adolf verlassen worden, und als die Katholiken vernahmen, daß ihr Tilly Magdeburg zerstört habe; und der Schwedenkönig ward gezwungen, sich gegen das Elendgeschrei seiner teutschen Glaubensbrüder durch eine eigene Schrift zu vertheidigen, um nicht scheinen zu lassen, als habe er muthwilliger Weise die alte Stadt aufgegeben. Der Unbefangene kannte übrigens die Gründe wohl, wegen welcher der vorsichtige König keinen Schritt vorwärts machte, ohne seinen Rücken gedeckt zu sehen. Und in einem Lande, wo das Vertrauen der Protestanten zu ihm noch nicht genug redliche Wurzeln geschlagen hatte, wo selbst noch der Churfürst von Sachsen nicht wußte, ob er auf die linke oder rechte Seite treten sollte, da konnte es Niemand dem vorsichtigen Könige verargen, wenn er noch keiner Parthei ganz vertraute, und übrigens gieng Magdeburg lediglich durch die Sorglosigkeit seiner Vertheidiger und die List seiner Feinde verloren. Keines der Vestungswerke war verlezt, keine Bresche war geschossen; ein tapferer Administrator stand an der Spize der Bürgerschaft, ein nicht unrühmlicher General führte das Hauptkommando über die Belagerten und ohne Verlezung der Vestungswerke ließ sich lange noch nicht die Einnahme der Stadt voraussehen. Gustav Adolf wußte dieses wohl und konnte seine uneigennüzige Bereitwilligkeit, der bedrängten Stadt zu Hilfe zu eilen, wohl be-

zähmen. Uebrigens lag ihm nach seinen gut gemessenen kriegerischen Grundsäzen zuvörderst an dem Besize der beiden Vestungen Küstrin und Spandau, welche dem Churfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg gehörten.

Nach einer derben Drohung des Königs, die protestantische Sache gänzlich aufgeben zu wollen, wenn ihm der Churfürst Hindernisse in den Weg lege, wurde ihm Spandau übergeben. Dadurch war der König in seinem Rücken gedeckt, aber wollte er vorwärts gehen, so mußte er mitten durch Feindesland, respektive durch feindliche Truppen ziehen, wo es ihm oblag, jeden Fußbreit Landes mit schwedischem Blute zu erkaufen. Und daher rührte die besonnene Mäßigung des Königs, der sich zuvörderst auf einem politisch schlüpferigen Boden einen vesten Tritt bauen wollte.

Während Gustav Adolf also hierin so vorsichtig als möglich zu Werke gieng; eroberte Tilly Magdeburg, und die Katholischen feierten dadurch einen neuen fürchterlichen Triumph über die Protestanten.

Gestüzt auf Magdeburgs Asche, befahl Kaiser Ferdinand die Vernichtung aller Leipziger Beschlüsse, und dabei drohte er allen ungehorsamen protestantischen Reichsfürsten mit Magdeburgs Geschick.

Mit einer Strenge, die alle bisherige übertraf, verfuhr der Kaiser gegen Einzelne. Das Restitutionsedikt wurde in Südteutschland, und dort, wo die gewaltige Hand des Tilly waltete, mit aller Schärfe geltend gemacht. Anfangs zitterte man, später wurden die Betheiligten wüthend. Allein ihre Wuth blieb so lange ohnmächtig, als die protestantischen Fürsten sich nicht vereinigten zum einen grossen Zwecke, gegen den einen Feind. Aber diese Vereinigung sollte bald erfolgen. Der Leipziger Bund wurde nicht so schnell aufgelöset, als der Kaiser geglaubt hatte.

Der Churfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen bürgten dafür; beide waren die Stüzen des Leipziger Bundes; beide mußten, wenn die Wuth des Kaisers Gültigkeit haben sollte, zuerst besiegt werden.

Tilly wagte also vorerst den Kampf gegen den Landgrafen von Hessen, nachdem er ihn zuvor aufgefordert hatte, sich ganz und gar dem kaiserlichen Willen zu unterwerfen und sein Land von den kaiserlichen Truppen besezen zu lassen. Allein der muthige Landgraf ließ sich durch die drohende Sprache des österreich-liguistischen Siegers nicht erschrecken. Muthig war seine verneinende Antwort auf die unzarten Aufforderungen des kaiserlichen Generals. Tilly rückte daher gegen Hessen. Da unterzeichnete jedoch der Churfürst Georg Wilhelm von Brandenburg die Allianz mit dem Könige von Schweden und dieser drang muthiger, als je, vorwärts. Tilly war somit gezwungen, seine Schritte gegen Hessen zu mässigen, um nicht auf Einmal wieder alle Vortheile zu verlieren, die er bisher gewonnen hatte.

Bald wurde auch das ohnehin starke Heer des Schwedenkönigs wieder durch 8000 Schweden und 6000 Engländer verstärkt, die er alle recht gut brauchen konnte, um die errungenen vesten Pläze überall gehörig zu behaupten.

Endlich kam Gustav Adolf mit thränenden Augen vor Magdeburg. Tilly bot ihm eine Schlacht an, Gustav schlug sie aus; er wollte seine Kraft auf bessere Augenblicke sparen. Dagegen sezte er die Herzoge von Mecklenburg wieder in ihre Würden ein, und Wallenstein hieß noch mehr umsonst Herzog von Mecklenburg. Auch verbündete sich Wilhelm von Hessen offen mit dem Schwedenkönig.

Sachsen schwankte zwischen einem Bündnisse mit dem Schweden, warb aber fortan Truppen und hielt, troz den Aufforderungen des Kaisers, den Leipziger Bund aufrecht. Johann Georg von Sachsen hatte, durch Minister, welche von der österreichischen Parthei bestochen waren, irre geleitet, bisher zwischem seinem und fremdem Interesse geschwankt. Längst wäre es, als Vorstand des Leipziger Bundes, seine Pflicht gewesen, sich mit dem Schwedenkönige zu verbinden und vereinigt mit allen protestantischen Fürsten gegen den gemeinschaftlichen Feind zu ziehen. Allein erst seit Arnheim in seinem Kabinete dem Betrogenen nahe stand, änderten sich die Verhältnisse der äusseren Po-

litik. Der Churfürst sah sich plözlich vom kaiserlichen General auf eine höchst rohe Art aufgefordert, allen ferneren Truppenwerbungen zu entsagen, und sein Land ohne Weiters den Kaiserlichen zu öffnen. Tilly konnte solche Aufforderungen mit einem Heere unterstüzen, welches fähig war, die sächsische Armee, die ohnehin erst in der Schöpfung begriffen war, zu überwältigen. Churfürst Johann Georg wußte das Alles sehr wohl, und er stand nicht lange wählend vor seinem Minister.

Mit dem Schwedenkönige ein offenes Bündniß einzugehen, war sein Entschluß; aber auch wohl die einzige Rettung. Zweimal hatte Tilly Gesandte geschickt, zweimal kam Arnheim zu Gustav Adolf. Scheinbar zürnte dieser und verweigerte seine Hilfe. Nur unter der Bedingung, daß der Churfürst zur Steuer seiner Aufrichtigkeit dem Könige seinen Churerben, als Geisel, ausliefere, wollte er das vorgeschlagene Bündniß annehmen. Der Churfürst willigte gerne in alle Forderungen ein, am Liebsten in jene, gemäß welchen der König die Auslieferung jener Minister begehrte, welche bisher in österreichischem Solde gestanden waren.

Das Bündniß wurde also geschlossen, und alle Landesvestungen des Sachsen standen dem Schweden offen. Gustav Adolf konnte dadurch jezt kühner selbst die Offensive ergreifen. Pommern, Mecklenburg, Brandenburg, Hessen und Sachsen waren wichtige Bundesgenossen, und Tilly durfte jezt auch mit seiner bei Weitem nicht so regelmässigen Macht, wie die des Schweden gewesen war, auf seiner Hut sein. Seit Magdeburg unter seinen fürchterlichen Flammen ächzte, hatte der tapfere Niederländer keine Fortschritte mehr gemacht. Wir sahen warum.

Ein Bündniß zwischen den protestantischen Fürsten Teutschlands, wenigstens den mächtigsten, konnte bald die kaiserliche Macht aufwiegen. Deswegen erwartete auch Tilly neue Verstärkungen. Tiefenbach und Altringer waren auch schon auf dem Wege mit denselben, als Tilly durch Kapitulazion in Leipzig einzog und der Schwedenkönig mit dem Sachsen und Brandenburger beschloß, den Kaiserlichen eine Schlacht zu liefern. Einmal hatte er sie denselben ausgeschlagen; es war bei Magde-

burg. Jezt aber war er entschlossen, die Würfel fallen zu lassen. Zulezt mußte denn doch eine Schlacht das Wohl oder Wehe der Protestanten entscheiden. Zwar wollte Gustav Adolf den wichtigen Zeitpunkt so lange als möglich hinausschieben; allein der Churfürst von Sachsen war über die Kaiserlichen so sehr erbittert, daß er mit seinem Heere allein gegen Leipzig ziehen wollte, und wäre dieser Entschluß zur Ausführung gekommen, so hätte die Sache der Protestanten durch eine von ihnen verlorne Schlacht leicht auch verloren sein können. Durch die Vereinigung Johann Georgs mit den Schweden aber gewann die Hoffnung an Wahrscheinlichkeit, daß der schwedische Held siegen könne.

Tilly bevestigte inzwischen sein Lager mehr, und war bereit, die Schneemajestät mit seinen Schaaren kräftig zu empfangen, dagegen aber dem Churfürsten von Sachsen zu beweisen, daß derjenige, welcher die kaiserliche Parthei verlasse, nicht umsonst frevle gegen die Majestät des teutschen Monarchen. Mit Schrecken hofften die Protestanten, mit gewohnter Zuversicht die Katholiken den Sieg. Tilly erinnerte seine Generale an die alten Triumphe, Gustav Adolf begeisterte seine Schaaren mit der Hoffnung auf die Hilfe Gottes. Tilly hatte im unglücklichsten Falle ein Heer, der Schwedenkönig vielleicht eine Krone, und der Sachse gewiß einen Churhut zu verlieren.

Gewagt war der Wurf; aber die Aussichten auf England und Frankreich ließen im Hintergrunde wohl erwarten, daß, wenn auch Tilly gesiegt haben würde, er dennoch die glänzendsten Früchte davon nicht geärndet hätte, denn für jene Mächte war ja Oesterreichs Demüthigung der erste Zweck. Gustav Adolf mochte daher auch alle jene politischen Kombinazionen schon angestellt haben, bevor er sich zu einer Schlacht mit dem gefürchteten Tilly entschloß. Der Beschluß war gefaßt; seine Ausführung bewies

die Schlacht bei Leipzig.

Wie der Churfürst von Sachsen den König von Schweden, so hatte Graf von Pappenheim den vorsichtigeren Tilly überredet, dem Feinde eine Schlacht zu liefern. Beide Heere waren gleich groß; jedes bestand aus etwas mehr den 30,000 Mann. Tilly hätte freilich gerne noch seine Verstärkungen erwartet; allein der ungestüme Pappenheim meinte, die kaiserliche Ehre leide darunter, wenn ihr österreichisch-liguistischer Generalissimus der Schneemajestät eine Schlacht verweigere. Tilly aber war auf seine früheren Siege zu stolz, als daß er solche aufmunternde Winke nicht verstanden hätte. Zwar hatte er bei Leipzig sich ein Lager gebaut, um in demselben seine Verstärkungen zu erwarten; allein bei Annäherung der feindlichen Heerhaufen erwachte in ihm auch die Lust, sich mit zwei Fürsten zu schlagen.

Der blutige Tag war der 7. September des Jahres 1631. Tilly hatte sein Lager abgebrochen und seine Schaaren gegen Breitenfeld an eine Hügelkette gelehnt. Auf den Hügeln stand die ganze österreichische Artillerie; unter denselben, an ihrem Fusse aber das kaiserliche Heer, so daß die Kugeln über die Köpfe desselben wegfliegen mußten. So lange freilich diese Linie stehen bleiben konnte, wo sie stand, war die Artillerie richtig postirt; eben so richtig, wenn Tilly blos der vertheidigende Theil bleiben wollte. Allein wer möchte bei einer Schlacht vorausbestimmen, ob dieses oder jenes Heer blos defensiv oder blos offensiv bleiben werde. Kurz jeder Sachverständige wird finden, daß, wenn die Oesterreicher vorrücken wollen, ihre Kanonen einen anderen Plaz haben müssen, ausser sie bestreichen ihre eigenen Linien. Tilly mochte daher den Plan gehabt haben, den Feind in voller Schlachtordnung zu erwarten, sich scheinbar auf die Hügel zurück zu ziehen und die Artillerie in seine Linien aufzunehmen, alsdann mit vereinter Kraft gegen den Feind zu stürmen. Allein man mag noch so vortheilhafte Meinungen über die Schlachtenstellung Tillys hegen; schwerlich ist er ganz zu vertheidigen.

Die Ebene, worauf die Schlacht gekämpft wurde, breitete sich von der Stellung der österreichischen Armee sehr weit nach

allen Seiten aus, die Ebene von Breitenfeld genannt. Vor der kaiserlichen Front lag Podelwiz, ein kleines Dorf, und der Bach Lower, über welchen die Schweden dringen mußten, wenn sie die Schlacht beginnen wollten. Eine Abtheilung schwerer Kavallerie mußte jenen Bach bewachen und den Schweden den Uebergang wehren. Podelwiz wurde in Brand gesteckt, um dem Feinde keinen Anhaltspunkt in seinem Rücken zu lassen. In grosse Haufen war das österreichische Heer getheilt. Eine einzige Linie stand es am Fusse der Hügel, unter seinen Kanonen. Auf dem rechten Flügel kommandirte Graf von Fürstenberg, im Centrum der Feldherr Tilly, den linken Flügel leitete der schlachtenbegierige Graf von Pappenheim. Die Linie war lang genug, um den Schweden in die Flanke zu fallen und sie überflügeln zu können. Dem Feinde gegenüber rückten troz den Pappenheimischen Kuirassiren und dem brennenden Podelwiz Schweden und Sachsen heran; die Ersteren zur Rechten, in zwei Treffen abgetheilt, auf dem Mitteltreffen den Kommandanten, Obersten Teufel, auf dem rechten Flügel den König, auf dem linken den Gustav Horn als Befehlshaber. Der König leitete übrigens die ganze Schlacht. Neben den Schweden standen links die Sachsen ihren Churfürsten an der Spize und dem Grafen von Fürstenberg gegenüber. Vertrauensvoll auf die erst zu erringenden Siege standen die Sachsen vor dem grimmigen Feinde, und waren die Ersten, die die Flucht ergriffen hatten.

Die Oesterreicher waren in grosse, die Schweden und Sachsen in kleine Schlachthaufen oder Colonnen getheilt. Dadurch wurden die Ersten unbehilflich, die zweiten leicht beweglich. Der König von Schweden hatte somit schon in diesem Punkte viele Vortheile voraus. Mit der Losung „Maria" eröffneten Tillys Kanonen die mörderische Schlacht. Wohl antworteten ihnen die schwedischen. Endlich rückte man näher zusammen. Da schienen die Elemente selbst gegen schwedischen Muth zu kämpfen.

Die Oesterreicher standen nehmlich gegen West, und von West her wehte jezt ein sehr heftiger Wind den Schweden und

Sachsen neben österreichischen Kugeln auch den Staub der Felder in's Gesicht. Dieser Umstand zwang den König, seine Schlachtlinie zu ändern. Plözlich griffen die Schweden die Oesterreicher von der Seite an. Das Blutbad wurde fürchterlich und Pappenheim geschlagen, als eben die Sachsen, von der österreichischen Reiterei verfolgt, das Weite suchten. Zwar hatte der Churfürst Johann Georg den Plan zur Schlacht entworfen, allein auch den ersten Strich durch denselben gemacht. Gustav Adolf hatte ohnehin auf das neu geworbene Heer des Churfürsten nicht viel Vertrauen gehabt, und sich darum auch so weit als möglich von ihm getrennt. Tilly aber ließ den Neulingen seine ganze Bravour fühlen. Der Unterbefehlshaber der sächsischen Armee, Graf Arnheim, war auch, wie sein Churfürst eher mit der Schlachtentheorie, als mit ihrer Praxis vertraut, und floh daher auch zuerst. Die Niederlage der Sachsen hatte übrigens Nichts mit den Schweden gemein. Gustav Adolf drang mit schrecklichem Ungestüm in die feindlichen Reihen, und ehe sich Tilly seines glänzenden Sieges über die Sachsen vollkommen erfreute, war auch die kaiserliche Armee schon von dem Hügel hinabgedrängt, und die ganze kaiserliche Artillerie in den Händen des Königs.

Gustav Horn und Oberst Teufel brachen nun auch mit entsezlicher Wuth in die feindlichen Schaaren. Der König mit der eroberten Artillerie im Rücken, jene Beiden von Vorne. Der Schrecken des kaiserlichen Heeres wuchs fürchterlich. Wer fliehen konnte, floh. Weder ein Tilly noch ein Pappenheim waren mehr zu finden. Keine Feder mahlt das fürchterliche Blutbad. Gegen achttausend vom tillyschen Heere waren geblieben, beinahe fünftausend gefangen, die übrigen entflohen und zerstreut oder zu den Schweden übergegangen. Kaum zweitausend Mann waren dem von Wunden entstellten Feldobersten Tilly geblieben. Mit ihnen floh er in unausgesezter Eile an die Weser, um dort aus seinen Besazungen und etwaigen Verstärkungen eine neue Armee zu bilden. Eine verlorne Schlacht war nicht fähig einem Tilly den Glauben beizubringen, als sei auch Alles verloren. Aber man denke sich jezt die verschiedenen

Empfindungen der Katholiken und Protestanten, als beide die unzweideutige Nachricht von dem fürchterlichen Siege des Schwedenkönigs über die alt erprobte Tapferkeit des Tilly, und noch dazu in einer so gefährlichen Nähe, wie Leipzig war, erfuhren. Der Kaiser suchte sich durch leere Träume zu trösten, vergaß aber nicht, seinen Umgebungen Vorwürfe über die Entfernung Wallensteins zu machen; unser Churfürst Max aber dachte nicht lange, sondern handelte. Neue Truppen wurden ausgehoben, Ingolstadt mehr bevestigt und das Land überhaupt in Vertheidigungsstand gesezt, denn Max konnte wohl ahnen, daß Gustav Adolf nicht bei halben Maaßregeln stehen bleiben werde. Tilly meinte zwar, es werde der König jezt seine Vestungen angreifen und ihn aus dem Norden von Teutschland gänzlich vertreiben wollen; allein der König wußte den kaiserlichen Generalissimus auch auf eine andere Art aus dem Lande der neuen Religion zu locken, welche kein Blut und keine Zeit kostete.

Jezt erst fühlte man, wie nothwendig zwei Armeen für die katholische Parthei waren. Jezt erst vermißte man dringender einen Tilly und Wallenstein.

Gustav Adolf hatte die Breitenfelder oder Leipziger Schlacht gewonnen und der Churfürst von Sachsen hatte die Scharte auch wieder durch die Einnahme von Leipzig ausgewezt. Jezt war die Frage: soll man den Tilly verfolgen oder in die Länder der Feinde selbst dringen und so ohne viele Umwege näher zum Ziele kommen? Nach gewissenhafter Berathung mit dem Churfürsten von Sachsen über jene Frage wurde endlich beschlossen: Johann Georg solle in Böhmen, der König von Schweden aber in Franken einfallen, um von dort aus gegen Bajern und Oesterreich vorzudringen. Bald sollten daher die schwedischen Waffen auch in unserm Vaterlande gesehen und leider auch tüchtig gefühlt werden. Um so ernster und lehrreicher wird die folgende Geschichte.

Gustav Adolf hatte mit vieler Sicherheit seine Plane entworfen. Eben so sicher konnte er sie jezt auch ausführen. Sein Hauptzweck war erreicht. Durch das Bündniß mit Sachsen und Brandenburg, dann durch die von seinen Truppen besezten

Vestungen von Sachsen bis an die Küste, war sein Rücken gedeckt und er konnte jezt freier gegen das Herz seiner Feinde ziehen.

Durch die Leipziger Schlacht waren der Kaiser und die Liga doch in Furcht versezt und kein Katholik konnte wünschen, den Rächer von Magdeburg vor sich zu sehen. Er kam leider auch zu uns. Jammervoll war für unsere gesegneten Fluren der Schwedenkrieg. Mehr als eine Feder von Zeitgenossen hat Bruchstücke davon geliefert; aber alle diese Fragmente stimmen Klaglieder an. Schnell war der folgende Operazionsplan entworfen; eben so schnell sollte er auch ausgeführt werden. Arnheim, der sächsische General, brach daher gegen Böhmen, Gustav Adolf gegen die Länder der heiligen Liga auf. Die Türken, von den Franzosen aufgereizt, drohen dem Kaiser mit Krieg; der heilige Vater ist durch die Verwüstung von Mantuas Gebiet nicht gerne auf österreichischer Seite, Frankreich dringt in Trier ein, um Oesterreich, vorzüglich aber auch um Schweden zu beobachten; während dieser Zeit dringt Gustav Adolf immer mehr vorwärts, und dennoch segnet kein Friede die verheerten Fluren von Teutschland.

Zwar hatte er die Katholischen insgesammt gegen sich, aber zulezt führte man auf protestantischer Seite beinahe mit mehr katholischen als protestantischen Truppen Krieg; denn der Soldat fragte nicht mehr nach dem Glauben, sondern nach dem Rauben; ihm lag nur an seinem Solde, und so verbreitete die Sittenlosigkeit der Heere ein grauenerregendes Beispiel durch ganz Teutschland. Jedoch muß man gestehen, Gustav Adolf bändigte die rohen Gemüther seiner Krieger weit eher durch sein treffliches Beispiel, als Tilly. Genug zum Voraus!

Gustav Adolf zog mit seinem Heere aus Sachsen fort; Erfurt wurde leicht genommen, und nach drei Tagen schon stand der König in Franken im Bezirke des Bischofs von Würzburg. Unmässig war der Schrecken der Katholiken. Der Schwede, hieß es, würgt Alles nieder, was er auf dem Wege trifft. Gustav ließ seine Feinde reden und zog mit seiner Armee vorwärts. Königshofen an der Gränze wurde eingenommen; der

Bischof floh aus Würzburg und der Schwedenkönig zog darin ein. Die Vestung wurde mit stürmender Hand erobert. Der katholische Haß hatte dem Sieger so viele Gräuel angedichtet, und jezt erst sah man, daß alle Gerüchte dieser Art Lügen waren. Keine katholische Kirche wurde verschlossen und keine niedergerissen. Der Schwedenkönig war ja nicht gekommen, die Katholiken zu Protestanten zu machen, sondern den Protestanten ihre politische und moralische Existenz gesichert herzustellen. Daß er aber in katholischen Städten oder Orten seiner Religion auch eine Kirche öffnen ließ, darum wird ihn wohl die Nachwelt nicht tadeln, wenigstens weit weniger verunglimpfen, wenn sie auch Parthei nimmt, da sie wohl weiß, welche Frömmigkeit den Helden von Breitenfeld begeisterte. Daß unter seinen Soldaten aber auch Leute waren, welche die Gräuel des Krieges den Bewohnern der überzogenen Länder tief fühlen ließen, konnte Gustav Adolf nicht verhindern. Nur für die Ehrlichkeit und redliche Tapferkeit seiner Schweden konnte er Bürgschaft leisten; für Teutsche, die schon von Wallenstein und Tilly nichts Gutes gelernt hatten, aber nicht.

Die ganze Provinz des entflohenen Bischofs unterwarf sich auch denn sogleich dem siegreichen Könige; überall ließ er sich den Eid der Treue leisten. Bisher war dem Könige kein Hinderniß in den Weg gekommen; jezt aber kamen mehrere. Tilly hatte ein neues Heer an der Weser zusammengebracht, und mit Entzücken hoffte er auf eine zweite Schlacht mit dem verhaßten Schweden, um die Niederlage in der ersten vergessen zu machen. Unser Landesfürst, der jezt ernster, als je, die Vorstandsstelle der heiligen Liga ausüben wollte, verbot ihm zwar eine Schlacht, aber nicht die Zusammenziehung seiner Truppen, um nöthigenfalls zur rechten Zeit nicht zu fehlen. Auch der winzige Herzog von Lothringen hatte 17,000 Mann ausgerüstet, um nach dem ehemaligen Beispiele des Mansfelders auf eigene Faust gegen die Schweden zu ziehen. Die Geschichte sagt von seinen Soldaten, daß sie vor den Schweden nicht genug laufen konnten.

Inzwischen unternahm eine schwedische Heerabtheilung ei-

nen Streifzug ins Bambergische und rächte sich durch manche Verheerung an der Treulosigkeit des dortigen Bischofs, der anfangs den Schweden alles Gute versprochen und dann doch die Truppen des Tilly in seine vesten Pläze genommen hatte. Dagegen verband sich das reiche Nürnberg sogleich mit dem Sieger und nahm schwedische Besazung ein.

Gustav Horn, des Königs tüchtigster General, mußte das Errungene behaupten. Der König aber zog weiter gegen den Main hinab und unterwarf sich Hanau und Frankfurt mit leichter Mühe ohne einen Schwerdtstreich. Hierauf rückte er gegen die Residenzstadt des Churfürsten Anselm. Dieser, ein erklärter und standhafter Anhänger des Kaisers, ließ in der Eile seine Vestung ausbessern und gab sich alle Mühe durch eine eingenommene spanische Besazung Mainz unüberwindlich oder wenigstens auf lange uneinnehmbar zu machen. Allein der König von Schweden hatte eben erst vom Landgrafen von Hessenkassel, seinem treuen Anhänger, frische Truppen erhalten, und Gustav Adolf auf seine moralische Kraft gestüzt, hatte nicht im Sinne sich von einem Bischofe aufhalten zu lassen. Er rückte also vor Mainz; die Belagerung begann; da kam aber Tilly mit seinem verstärkten Heere näher gerückt und griff in die Plane des siegenden Königs.

Schon stand ersterer vor Nürnbergs Mauern; allein die Nürnberger erwarteten den königlichen Freund nicht, sondern machten selbst erfolgreiche Ausfälle und Tilly zog von freien Stücken wieder ab. Gustav Adolf erfuhr diese freudenvolle Botschaft schon in Frankfurt und kehrte daher wieder nach Mainz zurück, um die Eroberung dieser Stadt um jeden Preis zu erhalten.

Am 13. Dezember 1631 wurde auch diese wichtige Vestung erobert. Achtzig Kanonen und 80,000 Gulden waren der erste Preis der Eroberung. Klerus und Judenschaft mußten ausserdem noch beträchtliche Summen entrichten. Die churfürstliche Bibliothek wanderte nach Schweden. Das Meer verschlang die gelehrte Ausbeute. Bald wurde der königliche Sieger Meister des ganzen Rheinlandes; nur Frankenthal rettete sich vor seiner

Hand. Mainz bevestigte er während des Winters, und nun ließ er seine tapferen Truppen in der Umgegend jener Stadt Winterquartiere beziehen, um dieselben zum Kampfe für das nächste Jahr zu stärken. Er selbst verlegte sich mit allem Ernste auf die Politik, um durch sie in seinen Planen unterstüzt zu werden. Und in der That, die Dinge am politischen Horizonte gestalteten sich ernster.

Mit Eifersucht sah Frankreich auf die Eroberungen des Königs am Rhein, und unglücklicher Weise rührten sich in jenem Königreiche die Hugenotten im Vertrauen auf die nachbarliche Hilfe des schwedischen Glaubensbruders wieder. Am Hofe Ludwig XIII. stand zwar noch immer der allmächtige Richelieu, allein auch eine andere Parthei stand neben ihm. Die heilige Liga versäumte nicht, den französischen Minister auf die für Frankreich drohenden Fortschritte des nordischen Königs aufmerksam zu machen. Jesuiten aller Art suchten die Katholiken um ihre Religion besorgt zu machen. Man sprach offen davon, daß Gustav Adolf die Absicht habe, nach Frankreich zu ziehen und die Staatsreligion der Franzosen umzustürzen. Das sähe man, hieß es, deutlich an seinen Kriegsoperationen. Warum bevestige er denn Mainz so sehr? Warum lege er in jener Stadt sogar eine Citadelle an? Warum sei er denn nicht gegen den wehrlosen Kaiser gezogen? Die österreichisch-spanische Parthei vergaß nicht, solche Funken, wo es möglich war, zur vollen Flamme zu schüren. Endlich glaubte der König von Frankreich, der sich in seinem Gewissen ohnehin tausendfach bedrängt sah, selbst an das hohl klingende Märchen, Gustav Adolf komme, verbinde sich mit seinen aufrührerischen Hugenotten, stürze ihn selbst von seinem Throne, vernichte die katholische Religion, eile nach Italien und werfe den heiligen Stuhl um. Gut, daß der klügere und nicht leichtgläubige Premierminister diesem schnellen Feldzuge seinen politischen Glauben nicht schenkte, sonst hätte der Schwedenkönig die Schlacht bei Lützen vielleicht nicht mehr gesehen.

Allein auch England schwankte in seiner Meinung über die Uneigennüzigkeit des Königs von Schweden. Dem Könige der

Kaufleute war, als er das Subsidien=Bündniß mit Gustav Adolf eingieng, nur daran gelegen, seinen unglücklichen Friedrich V. wieder in die Pfalz eingesezt zu sehen. Nun aber besaß der König von Schweden wirklich die ganze Rheinpfalz mit Ausnahme Frankenthals, und dennoch gab er dem Exkönig seine Provinz nicht zurück, obgleich er von England dazu aufgefordert wurde; er machte vielmehr Miene, sich in den Rheinländern noch mehr umzusehen, und seine Herrschaft dort zu bevestigen. Allein so sehr der oberflächliche Schein gegen die redlichen Absichten Gustav Adolfs sprach, so wenig war an der Sache selbst. Wenn der Schwedenkönig seine Eroberungen, die er bisher machte, hätte behalten, und in der Absicht, sich in Teutschland festzusezen, dieselben sogar hätte ausbreiten wollen; so würden seine Bundesgenossen schnell ihre Bündnisse gelöst haben und dem Freunde zu Feinden geworden sein; und was wäre ein Gustav Adolf zulezt gegen die vereinte Macht von Oesterreich, Frankreich, Spanien und dem grösseren Theile von Teutschland gewesen! Zudem war der Charakter des Königs zu erhaben, um Eroberungsplane da zu verfolgen, wo es ihm nur um das Interesse der Erhaltung und Bevestigung seiner Religion zu thun gewesen war. Uebrigens waren seine Operationen am Rheine leicht zu erklären. Allerdings war er mit Frankreich verbündet, allein Frankreich war eine katholische und Schweden eine protestantische Macht. Zwischen beiden konnte schon der Natur der Sache gemäß keine Aufrichtigkeit statt finden, wenn sie auch vom offenherzigen Schwedenkönig noch so sehr gewünscht worden wäre.

Richelieu mußte sich in seiner Politik gar oft und namentlich bei dem Bündnisse mit einem protestantischen Fürsten, der eben zur Erhaltung des neuen und zur indirekten Vertilgung des alten Glaubens gekommen war, vor dem Urtheile der katholischen Welt scheuen. Dem schlauen Kardinal lag übrigens nothwendigerweise selbst an der Vertilgung der neuen Lehre, also durchaus nicht an dem religiösen Interesse einer fremden Macht auf teutschem Boden. Oesterreich, den Kaiser, gänzlich zu demüthigen, die Macht der Habsburger zu beugen, sie in die

Gränzen der alten Herrlichkeit zurück zu weisen, war Frankreichs Ziel. Das Mittel zur Erreichung dieses Zieles aber die teutschen Protestanten und an ihrer Spize der König von Schweden. Sobald dieses Ziel erreicht gewesen, hätte derselbe Richelieu seine Waffen mit gleicher Bereitwilligkeit auch gegen den alten Bundesgenossen gekehrt. Wir werden die Taktik des französischen Kabinetes später genauer kennen lernen. Jezt aber vermengte sich mit der Politik des grossen Kardinals der Vorwurf des Volkes. Diesem zu entgehen, war für den schlauen Jesuiten keine schwere Aufgabe; er wendete sich mit seiner Kunst an die heilige Liga, deren Geschäfte unser Landesfürst leitete. Richelieus Absicht gieng dahin, die Fürsten der Liga von dem Interesse des Kaisers zu trennen und den König von Schweden über Ferdinand II. allein zu schicken. Nöthigenfalls hätte Frankreich interveniren können, und der Friede wäre zulezt doch von einer katholischen Macht mitdiktirt worden. Zunächst wurden also die Unterhandlungen mit Max I. eröffnet. Hier fanden aber dieselben bald ihr Ziel.

Max hatte Charakter genug, um auf der einmal betretenen Bahn wenigstens so lange stehen zu bleiben, bis er von der Unregelmässigkeit derselben vollkommen überzeugt wäre, und das war er noch nicht. Dem vaterländischen Fürsten lag an der Erhaltung der Würde und des Glanzes der Religion seiner Väter; denn diese Religion gieng ihm über Alles. Für sie vergaß er gerne seine eigenen politischen Interessen und die seines Landes. Deswegen steht er als charakterfester Mann auch glänzend in der Geschichte da. Es ist übrigens wohl war; Max I. hätte die zerstörende Brandfakel des Krieges von unseren Fluren abhalten, zahlloses und unnennbares Elend vermeiden können; er durfte nur die Parthei des Kaisers verlassen, der noch dazu es eben so wenig mit ihm aufrichtig meinen konnte, als Frankreich es aufrichtig mit dem Schweden meinte. Und hätte er es gethan, so wäre durch seine Neutralität — denn weiter forderte Gustav Nichts — seine Religion nicht im Geringsten gefährdet worden, kein Krieg hätte seine Verheerungen auf das ohnehin schon erschöpfte Land geworfen und Mil-

lionen hätten ihn vielleicht dafür gesegnet. Aber Max I. hatte das eine Ziel im Auge: jeder Protestant, der die Waffen gegen den Kaiser zur Erhaltung der neuen Religion in der Hand trägt, trägt sie auch gegen den Vorstand der heiligen Liga, und dieser darf den Kampf nicht eher enden, bis die Religion seiner Väter gesiegt hat.

Max vergaß daher alle politischen Rücksichten für sein eigenes Vaterland und öffnete so den Schweden sein Reich, welches sie im Gegentheile nicht, oder nur als Freunde, betreten haben würden. Frankreich wollte den Vermittler machen, sah sich aber nicht ungerne in seinen Erwartungen getäuscht; denn jezt konnte es der Welt den Glauben beibringen wollen, als habe es alle Mittel angewendet, den Religionsfrieden wieder herzustellen.

Die Feindseligkeiten zwischen Bajern und Gustav Adolf nahmen bald ihren Anfang. Die Provinz Bamberg war der Schauplaz der ersten Ereignisse. Dort trafen Tilly und der von Gustav Adolf zurückgelassene General Horn aufeinander. Tilly siegte über diesen bei Bamberg am 8. März 1632, schlug ihn in die Flucht, mußte sich aber selbst wieder vor dem schon eilig nahenden Schwedenkönig in seine obere Pfalz zurückziehen, um dort sein Heer noch mehr zu verstärken. Allein auch in der obern Pfalz war für den alten General kein richtiger Plaz zur Vervollständigung seines Heeres, weil er nicht wußte, ob der König und wo er in unser Vaterland einfallen werde, oder ob er überhaupt nur in dasselbe einfalle, oder sich vielmehr gegen Böhmen in die kaiserlichen Länder wende. Sein Heer hatte übrigens Tilly bald verstärkt, und jezt befahl ihm Maximilian, das Vaterland zu vertheidigen. Und nun rückte der Schwede mit seinen fürchterlichen Schaaren näher an's Land der Wittelsbacher von Aschaffenburg her, wo er Musterung über dieselben gehalten hatte.

Ueber Würzburg kam er endlich nach der durch gleiche Glaubensinteressen ihm ganz ergebenen Reichsstadt Nürnberg. So war er noch in keine Stadt gezogen, wie in diese. Der Jubel war allgemein, die Begeisterung in Aller Herzen für den=

jenigen, der sein königliches Blut für die heilige Sache ihrer Religion zu versprizen nicht scheute. Das alte Bündniß zum einen Zwecke wurde erneuert, und so groß die Freude war, als der siegreiche König kam, so groß war auch der Schmerz, als er schied. Während des königlichen Marsches hatte unser Churfürst sich alle Mühe gegeben, die Mitglieder der heiligen Liga nach Ingolstadt zu einem wirksamen Konvente zu rufen, um im entscheidenden Augenblicke doch mehr Hilfe zu haben; allein die französische Politik des schlauen Kardinals hatte nicht gesäumt, den Lebensfaden des ehrwürdigen Bundes abzukürzen, und Max sah sich bitter getäuscht, als er glaubte, seine Bundesglieder würden jezt eilig herbeiströmen, und ihre rettenden Arme ihm bieten. Der Kaiser selbst verhielt sich ganz ruhig in seinem Wien und sah gemächlich der Verheerung jenes Landes zu, dessen Fürst ihm zuerst seine Hilfe gereicht hatte, und das noch zu einer Zeit, wo Oesterreichs wankender Thron ohne Bajern gewiß umgestürzt wäre.

Maximilian konnte daraus lernen, wie seine Freunde seine Dienste belohnten. In gewissen Fällen ist es durchaus nothwendig, daß ein Staatsmann über die einen Interessen die anderen vergesse, allein Max I. vergaß sie nicht und

die Schweden kamen nach Bajern.

Gustav Adolf hatte Nürnberg verlassen und zog nun gegen die erste bajerische Veste Donauwörth. Dieselbe hielt der Herzog von Sachsen Lauenburg besezt, und zwar mit der vesten Absicht, sie wenigstens bis zum Entsaz durch Tilly nicht zu übergeben. Allein die siegreichen Waffen Gustav Adolfs waren über weit wichtigere Punkte weggeschritten, als das wenig mehr bedeutende Donauwörth war, und der Kommandant mochte wohl auch von der Belagerungskunst des nordischen Königs nicht die rechten Begriffe haben; kurz Gustav Adolf erschien vor Donauwörth, fing an die Stadt mit seinen mörderischen Kanonen zu beschießen, und Rudolf Maximilian war froh genug, so eilig als möglich sammt der Besazung zu entkommen.

Da war aber auch unser tapferer Tilly am rechten Ufer des Lechs erschienen und neben ihm stand der charakterveste Maximilian, gleichsam als aufmunternder Genius für das Wohl des Vaterlandes. Ernster wurde die Zeit. Am Lech wollte Tilly dasjenige wieder einholen, was er auf dem Schlachtfelde bei Leipzig versäumt hatte. Er holte leider seinen Tod.

Bevor die bajerische Armee eine ernstliche Annäherung an die schwedische beabsichtigte, versicherte sich der Churfürst unseres Vaterlandes erst der Reichsstadt Augsburg, deren Bürger ohnehin immer eine zweideutige Stimmung gegen die Interessen der heiligen Liga gezeigt hatten. Nach der Besiznahme dieser Stadt zog Max I. dem rechten Ufer des Lechs entlang, und bevestigte jeden Punkt mit einer tüchtigen Schuzwache, von welchem er glaubte, daß er dem Feinde zum Uebergange dienen könne. Zulezt wurde bei Thierhaupten ein Lager errichtet und tüchtig bevestigt.

Nach solchen Vorkehrungen, die in Verbindung mit dem damals eben heftig reissenden Lech allerdings fähig waren, selbst einem siegreichen Feinde Hochachtung einzuflössen sollte der schwankende Kampf beginnen. Und in der That war dem ehrlichen schwedischen Kriegsrath nach gar nicht wohl zu Muthe, als der König den ergrauten Generälen seinen Plan mittheilte, den Lech überschreiten und dem Bajern eine Schlacht liefern zu wollen. Der Lech war eben damals vom Gebirgswasser angeschwollen, die Ufer schlüpfrig, das Wasser reissend und tief, die bajerische Armee in einem wohl bevestigten, beinahe uneinnehmbaren Lager, der erbitterte Tilly an ihrer Spize, Maximilian selbst unter seinen Soldaten, die berühmte Veste Ingolstadt nicht ferne, ganz Bajern ein Feindesland, das seinen Fürsten mit Begeisterung liebte, die Schweden aber aus voller Seele haßte; solche Gründe waren allerdings der Berücksichtigung eines Gustav Adolfs werth.

Allein der bisher in allen seinen Unternehmungen von seinem Talente wie vom Glücke gleich begünstigte Schwedenkönig war nicht gesonnen, sich jezt erst von seinen Planen und noch dazu von einem Feinde abgerissen zu sehen, den er unter Allen

am Meisten haßte, weil er wußte, daß Max auch sein ärgster Feind war. Mochte der Wurf auch noch so wichtig sein, den Würfel hatte er in der Hand und geworfen mußte er werden, wären die Hindernisse auch stärker noch gewesen, als der reissende Lech. Mit solchen Grundsäzen überwand er die Schwierigkeiten, welche ihm sein Kriegsrath in die Laufbahn seiner Siege werfen wollte, und auch die alten Generale waren zufrieden. Ihr Held hatte gar oft Mittel gefunden, Schwierigkeiten zu überwinden, an welche sie nicht gedacht hatten, folglich vertrauten sie auch gegenwärtig seiner Einsicht. Zum Unglück für unser Vaterland haben sie sich nicht betrogen.

Gustav Adolf hatte beschlossen, den Lech zu überschreiten, und den Söhnen unseres Landes eine Schlacht zu liefern; aber jeden, der es wagte, dieses zu thun, erwartete der Fluß und die Kanonen des Churfürsten von Bajern. Allein so ganz ohne Kriegslist wollte Gustav Adolf den Uebergang auch nicht wagen, ausser er hatte seine erprobte Truppenmasse dem ungünstigsten Zufalle Preis geben wollen. Bei Thierhaupten stand das verschanzte Lager unseres Heeres. Dem Lager die Spize zu bieten, getraute sich Gustav Adolf nicht, aber die Bajern aus demselben hervorzulocken, war seine Absicht, und zu diesem Zwecke errichtete er an den erhöhten Punkten des rechten Ufers vom Lechflusse Schanzen, aus deren Schußöffnungen mehr denn siebzig Kanonen ein fürchterliches Feuer auf die Unsrigen unterhielten. Allein die Bajern hielten eben so schnell und standhaft ihre Lunten an die vaterländischen Geschüze.

Das Feuer wurde von beiden Theilen fortan auf's Lebhafteste unterhalten. Während desselben aber ließ der König von Schweden einen den ganzen Fluß überziehenden Rauch durch allerlei stark dampfende Materialien machen und während dieser ohne Unterbrechung fortgesezten Operazion eine Schiffbrücke über den Lech bauen. Allein Tilly erspähte das schlau angelegte Unternehmen bald, und seine Artillerie suchte die Flußarbeiter von dem gefährlichen Posten zu verdrängen. Aber da flog eine Kugel von den Schweden herüber und zerschmetterte dem tapferen Tilly den Fuß.

Der schwer verwundete Feldherr wurde vom tapfer beschüzten Ufer weggetragen, mit ihm die gesunde Seele des wichtigen Kampfes. Bald brachten auch die Soldaten den tödlich verwundeten General Altringer, und jezt war Churfürst Max allein übrig, das mißliche Ganze zu leiten; denn wer wollte nach der tödtlichen Verwundung eines Tilly nicht glauben, daß es um seine verwaiste Armee schlimm stand? Max war zwar in der Schule des Krieges tüchtig gebildet, allein ohne einen Tilly fehlten ihm doch ganz vorzüglich die schnell und weit blickenden Talente eines praktischen Feldherrn. Ueberzeugt auch, daß durch die beinahe vollendete Schiffbrücke dem Feinde der Weg in sein Land nicht mehr abzuschneiden sei, und in dieser Meinung selbst von dem kranken Feldherrn bestärkt, entschloß er sich zum Abzuge gegen Ingolstadt, obgleich er sich noch eine Zeit in dem verschanzten Lager hätte halten können. Doch war durch das mörderische Feuer der Schweden vom erhöhten linken Ufer des Lechs seine Armee schon etwas geschmolzen, so, daß er es nöthig fand, dieselbe mit neuen Truppen zu verstärken, und eine Vestung vorerst zu vertheidigen, deren Fall das größte Unglück für's Vaterland gewesen wäre, da Ingolstadt der Waffenplaz für's Vaterland war.

Gustav Adolf hatte freilich nicht erwartet, so leichten Kaufes seine Truppen über den Lech führen zu können, als der Uebergang am nächsten Tage nach Abzug unseres Heeres bewerkstelligt worden ist.

Nachdem der König in das leere bajerische Lager trat, äusserte er sich, daß er einen solchen Plaz nicht verlassen haben würde, seien ihm auch Bart und Kinn von einer Kugel weggerissen worden; allein Gustav Adolf als ein siegender Feind konnte sich, wie jeder Feldherr, in Gegenwart seiner Soldaten der Ruhmredigkeit eben auch nicht ganz enthalten. Was hätte es geholfen, das Lager noch einige Tage zu behaupten, und seine Leute unnüz zu opfern, die der Churfürst in günstigeren Augen besser brauchen konnte.

Max zog also nach Ingolstadt über Neuburg von keinem Feinde verfolgt. Der tödtlich verwundete Tilly wurde mit in die

Landesvestung gebracht, um dort unter dem Donner der Belagerungsgeschüze seine noch übrigen wenigen Tage zu verleben. Allein es waren ihm auch diese nicht vergönnt; denn der tapfere Feldherr starb wenige Tage nach seiner Ankunft in Ingolstadt am Brande. Die tödtliche Kugel hatte seinen rechten Schenkel so durchdrungen, daß man ihm vier Schiefer aus demselben nehmen mußte. Die Erschütterung auf dem Transporte vom Lech bis zur Vestung trug auch das Ihrige bei, und so starb Tilly am Brand, den man wahrscheinlich durch Abnahme des Fusses hätte vermeiden können.

Am 6ten April des Jahres 1632 hatte der Schwedenkönig den Lech überschritten und eine Abtheilung Reiter zur Verfolgung unserer Armee abgesandt. Mancher Flüchtige von ihr wurde noch nieder gemacht, und im Ganzen hatte unser Churfürst gegen sechshundert Mann in jenem Treffen und auf seinem Rückzuge verloren. Auch fanden die Schweden in dem Wald, an welchen das bevestigte bajerische Lager sich gelehnt hatte, viele Harnische, Musqueten und anderen Kriegsbedarf, was man Alles wegen des eiligen Abzuges vergessen hatte. In jenem Walde sah es fürchterlich aus. Auf jedem Schritte begegnete man den Wirkungen der schwedischen Kugeln. Die dicksten Baumstämme waren abgeschossen und unter ihrer Last seufzte noch mancher Landsmann, dessen Fuß unter und dessen Leib neben ihnen lag.

Eine andere schwedische Abtheilung wurde vom König nach Einnahme des Lagers in das Städtchen Rain beordert, um dasselbe zu besezen. Die Bajern hatten es verlassen, und die Bürger schickten daher der schwedischen Heeresabtheilung eine Deputazion aus ihrer Mitte entgegen, um milde Bedingungen der Uebergabe zu erhalten. Sie mußten jedoch 4000 Reichsthaler Kriegsentschädigung bezahlen, und ihre vier Stücke Geschüz nebst dem für die Bajern bestimmt gewesenen Proviant an die Schweden ausliefern. Dafür wurden sie mit der Plündrung verschont. Alles das geschah am 6ten April. Am 7ten ordnete Gustav Adolf seine Armee, ließ einen Theil zur Besezung der Lechbrücken und des eingenommenen Lagers zurück, und trat

seinen Weg nach Augsburg an. An demselben Tag übernachtete er in Thierhaupten und zog am 8ten mit seinem Stabe in Lechhausen bei Augsburg ein. Das unbesezte Städtchen Friedberg ergab sich an eine Abtheilung Reiterei des Königs. Als Gustav Adolf noch unterwegs nach Augsburg auf der Landstrasse fortgeritten war, erschienen Gesandte von Neuburg vor ihm, um seine Gnade und Schonung für ihre Stadt zu erbitten, indem sie sich anheischig machten, neutral bleiben zu wollen, und sogar behaupteten, dasselbe bis jezt schon gewesen zu sein. Allein der König hatte gewisse Nachrichten vom Gegentheil erhalten, und ließ nun den Gesandten mit unverhohlenen Worten erklären, daß er auf die Neutralität Neuburgs aus vielen Gründen keinen Glauben hege, und daß die Bürger jener Stadt, wenn ihr Hab und Gut nur einigermassen verschont bleiben solle, in's schwedische Lager bei Thierhaupten 200,000 Pfund Brod und 300 Tonnen Biers liefern müßten. Alsdann wollte er erst mit Neuburg Unterhandlungen pflegen. Ueberdies schickte er, um seinen Forderungen Nachdruck zu verschaffen, 500 Reiter gegen jene Stadt ab, und nun nahte

die Einnahme von Augsburg.

Wir bemerkten oben schon, daß die Augsburger Bürger eher schwedisch, als bajerisch gesinnt waren, und diesen Umstand kannte die von unserem Churfürsten hinterlassene Besazung dieser Stadt, die ohnehin nur aus 18 Fähnchen und 2 Reiterhaufen bestand, sehr wohl. Auf Ersaz konnte sie nicht hoffen; überdieß waren die Soldaten meistens Landleute, denen die Interessen des Vaterlandes leicht entwischten; folglich war die Uebergabe der alten Römerstadt nicht schwer. Jedoch war von den Unsrigen die Lechbrücke abgebrochen, zum Theil abgebraunt, und die vaterländischen Geschüze wurden auf den Wällen der Stadt gegen die heranrückenden Schweden fleißig bedient. Der König ließ daher die mangelnde Lechbrücke durch zwei andere Schiffbrücken oberhalb und unterhalb Lechhausen ersezen, Batterien errichten und mit der Belagerung drohen. Kein Schuß

geschah jedoch vorläufig vom Schweden aus, und unsere Feuerer schienen nicht gar gut zu zielen; denn troz ihrer beständig donnernden Geschüze wurde den Schweden dennoch kein Nachtheil beigebracht und die Batterien derselben erstanden ungehindert.

Der bajerische Vestungskommandant hatte übrigens den Zweck, die Schweden nicht zu grimmigen Feinden zu machen. Bevor aber nun das Feuer von der Belagerungsschaar Gustav Adolfs am 9. April eröffnet wurde, schickte der König einen Parlamentär mit folgendem Schreiben an den Bürgermeister der Stadt.

„Zwar habe der König geglaubt, die Stadt Augsburg werde sich aller kriegerischen Feindseligkeiten in einem auch für ihr Interesse so ernsten Kampfe enthalten, und wenn auch, sich doch mehr für ihre eigene religiöse Befreiung Mühe geben; allein es sei das Gegentheil geschehen, und Seine Majestät hätten mit Verwunderung früher erfahren, daß die Augsburger eine feindliche Besazung eingenommen und den Feind sogar werkthätig unterstüzt hätten. Daher habe der König allerdings auch Ursache genug, sich an den Bürgern der Stadt vollkommen zu rächen; allein Seine Majestät wollten aus angeborner Güte sie zuerst auffordern, die benannte Besazung hinaus zu jagen und sich aller ferneren Feindseligkeiten gegen die königliche Armee zu enthalten."

Man wußte nun in Augsburg recht gut, daß Gustav Adolf neben Worten nöthigenfalls auch Ernst gebrauche, und deshalb wurde der Rath sogleich berufen, um in einer so ernsten Sache auch wieder Ernstes zu beschliessen. Der Beschluß lautete im Wesentlichen dahin, daß sie bei Einnahme der bajerischen Besazung gegen Seine königliche Majestät durchaus keine unredliche Absicht gehabt, sondern nur gethan hätten, was sie gemäß ihrer Pflichten gegen den Kaiser thun mußten; würden aber die Schweden vor den Bajern bei ihren Thoren angekommen sein; so hätten sie eben auch die Schweden hinein gelassen. Uebrigens stehe es durchaus nicht in der Macht des Bürgerrathes, die Besazung zum Abzuge zu vermögen, da ihr Befehls-

haber lediglich vom Churfürsten und vom Kaiser abhinge; sie bäten daher, besonders der evangelische Theil der Bürgerschaft, welcher der zahlreichste wäre, der König möge die Stadt verschonen und zunächst mit dem Vestungskommandanten über ihre Uebergabe unterhandeln. Demnach wurden dann auch die Unterhandlungen mit diesem gepflogen, ihm vorgestellt, daß der Churfürst in dem Treffen bei Rain und Thierhaupten seine beiden besten Generale, den Tilly und Altringer verloren, 600 Mann eingebüßt, sich flüchtig nach Ingolstadt gewendet, und aus diesen Gründen für die Augsburger Besazung durchaus keine Hilfe zu gewärtigen sei. Uebrigens möge der Kommandant nur bedenken, daß die Vestungswerke von Augsburg der schwedischen Belagerungskunst nicht lange Widerstand zu leisten vermögen, und daß er dann allein an strengeren Maaßregeln gegen die Besazung und gegen die Stadt Ursache sei, wo er bei augenblicklicher Uebergabe mit klingendem Spiel abziehen dürfe.

Diese Gründe wirkten, und Augsburg wurde übergeben. Die Uebergabe erfolgte am 10ten April Nachmittags. Die Bajern zogen gerüstet und wohl bewaffnet den Schweden vorüber nach Ingolstadt, und 24 Fahnen Schweden nach Augsburg. Der König blieb mit seinem Stab vorläufig noch in Lechhausen, um vor seinem Einzuge die obrigkeitlichen Stellen der Stadt mit Männern seiner Parthei, wie auch Churfürst Max gethan hatte, zu besezen. Die Katholischen wurden demnach vom Stadtrathe entfernt, dafür Protestanten eingeschoben, die von den Katholiken nach dem Restituzionsedikte wieder herausgenommenen Kirchengüter den Protestanten zurück gegeben.

Das Alles wurde in Lechhausen beschlossen und in der Stadt sogleich ausgeführt. Nachdem auf diese Art für die Interessen der Schweden bestens gesorgt war, hielt endlich der König am 14ten April, um die Mittagszeit, seinen glänzenden Einzug. Eine Abtheilung Bürgermiliz empfieng den nordischen Helden am Jakobs-Thore, und begleitet von seinem prächtigen Generalstabe ritt derselbe zuerst vor die St. Annenkirche, um zunächst Gott für die Einnahme Augsburgs zu danken. Daselbst wurde Gottesdienst in augsburgischer Confessionsart gehalten und ge-

hört, neben dem Könige von Friedrich V. von Böhmen, dann vom Pfalzgrafen August, Herzoge Wilhelm von Sachsen-Weimar, Herzoge Hans von Holstein, Markgrafen Christoph von Baden-Durlach und sonstigen vornehmen Fürsten und edlen Herrn. Die schwedischen Truppen standen in Kirchenparade. Die Musik des Heeres ließ sich vor der Kirche, eine andere innerhalb auf's Schönste vernehmen. Hierauf hielt Dr. Fabrizius, des Königs Hofprediger, eine treffliche Rede, alsdann wurde das „Gott! wir loben dich" vom ganzen Volke gesungen, während die Orgel mit ihrem feierlichen Klang und die Militärmusik intonirte. Nachdem der Gottesdienst vollendet war, zog der König gegen den Weinmarkt (Maximiliansplaz) und verfügte sich in seine ausgewählte Behausung, nehmlich in die Wohnung des Grafen Marquard von Fugger. Der König trat hierauf vor ein Fenster, und die unten stehende Bürgerschaft legte, die Hände gegen den Monarchen gewendet, in Gegenwart der versammelten Fürsten, dann fünf Regimentern Schweden, den Huldigungseid ab, welcher vom Kabinetssekretär Philipp Sattler laut abgelesen wurde und also lautete: „ich will der königlichen Majestät und der schwedischen Krone treu verbleiben, beider Nuzen und Bestes fördern, Schaden und Nachtheil derselben aber verhindern, und überhaupt Alles thun, was Unterthanen ihrem natürlichen Herrn und ihrer rechtmässigen Obrigkeit zu thun schuldig sind, so wahr mir Gott helfe an Seel und Leib."

Vorher schon hatte jeder Bürger die Eidesformel lesen können, und Gustav Adolf hatte sogar die Aufforderung am Rathhause bekannt machen lassen, daß sich Jeder anmelden könne, der nach seinem Gewissen den Eid nicht ablegen wolle; allein es meldete sich Niemand. Nach der Huldigungsfeierlichkeit wurde der König vom Magistrat*) mit Wein und Fischen be-

---

*) Der Magistrat bestand damals nach vorhergegangener, durch königlichen Einfluß geleiteten Wahl, aus zwei Stadtpflegern: Jer. Jak. Stenglin und Ludwig Rehm Patric.; aus sieben geheimen Räthen: den beiden Genannten und Melch. Lange-

wirthet, und nach der Mahlzeit, an der auch der ganze Generalstab Theil genommen hatte, besuchte Gustav Adolf das Rathhaus, das Zeughaus und andere wichtige Pläze. Erst gegen Abend zog der ermüdete König unter dem Jauchzen des Volkes wieder in sein Hauptquartier Lechhausen zurück.

Während der König nun hier die Plane zu seinem weiteren Feldzuge bearbeitete, hatte er seine vorzüglichsten Generale durch's ganze Schwabenland ausgesendet, um sich diesen Kreis zu unterwerfen. So ergaben sich leicht Memmingen, Kempten, Nördlingen, Landsberg, Mindelheim, Schongau, Füssen und andere zunächst gelegene Orte. Von katholischen Orten mußten Kontribuzionsgelder bezahlt werden, die protestantischen kamen gewöhnlich ohne diese durch; entwaffnet wurden Ehingen und Weissenhorn, Ulm eingenommen und gegen Lindau gezogen. Leutkirch wurde mit Sturm genommen, weil der Oberst Ossa diesen Plaz troz den vortheilhaftesten Anerbietungen nicht übergeben wollte. Der König von Schweden hatte sich also des schwäbischen Kreises versichert und dachte nun an den Abzug von Augsburg. Seinem Kanzler, dem Freiherrn von Oxenstiern, übergab er demnach das Kommando über die genannte Stadt, ordnete in derselben noch alles Nöthige mit größter Vorsicht und brach nun mit seiner Armee gegen Friedberg und Aichach auf, nachdem er jener Abtheilung, welche in der Gegend von Rain lag, den Befehl ertheilt hatte, auch gegen Aichach fortzurücken. Er kam somit auf der Strasse, die von Augsburg nach Re-

---

mantel, Paul von Stetten P., Karl Relinger P., Joh. Ant. Lauginger P., und Jer. Buroner; auch sechs Bürgermeistern: Otto Lauginger P., Tob. Bekhlin, Jer. Oesterreicher, Joh. Mayr, Hans Jak. Hofer, Hans Linker; dann noch aus drei Baumeistern, drei Einnehmern, vier Steuerherren, acht Ungeltherren, zwei Spitalpflegern, zwei Oberpflegern, zwei Zeugherren, drei Proviantherren, zwei Herren über das Blatternhaus, zwei Pflegern zu St. Jakob, einem Stadtoberrichter und aus fünfzehn Beisizern. Diese Obrigkeit regirte über die Reichsstadt Augsburg.

gensburg und auf der, die von München nach Ingolstadt führt, am 19ten April vor diese Vestung, und nahm seine Posizionen vor dem Brückenkopfe am rechten Ufer der Donau, und nun beginnt

die Belagerung von Ingolstadt.

In Ingolstadt selbst lag eine bajerische Besazung; aber das Heer unseres Churfürsten, welches vom Lech hergekommen war, hatte sein Lager außerhalb der Stadt am linken Ufer der Donau, wo die Landstrasse nach Regensburg führt. Ingolstadt selbst war sehr gut und regelmässig bevestiget. Mit den Vestungswerken der Stadt hieng durch die steinerne Donaubrücke zusammen der sogenannte Brückenkopf, welcher aus fünf Bastionen bestand, die sich wechselseitig decken und zugleich die Sicherheit auf dem Flusse für die Vestung selbst herstellen konnten. Unterstüzt wurde das Feuer des Brückenkopfes von den Kanonen der Stadt, welche ihre Kugeln von der westlichen und östlichen Mauerspize herüber sandten. Die Vertheidigung der Vestung lag in den Händen unseres Churfürsten, dem übrigens nicht ganz wohl bei der Sache zu sein schien, und der deshalb ganz unerwartet seine Zuflucht zur französischen Vermittelung nahm, wie wir bald sehen werden.

Ingolstadt war übrigens sehr gut verproviantirt, hatte eine tapfere Besazung, in der Nähe ein schlagfertiges Heer, war eine der ersten Vestungen und somit gewissermassen uneinnehmbar. Der Schwede rückte dessenungeachtet vor den Brückenkopf, der überdies noch von mehreren, rechts und links der stark gekrümmten Landstrasse gelegenen Schanzen vertheidigt wurde. Das Feuer wurde von beiden Seiten auf's Lebhafteste eröffnet und fortgesezt. Am 20ten April wurde zwar eine der äussersten Schanzen erobert, allein ohne wesentlichen Vortheil, denn die eroberte wurde von einer noch höheren Schanze beherrscht. An demselben Tag war auch des Königs Leben in höchster Gefahr. Gustav Adolf ritt nehmlich mit einigen seiner Adjutanten auf Rekognoszirung an das nahe Ufer der Donau, oberhalb der westlichen Gränzbastion des Brückenkopfes,

als eine Kugel neben seinen Waden den Schimmel, welchen er ritt, zu Boden streckte, ohne jedoch seine Person selbst zu beschädigen. Besser wurde Markgraf Christoph von Baden getroffen; denn ihm nahm eine Kugel den Kopf mit. Groß war der Schrecken im königlichen Heere, als man das Glück des Königs und das Unglück des Markgrafen hörte. Der König ahnete dies, und schnell ritt er auf einem Pferde eines seiner Adjutanten zu den Seinigen, um sie wieder zu beruhigen. Mit einer gehaltvollen Rede, worin er die uneigennüzigen nur die Freiheit Teutschlands bezweckenden Absichten niederlegte, und sein Vertrauen und seine Ergebenheit in den Willen des Herrn aussprach, erreichte er vollkommen seinen Zweck. Auf den Knieen und mit Thränen in den Augen bat man ihn, sich in Zukunft nicht wieder in so drohende Gefahren zu begeben; sondern sein Leben seinem Heere noch lange zu erhalten.

So war denn der 20te April für die Schweden ein höchst wichtiger Tag, er sollte noch wichtiger werden. Unser Churfürst sah jezt wohl etwas zu spät ein, daß durch den Einzug der Schweden in's Vaterland, welchen er allerdings hätte abwehren können, ihm und seinem Volke nur Nachtheile zugeflossen seien, und daß jezt erst vielleicht auch seiner Hauptstadt München ein dem Magdeburger Schicksal ähnliches Loos fallen könne. Er hatte sich daher an die französische Gesandtschaft in seinem Reiche gewendet, um durch dieselbe eine Neutralität mit den Schweden zu Stande zu bringen. Der Hauptgrund dieses Begehrens mochte aber wohl nur in der allmählig lauer werdenden Freundschaft gegen den österreichischen Hof liegen, der jezt den Herzog von Friedland (Wallenstein) wieder aus seinem Dunkel hervorgezogen und ihm eine Armee auszurüsten den Auftrag gegeben hatte, wohl auch darin, um durch Unterhandlungen Zeit zu gewinnen und die vaterländische Armee zu vergrössern. Der französische Gesandte am bajerischen Hofe, St. Etienne, übernahm übrigens die Rolle eines Vermittlers und kam am 20ten April Nachmittags in das schwedische Lager, um seine Aufträge zu erfüllen. Gegenwärtig waren der König, dann Friedrich V., Pfalzgraf August, der Herzog von Holstein, der

Feldmarschall Horn und viele andere Feldobersten und Offiziere. Der französische Gesandte brachte sein Anliegen vor, begehrte für Bajern die Neutralität und der König erwiederte: „ich begreife nicht, wie der Herzog von Bajern die Absicht haben kann, mit mir eine Verbindung einzugehen, da ich die auffallendsten Beweise vom Gegentheile in Händen habe. Hat ja doch erst der Kaiser an Maximilian geschrieben, ihn zur Fortsezung des Krieges ermuntert und ihm sogar versprochen, nach einigen Tagen eine Armee von 50,000 Mann unter den Befehlen des Herzogs von Friedland zu senden. Mir ist die Nähe eines solchen Herzogs sehr lieb; denn Bajern kann seiner Verheerung um so schneller entgegen schreiten, ohne daß dabei meinem durch viele Siege erprobten Heere ein Nachtheil widerfahren kann.“

Der Gesandte entgegnete jedoch, daß der Churfürst Max redliche Absichten habe, und daß es besonders dem Könige von Frankreich sehr lieb sei, wenn Bajern zur Neutralität gebracht werden könne, da dann die Schweden es mit Oesterreich allein zu thun haben würden. Der König jedoch äusserte sein Mißtrauen gegen den Churfürsten nochmals und sagte, daß derselbe durch den Einfall in's Bambergische, während Neutralitätsverhandlungen mit ihm schwebend gewesen seien, zur Genüge den Beweis geliefert habe, was man von seiner Redlichkeit in den Absichten halten könne. Da meinte der französische Gesandte zwar, an jenem Einfalle trage der Churfürst keine Schuld; sondern der verstorbene Tilly, welcher das Wagstück lediglich auf seine Verantwortlichkeit, durch den Bischof von Bamberg dazu aufgefordert, unternommen habe. Allein der König bemerkte zürnend: ich sehe wohl, daß Sie unter ihrem Vorgeben nur auch unredliche Absichten verborgen haben, sonst würden Sie es nicht wagen, auf den tapferen Tilly eine Schuld zu werfen, die der Bajernherzog allein trägt; denn dieser hat seinem General zum Zwecke des Einfalls in das Bambergische Truppen gesendet, und gesezt, er hätte von jenem Einfalle Nichts gewußt; warum hat er denn den Tilly nicht gestraft, da er die Befehle seines Herrn umgangen hatte? Mit solchen Umtrieben

richten Sie bei mir Nichts aus; übrigens haben Sie gar keine Vollmacht, mit mir zu unterhandeln. Ihre Absicht scheint blos zu sein, für die Feinde Zeit zu gewinnen, und, wie der Herzog von Bajern mit seinem Priesterschwarm, wie eine doppelte Casacke, die Farben zu ändern, wie man's will. Ich verzeihe Ihnen Ihre Unwissenheit; aber aus der Neutralität kann Nichts werden, so lange der Herzog nicht seine Armee verabschiedet, sein Bündniß mit dem Kaiser gänzlich löset und überhaupt sich von meinen Feinden zurück zieht. St. Etienne wollte Einwendungen machen; der König aber entließ den Redner und derselbe gieng unverrichteter Dinge in die Vestung zurück. Unser Landesfürst aber, nachdem er sah, daß alle Mühe vergebens sei, auf billige Bedingungen hin eine Neutralität zu Stande zu bringen, um die Würde seines Churhutes und Oberbajern vor den Verheerungen des Feindes zu retten, entschloß sich, von Ingolstadt mit seiner Armee abzuziehen und mit Wallenstein sich zu verbinden, für die Vestung aber eine tüchtige Besazung zurück zu lassen, die aus drei Regimentern bestand. Am 22ten April zog er daher von Ingolstadt auf der Strasse gegen Regensburg fort, welche Stadt aber schon früher in seine Gewalt gekommen war.

Da es uns bei der Geschichte sofort nur um Wahrheit zu thun ist, diese aber für partheiische Ohren manchmal etwas grell lautet, so erzählen wir auch die durchaus nicht ehrenvolle

Einnahme von Regensburg

durch die bajerischen Truppen am 17ten April 1632. Regensburg war bekanntlich damals eine freie Reichsstadt, die zunächst dem Kaiser ihre Pflichten zollte. Als nun der König von Schweden in Eilmärschen gegen Bajern heranzog, wurden von den Ständen, die der Churfürst zu sich nach München abgeordnet hatte, auch Unterhandlungen mit abgeordneten Bürgern von Regensburg gepflogen. Diese gediehen dahin, daß die Regensburger allerdings eine bajerische Besazung von 1,500 Mann einnehmen, aber mit diesen ihre eigene bewaffnete Mannschaft ver-

einigen und in brüderlicher Gesammtheit sich gegenseitig helfen und die Lasten des Krieges tragen wollten.

Die 1,500 Mann wurden dann auch gemäß abgeschlossener Uebereinkunft nach Regensburg vom Churfürsten aus geschickt, in die Stadt eingelassen und gemustert. Nach der Musterung schwuren sie in die Hände des Stadtkommandanten den Eid der Treue und nun wurden sie allenthalben einquartirt. Niemand dachte an einen Verrath. Der 17te April belehrte aber die Regensburger hierüber. Am Abend vor diesem Tage nehmlich stiegen auf Befehl ihres Obersten zwei bajerische Soldaten auf den Petersthurm, um den Thurmwächter zu hindern, daß er die bestimmte Wache halte und jederzeit angebe, wenn er etwa von Aussen einen Feind erblicken sollte oder überhaupt sehen würde, daß Truppen nahten. Da man keinen Verdacht auf die Bajern hegte, so waren jene Soldaten auch ohne Hinderniß auf den Thurm gekommen. In der Nacht nun vom 16ten auf den 17ten April erschienen zweimal, und zwar um 12 und um 2 Uhr, jedesmal ein Reiter vor dem Thore und baten um Einlaß zum Stadtkommandanten, dem Obersten von Salis. Beide wurden hinein und wieder hinaus geführt, und zwar in derselben Nacht. Da nun der Tag anbrach, bemerkte der Thurmwächter Reiter und Fußvolk hinter dem Kirchhofe, konnte aber kein Zeichen davon geben, weil ihn die beiden Soldaten daran hinderten. Das Thor wurde alsdann gegen fünf Uhr morgens geöffnet, dem Bürger, der es zu bewachen hatte, mit der Pistole gedroht und der Hauptmann Penzenauer zog mit seinen Schaaren auf verrätherische Art in die Stadt, die Bürger mußten ihre Waffen niederlegen, alle Munizion und Kriegsbedarf wurde ihnen genommen, die Hauptwache mit dem Tode von fünfzehn Bürgern geraubt, gegen 20,000 fl. Werth in der Stadt geplündert, jedem Widerspenstigen mit dem Niederschiessen gedroht und auf solche gewiß nicht ehrenvolle Art Regensburg von den bajerischen Truppen besezt, ohne daß die Bürger nur im Geringsten ohne die gröblichsten Mißhandlungen sich gegen ein solches wahrhaft feindliches Betragen erheben durften. Die neue Besazung bestand aus eilf Abtheilungen zu Pferd und

aus 2000 Mann Fußvolk. Der in München abgeschlossene Vertrag war somit auf eine höchst unedle Weise gelöset und die bajerischen Truppen hausten in Regensburg wahrhaft gräuelvoll, so daß sich die Bürger genöthiget sahen, später selbst bei'm Kaiser Hilfe zu suchen, und zwar mit solchem Erfolge, daß Ferdinand sich veranlaßt sah, ein Schreiben an den Churfürsten folgenden Inhaltes abzuordnen: „Durchlauchtigster, Hochgeborner, Lieber Vetter, Schwager und Churfürst! Kämmerer und Rath unserer Reichsstadt Regensburg haben durch ihren Abgeordneten Christoph Hafner....... Beschwerde eingelegt, daß die Truppen Euerer Liebden keine gute Mannszucht halten und allerlei Insolenzien verüben, wie anliegende Bittschrift näher ausweiset....... Wir wünschen daher, daß Eure Liebden solche Insolenzien einstellen und Ihre Soldaten zu grösserer Moderazion gegen die Bürger von Regensburg durch Ihren Kommandanten bringen mögen, damit sich Niemand mehr mit Fug und Recht darüber beschweren kann u. s. w.

Ein zweiter Brief war weit greller abgefaßt, und unter andern darin bemerkt, daß die Soldaten unseres Churfürsten gegen die Bürger der genannten Reichsstadt sogar Verbrechen verüben, ihnen Leib und Leben bedrohen, Brand stiften und sie ausplündern, wider die Freiheiten und Ordnungen der Stadt, des Raths und der Polizei handeln und die ohnehin arme Bürgerschaft zulezt sogar um Nahrung und Handlung bringen. So hausten damals vaterländische Truppen gegen eine befreundete Stadt, die sie im Nothfalle recht gut gegen den Feind benüzen konnten. In diese Stadt nun zog der Churfürst, nachdem er Ingolstadt verlassen hatte. Der König von Schweden aber wendete sich gegen Landshut. Am 26ten April stand er vor Moosburg und rückte, nachdem er dieses Städtchen hatte besezen lassen, gegen Landshut. Gustav Horn befehligte den Vortrab. Ein Trompeter wurde, wie gewöhnlich, in die Stadt geschickt, und begehrte im Namen des genannten Generals Aufnahme schwedischer Truppen und 20,000 Reichsthaler, wenn die Stadt der Verheerung und Plünderung entgehen wollte. Beides Begehren wurde von der Bürgerschaft abgeschlagen.

Zwei Tage nachher, am 7ten Mai, nahten die Schweden und am 8ten stand die ganze Armee, sammt ihrem königlichen Feldherrn, vor Landshut. In dieser Stadt jedoch waren zur Vertheidigung nur sieben bajerische Reiterfahnen und die Bürger. Jedoch merkten Beide bald, daß sie dem grossen Schwedenheere keinen besonderen Widerstand zu leisten vermochten. Die Bajern zogen daher alsbald aus der Stadt und gaben den Bürgern den Rath, dieselbe zu übergeben. Die Landshuter aber geriethen nach dem Abzug der Bajerischen, die hinter sich sogar die Brücke abgetragen hatten, so in Furcht, daß dem von Gustav Horn geschickten Parlamentär lange Niemand unter die Augen treten wollte. Endlich ermuthigten sich zwei Rathsherren und meldeten, sie würden die Stadt übergeben, wenn man sie vor der Plünderung verschone, und so erfolgte

die Einnahme der Stadt Landshut

durch die Schweden. Strenge wurde unter diesen die Kriegszucht und im Uebertretungsfalle das Kriegsrecht erhalten. Einige Soldaten wagten zu plündern und wurden gehenkt; andere, die an Bürgern Rohheiten verübten, auf leichtere Art gestraft. Endlich wurde die Armee in die Umgegend von Landshut gelegt, ein kleines Lager auch auf dem Anger, zwischen der Stadt und dem Isarflusse, geschlagen und der Feldmarschall Horn, dann der Oberst Hebron blieben mit kleineren Abtheilungen allein in der Stadt. Die Religion wurde geachtet und die Bürger waren mit solchen Feinden zufrieden.

Am 10ten Mai, Nachmittags 2 Uhr, erschien der König mit seinem glänzenden Generalstabe, welchem Zuge der Adel, der Klerus und der Magistrat in feierlicher Prozession entgegen gegangen war. Vor der Judenpforte traf sie der König und die ganze Prozession warf sich hier demselben zu Füssen. Der alte Bürgermeister Spielberger trat alsdann hervor zu dem König, warf sich nochmals auf die Kniee und wollte eine gut einstudirte Rede beginnen. Gustav Adolf aber rief voll Erbitterung der unterwürfigen Deputazion entgegen: „Stehet auf

und betet Gott an, das ist besser.“ Die ganze Versammlung erhob sich alsdann und der König ritt weiter, neben ihm aber der Bürgermeister, und hielt seine Rede. Als er geendet hatte, sprach der König: „wenn ich an euere Grausamkeit, die ihr an meinen Soldaten verübt, denke; so weiß ich beinahe nicht, ob ihr Menschen oder wilde Thiere seid, denn ihr schneidet ihnen Ohren und Nasen ab, haut ihnen Füsse und Hände herunter und gehet so mörderisch und grausam mit ihnen um, daß ich nicht einsehe, warum ich euch Gnade ertheilen soll.“ Der Bürgermeister mit dem gesammten Rath schrie sodann laut auf, daß sie um diese Schandthaten Nichts wüßten, und nie dazu gerathen hätten und sie könnten deshalb als Unschuldige für fremde Sünder doch nicht gestraft werden. Sie bäten demnach um Gnade und Schonung. Gustav Adolf aber erwiederte: „daß ihr's nicht gethan habt, ist Glück genug für euch; wär es euch möglich gewesen; so hättet ihr's eben auch gethan.“

So währte das Bitten des Rathes und des Volkes, welches neben dem Könige herlief, immer fort, selbst im neuen Hause, das er zulezt zu sehen begehrt hatte, bis ihn einige Schwachheit befiel. Hierauf begehrte er einen Trunk guten Landshuter Biers und dieser schien den Ernst seiner Stirne wieder zu verscheuchen. Gustav Adolfs Absicht war, die Stadt noch an demselben Tage zu verlassen und in sein Hauptquartier Moosburg zurückzukehren. Darum ritt er troz eines Sturmes, der fürchterlich wüthete, auf's Schnellste wieder zur Judenpforte hinaus, durch die er gekommen war; befahl aber seinem General Horn, er solle mit den Bürgern wegen einer Summe von 100,000 Thaler Kriegsentschädigung unterhandeln und nach empfangenem Gelde mit der Armee auf Moosburg und Freising zurücken, um bald nach München zu kommen, damit das Schicksal Magdeburgs an dieser Stadt gerächt werde. Die ganze Summe von 100,000 Thalern konnten die Landshuter nicht bezahlen; aber die Hälfte erlegten sie. Für die andere Hälfte wurden acht Geiseln nach Augsburg in die Gefangenschaft abgeführt, in der sie bis zur Einnahme jener Stadt durch die Kaiserlichen geblieben sind, da die noch rückständige Summe

nie ganz bezahlt worden ist. Und nun gieng der Schwedenzug auf München los. Freising war längst eingenommen. Die Schwedischen streiften oft bis an die Mauern der Hauptstadt. Angst und Schrecken durchzitterten alle Gemüther der Münchener Bürger. Sie war ja die Hauptstadt jenes Churfürsten, der sich rühmen konnte, der erste und wirksamste Feind des Schwedenkönigs zu sein.

Max I. war der Herr jenes Generals gewesen, der einst Magdeburg auf die schaudervollste Art niedergebrannt und verheert hatte. Max war ein Freund jenes Kaisers, der in Loretto der heiligen Jungfrau das Versprechen gegeben hatte, zur Vertilgung des Protestantismus Alles zu thun. Max war das Haupt der katholischen Liga, und war daran, seine Truppen mit denen des Kaisers zu vereinigen. Und nun lag das Schicksal seiner Hauptstadt in den Händen seines ärgsten Feindes. Ringsum leuchtete die Flamme verheerter Dörfer auf München herein. Flüchtige Landleute, die Alles verloren hatten, sah man täglich durch die Thore der Stadt eilen. Die Rache der Schweden mußte fürchterlich sein; denn aus Religionshaß hatte es mancher kühne Oberländer gewagt, den in seine Hände gefallenen Schweden zu ermorden. Die Rohheit des Kriegers freute sich zum Voraus auf die Plünderung von München und auf den entsezlichen Brand, der das katholische Magdeburg bis auf den Grund verzehren sollte. Alles, was Werth hatte, war geflüchtet oder vergraben. Die Churfürstin war nach Salzburg geeilt. Dahin hatte man auch die Gebeine des heiligen Benno gebracht. In wessen Vermögen es stand, der folgte dem Landespatron nach. Die Besazung der Stadt, mit Ausnahme der Bürger, bestand nur aus dem Wolfrathshauser und Dachauer Aufgebot. Die Bürger waren zur längeren Vertheidigung zu schwach. Die Angst war entsezlich. Die Stadt keine geregelte Vestung, dem Feinde auf allen Punkten blos gestellt. Die Wirkungen der schwedischen Artillerie kannte man. Jeder fürchtete um sein Hab und Gut.

Einstweilen sah man also ein, daß München verloren sein müsse, wenn der König ernstlich an dieser Stadt das Schicksal

Magdeburgs rächen wolle und der Stadtkommandant, Burggraf Julius, suchte seine Mannschaft wenigstens so stark zu machen, daß sie die Stadt aus den Räuberhänden einer schwedischen Streifparthei retten konnte. Das Entsezen wuchs übrigens mit jedem Tag und mit jeder Stunde. Aengstlich fragte man sich auf den Strassen, ob der Schwede schon nahe, wo er jezt stehe, ob er seine Drohung an Landshut schon ausgeführt habe. Gustav Adolf hatte sich nehmlich geäussert, daß er, wenn der Bajernfürst seine Armee mit der kaiserlichen vereinige, München und Landshut verheeren lassen werde. Die Zufuhren stockten, weil auf jedem Wege und auf jeder Strasse die Schweden herumschwärmten. Die Lebensmittel vertheuerten sich; Handel und Wandel schwand. Die Reicheren flohen; die Armen vermehrten sich täglich. Die Stadt konnte noch lange auf keinen Ersaz hoffen. Der Churfürst entfernte sich täglich weiter von ihr, statt zu nahen; folglich war München ganz sich selbst Preis gegeben. Und bei solchen Verhältnissen stand die königliche Armee in Freising, um auf München los zu gehen.

So nahte die Nacht des 14ten Mai's im Jahre 1632. Der Churfürst Max, welcher nach den in Jngolstadt wegen seiner Neutralität begonnenen aber sogleich abgebrochenen Unterhandlungen wohl einsah, daß er nicht mehr im Stande sei, Oberbajern und somit auch seine Hauptstadt dem Feinde zu verschliessen, hatte dem französischen Gesandten den ehrenvollen Auftrag ertheilt, Alles anzuwenden, um München und die Religion seiner Väter zu retten. St. Etienne war menschenfreundlich genug, diesem Auftrage nach Möglichkeit Genüge zu leisten, und wäre derselbe es nicht gewesen; so würde München kaum der schwedischen Rache entgangen sein; denn es war, als hätte der Magistrat in den Tagen der Gefahr seinen Kopf verloren, da der König nur noch acht Stunden von der Stadt weg war und man an denselben noch nicht einmal eine Deputazion geschickt hatte, um Gnade für die Hauptstadt zu erflehen. Schon in Moosburg hatte Gustav Adolf Abgeordnete von München erwartet. Niemand erschien und die Aufforderungen des Generalstabes, doch einmal das unglückliche Magdeburg zu rächen,

gewannen in der sonst so gutmüthigen Seele des Königs immer mehr Boden. Etienne reiste am 14ten Mai zwar nach Freising, um den König zu vermögen, die bajerische Hauptstadt zu verschonen. Allein Gustav Adolf wollte nichts hören. Dem französischen Charakter traute er nur feine Kniffe zu und so kam es, daß Etienne auch hier im entscheidenden Momente Nichts ausrichtete. Er schickte deshalb noch in der Nacht einen Boten nach München an seinen Geschäftsträger von Beringhan, damit derselbe eine Deputazion noch in derselben Nacht nach Freising beordere; denn wenn diese nicht komme, so sei München verloren. Es wurde somit schnell eine Deputazion gewählt und nach Freising geschickt, um dem Könige auf den Knieen und mit Thränen zu beweisen, daß die Bürger der Hauptstadt gegen den Monarchen und seine Truppen Nichts verschuldet hätten, und daß sie deshalb Seine Majestät bäten, die Stadt zu verschonen. Nach langen und vergeblichen Bitten und nach vielen Vorwürfen, die immer auf unseren Churfürsten abzielten, ließ sich endlich Gustav Adolf erweichen und versprach, die katholische Religion in der Hauptstadt und in dem ganzen Rentamte München zu erhalten und zu beschüzen, die politische Verfassung bestehen zu lassen und die Rechte des Eigenthums in jeder Beziehung zu verschonen. Dieses Versprechen scheint schriftlich durch die Unterschrift des Königs bestätigt worden zu sein, nach demselben aber wurde die Hauptstadt von der Deputazion förmlich an Gustav Adolf übergeben. Hierauf zog die Deputazion wieder nach München zurück, um ihren Mitbürgern das fröhliche Ereigniß zu verkünden. Allein alle Furcht konnten sie nicht verscheuchen; denn bei der damaligen Rohheit der Soldaten war oft zu besorgen, der König sei nicht im Stande, sie zu bändigen. Allein Gustav Adolf führte eine andere Mannszucht, als Tilly einst geführt hatte, und besaß dabei auch ein besseres Herz. Die Schweden brachen nun am fünfzehnten Mai von Freising auf und am 17ten erfolgte

der Einzug Gustav Adolfs in München.

An den beiden Ufern der Isar rückte das feindliche Heer heran; die grosse Masse unter den Befehlen des Feldmarschall Horn am linken; der König mit einer kleineren Abtheilung und seinem Generalstabe über Ismaning am rechten Ufer. Schon am 16ten Mai kamen einzelne Vorposten vor das Neuhauserthor, aber kein Schwedischer durfte vor dem Könige in die Stadt selbst rücken. Nur ein schwedischer Oberst kam in die Stadt, um mit dem Magistrate die nöthigen Anordnungen in Beziehung auf die Einquartirungen und Proviantlieferungen zu treffen. Endlich gegen 12 Uhr Mittags, am 17ten Mai 1632, nahte der König dem Gasteigberge von der Ismaninger Strasse her. Eine ganze Prozession aus Bürgern und Beamten, den Magistrat an der Spize, erwartete ihn am rechten Ufer vor der Isarbrücke. Entblösten Hauptes und auf den Knieen wurden dem Helden die Schlüssel der Stadt überreicht. Gustav Adolf grüßte freundlich, nahm sie und ritt weiter. Hinter ihm Friedrich V., der Exkönig von Böhmen, der Pfalzgraf August von Neuburg, die beiden Herzoge von Sachsen-Weimar, Bernhard und Wilhelm und die übrigen Generäle. Der Zug führte unter dem Isarthore herein, durch das Thal, über den Hauptplaz, durch die Dienersgasse zur Residenz, die Max I. erbaut hatte. Der König und Friedrich V. blieben in dieser wohnen, Feldmarschall Horn zog in den Pallast des Herzogs Albert, die übrigen vornehmen Herren in Privathäuser. Das Heer lagerte um die Stadt. An jedes Kloster wurden vier Mann Wache gestellt, fünfzehn Mann an das Zeughaus. Die bisherigen bürgerlichen Thorwachen wurden von schwedischen Soldaten abgelöset.

Alles harrte nun bang der Dinge entgegen, die da kommen würden. Am nächsten Tag, den 18ten Mai, bestimmte nun der König die Summe der Brandschazung; sie lautete in einer schreckbaren Höhe: „die Gemeinde München soll dreimalhunderttausend Reichsthaler, also viermalhundert fünfzigtausend Gulden erlegen, eine Summe, die nach damaligem Geldeswerth gewiß fürchterlich war, und zwar um so unerschwinglicher, wenn man bedenkt, daß Münchens Wohlstand schon durch die Kriegsereignisse in den vorigen Jahren tief gesunken war, indem Max I.

Auflagen aller Art schaffen mußte, um seine Anstrengungen nicht ermatten zu lassen; entsezlich wird aber diese Summe noch dadurch, wenn man einen Blick auf die nächsten Jahre wirft, wo eine verheerende Pest beinahe die halbe Bevölkerung der Stadt wegraffte. Der Magistrat fing übrigens schon am 19ten Mai an, das Geld von Haus zu Haus zu sammeln. Um ein fürchterliches Schicksal von der Hauptstadt abzuwenden, gab gerne jeder Bürger, was er geben konnte, Mancher so viel, daß er schon in den nächsten Tagen Gefahr lief, zu verhungern. Dessenungeachtet war's unmöglich, diese Summe aufzubringen. Es wurden daher Boten nach Augsburg geschickt, um dort Geld aufzunehmen; allein die Augsburger sagten, sie hätten keines, obgleich man denselben einen offenen Kreditbrief des Churfürsten präsentirt hatte. Die Sammlungen dauerten daher fort; die Summe konnte aber nicht zusammen gebracht werden, obgleich aus manchem Hause Silbergeschirre und kostbare Steine gereicht wurden.

In dieser verzweiflungsvollen Noth berichteten daher die Bürger an den König und sagten unter anderem: sie dürften mit Gründen der Wahrheit behaupten, daß leider in recht vielen Häusern nicht ein einziger Heller, wohl auch nicht einmal ein Bissen Brod mehr zu finden sei, und es bleibe zulezt nichts anderes mehr übrig, als daß die unschuldigen Bürger nach und nach den Hungertod sterben müßten. Ein einziges Mittel gebe es, die schon vorgelegte Summe zu vervollständigen, nehmlich die Zurückberufung der entflohenen Bürger, unbeschadet ihres Lebens und Eigenthums. Diese wurden nun zwar zurück gerufen; allein sie kamen, als der König schon abgezogen war. Vorläufig wurden also 90,000 Reichsthaler erlegt, für das Uebrige wurden 42 Geiseln später nach Augsburg abgeführt. Ohngeachtet aber die bestimmte Summe nicht erlegt werden konnte, hielt doch König Gustav Adolf auf seinen den Bürgern zum Schuz ihres Eigenthums gemachten Versicherungen vest. Keiner seiner Soldaten durfte den geringsten Eingriff in die Rechte desselben machen. Die kirchlichen Feierlichkeiten wurden beinahe mit grösserem Pompe, als vorher abgehalten. Gu-

stav Adolf besuchte selbst die einzelnen Kirchen, hörte den Gottesdienst und ließ sich sogar mit dem frommen Rektor der Jesuiten in einen theologischen Streit ein. Wo er hingieng, begleitete ihn das Volk schaarenweise und er zeigte sich gerne und oft unter demselben. Nicht selten ritt er aus und da war's seine vorzüglichste Freude, nach damaliger Sitte Geld unter die Leute auszuwerfen, das er freilich um so leichter thun konnte, als ihm denn doch zulezt nur die Stadt die Mittel dazu bot. Wohl gefiel's ihm in derselben und er äusserte sich namentlich über die neue Residenz, daß er sie gern nach Stockholm versezte, wenn es durch Walzen möglich wäre. Jeden merkwürdigen Ort hat er besucht. Jedes Kloster konnte sich rühmen den gefürchteten Kezer gesehen zu haben, und damals gab es Eisterzienser, Jesuiten, Augustiner, Franziskaner und Kapuziner, also genug Orden in der Stadt. Einen sehr wirksamen Besuch stattete er einmal dem Zeughause ab. Man hatte nehmlich die große Unvorsichtigkeit begangen, Kanonen in die Erde zu vergraben, dasjenige aber, was zu ihrer Bedienung gehörte, oben zu lassen. Der König merkte also sehr leicht, daß zu den herumstehenden Lavetten auch Kanonen gehören müßten. Er ließ nachgraben und bald fanden sich 140 Stück wohl erhaltene Geschüze. Stehet auf von den Todten, rief der König, als man sie heraushob. Zudem fand man in einer Kanone 30,000 Goldgulden, die den Werth des Fundes noch erhöhten. Andere sagen, er habe 300,000 Dukaten in jenem Geschüze verborgen getroffen. Das Zeughaus wurde übrigens gut ausgeleert und nach Augsburg übergeführt.

Unter den Geschüzen befanden sich auch 12 Stücke, die zwölf Apostel genannt, die wohl wenig von apostolischem Berufe wußten. Einige waren darunter, die in Schweden gegossen worden waren und von Tilly dem Zeughaus überliefert wurden, nachdem er sie dem Könige Christian von Dänemark abgenommen hatte. In der Residenz fand man auch viele neu gemachte Soldatenröcke von gelber, blauer und grüner Farbe, womit man einige neu geworbene Regimenter bekleidete. Ein Bauer soll zu dem Fund im Zeughause geholfen haben, zu dem

anderen Funde halfen sich die Schweden selbst. Der Werth der fortgeführten Kriegsbedürfnisse belief sich auf acht Millionen Gulden. Im Uebrigen wurde jedoch Nichts weiter weggebracht, nur plünderte man die Häuser einiger treulos geflohenen reichen Bürger. Mancher Schaden wurde zwar auch in der churfürstlichen Schazkammer und in der Bibliothek entdeckt; allein derselbe war gewiß dem Könige unbekannt; denn dieser ließ jeden Eingriff in die Eigenthumsrechte auf der Stelle auf's Schärfste, einigemal mit dem Tode strafen. Zehn Tage blieb der König in unserer Hauptstadt; am 27ten Mai zog er mit seinem Heere, welches er von Landshut, Freising und den nahgelegenen Kantonirungen bei München zusammen gezogen hatte, auf Aichach, Donauwörth und Weissenburg zu, um dort gegen die Kaiserlichen einen entscheidenden Schlag zu versuchen. Und nun wollen wir aus dem weitschichtigen Reiche der Episoden heraus treten, und den Faden der grösseren Geschichte wieder auffassen.

Wir sahen den Churfürsten Max von Ingolstadt mit seinem Heere gegen Regensburg aufbrechen, um sich mit dem von ihm gehaßten Wallenstein zu vereinigen. Wallenstein war also wieder der Generalissimus aller kaiserlichen Armeen. Wie er es wurde, hören wir. Nach der von Tilly verlornen Schlacht bei Leipzig zog der König von Schweden, wie wir hörten, gegen die Rheinlande, der sächsische Feldherr Arnheim aber gegen Böhmen. Beide handelten in so fern im Einverständniß, als Gustav Adolf sich nach Besiegung der Rheinländer wieder gegen Böhmen hinaufwenden, und mit Arnheim vereinigen konnte, um, wenn der Churfürst von Bajern zur Neutralität gezwungen worden, wie damals Frankreich die Unterhandlungen schon angeknüpft hatte, dem Kaiser einen vortheilhaften Frieden abzunöthigen, der die Rechte der Protestanten in Teutschland auf's Neue begründen und fortan sichern sollte. Frankreich hatte mit dem Vorstand der Liga, unserem Churfürsten, aufrichtig Unterhandlungen gepflogen. Da das Interesse jener Macht nur darin bestand, Oesterreichs Macht zu demüthigen; so war auch ihre Absicht, Bajern auf Kosten Ferdinands zu bereichern; allein

Max I. verachtete mit seiner redlichen Seele die Anklänge einer solchen Politik und gab lieber sein eigenes Land den Verheerungen seines Feindes Preis, als daß er eine Neutralität hätte behaupten mögen, die seinem Ansehen im Reiche nur eine schimpfliche Fessel gewesen wäre. Aus der Neutralität wurde also Nichts und die Schweden brachen gegen Bajern auf.

Aber auch in Oesterreich stand es mit der Würde des kaiserlichen Thrones sehr schlimm. Böhmen war in sächsischer Hand. Arnheim hatte mit Beiwirkung Wallensteins, der verstellter Weise durch seine Flucht die Vertheidigung der Stadt selbst aufgegeben hatte, Prag ohne Schwerdtstreich eingenommen; die alten Verhältnisse wurden aufgelöset, die Jesuiten verjagt und der Protestantismus kehrte wieder in das unglückliche Land zurück. Während also Arnheim die Macht des Kaisers in Böhmen brach, errang Gustav Adolf die Herrschaft über alle Rheinländer, und Oesterreich ohne Geld und ohne Armee mußte dem Churfürsten von Bajern gewissermassen seine ganze Existenz anvertrauen, und eben mit Bajern unterhandelte Frankreich, um auch den Churfürsten von der österreichischen Parthei los zu reissen und den Kaiser in seiner nakten Ohnmacht vor die teutschen Reichsstände hinzustellen. Ferdinands Lage war gewiß schlimm. Sie konnte noch schlimmer werden. Allenthalben regte sich nach der Einnahme von Böhmen die Unzufriedenheit seiner protestantischen Unterthanen auch in seinen anderen Staaten. Die Bewohner des Landes ob der Ens revoltirten gegen Oesterreich auf's Neue, als man mit dem alten Herrn auch die alte Religion ihnen wieder aufdringen wollte.

In Ungarn spuckte der unruhige Geist, und es lag im Interesse der Feinde des Kaisers, diesen Geist der Zwietracht zu nähren, wo es immer möglich war. Unter solch traurigen Verhältnissen aber sah der Kaiser die Macht seines redlichen Freundes Max immer mehr geschwächt und der Feind schien stets näher und siegreicher gegen die österreichischen Gränzen vorzudringen. Ferdinand aber hatte keine Armee, kein Geld, wenig Vertrauen auf den Patriotismus seiner Unterthanen und zulezt, wenn er auch dieses Alles gehabt hätte, keinen Feldherrn, der

sich in Beziehung auf Kriegserfahrung und Ruhm mit Gustav Adolf, in welchem Freund und Feind nicht mehr eine verächtliche Schneemajestät, sondern einen königlichen Helden verehrte und fürchtete, messen konnte. Wohl dachte er an seinen Sohn, Ferdinand III., welcher wohl zum Könige von Ungarn und Böhmen gekrönt worden war; allein dieser Jüngling konnte bei seiner Unerfahrenheit im Kriege das grosse Spiel eher verlieren als gewinnen.

Mit den Fortschritten des Feindes wuchs daher auch der Schrecken des österreichischen Hofes, und der Kaiser blickte beschämt auf den stolzen Wallenstein, der als Privatmann in Böhmen lebte und sich an der Verlegenheit seines Herrn, dem er einst so wichtige Dienste geleistet, und der ihn nach seiner Ansicht so schlecht belohnt hatte, ergözte. Der abgesezte Feldherr sah sich in seinem schwelgerischen Privatleben eben die Verlegenheit seines Kaisers aus, um sich an seiner Undankbarkeit, wie er glaubte, zu rächen. Seine Anhänger konspirirten ohne Unterlaß zu seinem Vortheile. Was am Hofe seines Monarchen geschah, wußte der beleidigte und maaßlos ehrgeizige Diener. Unter dem Deckmantel der Zurückgezogenheit stand er auf vertrautem Fusse mit Freund und Feind. Der sächsische Führer Arnheim war ihm ergeben, ergeben waren ihm Viele am kaiserlichen Hofe selbst. Er glaubte sogar, den König Gustav für seinen rachsüchtigen Zweck benüzen zu können. Einmal erbat er sich von diesem 15,000 Mann, mit der Zusicherung, dem schwedischen Interesse dadurch zu dienen, daß er mit diesem Heere Oesterreich erobere. Aber Gustav Adolf wollte einer gerechteren Sache, als der eines Staatsverräthers dienen. Die Unterhandlungen über einen so schlüpfrigen Gegenstand wurden daher abgebrochen und Wallenstein war und blieb deswegen auch ein steter Feind des Schweden. Auch mit Sachsen suchte er anzubinden; allein Johann Georg hatte zu viele Beweise von schwedischer Redlichkeit, als daß er derselben mißtrauen, und zu viele Thatsachen von wallensteinischer Unredlichkeit, als daß er derselben trauen sollte. Es ist nicht wohl anzunehmen, daß der österreichische Hof von allen Umtrieben des Friedländers

Nichts wußte, und wenn er auch nur die Schattenrisse derselben kannte; welche schwierige Aufgabe mußte es dann für Ferdinand sein, in seiner Noth seine Zuflucht zur Hilfe eines Staatsverräthers nehmen zu müssen, da eben dieser Staatsverräther auch nur der einzige Mann in der ganzen österreichischen Monarchie war, der Einzige, welcher dem Schwedenkönig als ein würdiger Nebenbuhler an die Seite gesezt werden konnte. Allein Ferdinand war schlau genug, unter der Maske der Politik, den erzürnten Kaiser zu verbergen. Vorerst konnte man den grossen Feind benüzen, alsdann verderben, um die Schaale des Undankes den Vermessenen noch einmal und zwar zum Leztenmale leeren zu lassen, wenn man das Gericht über einen Mann so nennen darf, der gewissermassen die Würde des Thrones, dem er doch seine ganze Höhe verdankte, auf's Gröbste beleidigt hat.

Als nun der Kaiser im ganzen Reiche herumblickte und nirgends Hilfe sah, nahm er seine Zuflucht zu Wallenstein. Dieser, seiner Sache gewiß, lehnte jede Unterhandlung, unter dem Vorgeben, nicht gerne die Annehmlichkeiten des Privatlebens mit dem schlüpferigen Pfade eines von der unsicheren Hofgunst abhängigen Feldherrn vertauschen zu wollen, ab. Alle Versuche schlugen fehl, und doch ward der Friedländer von Tag zu Tag unentbehrlicher, je näher der Feind an die Gränzen Oesterreichs rückte. Ein Abgeordneter wurde abgewiesen; da kam ein Anderer. Doch Keiner vermochte etwas über die scheinbare Hartnäckigkeit des Friedländers. Freiherr von Eggenberg, ein persönlicher Freund Wallensteins, versuchte dreimal die Schwierigkeiten, welcher dieser seinen Anträgen im Namen des Kaisers entgegen sezte, zu brechen. Die friedliche Unterhandlungsweise reichte nicht aus. Da wurde denn auch der Minister zornig, und drohte dem stolzen Herzog mit der ganzen kaiserlichen Ungnade. Diese Drohung wirkte. Wallenstein machte sich unter der schweren Bedingung, selbst vom Kaiser in seinen Unternehmungen nicht abhängig sein zu dürfen, anheischig, binnen einer Zeit von drei Monaten eine Armee von 40,000 Mann herzustellen; die Anführung müsse er aber vorläufig ablehnen. Eg-

genberg hatte schon durch jene Zusage Vieles gewonnen, die scheinbare Weigerung hoffte er jedoch zu besiegen, wenn's Zeit wäre. Wallenstein aber sah recht gut ein, daß das von ihm einmal geschaffene Heer auch nur ihn zum Führer haben könne, wenn es Bestand haben solle. Unumschränkte Vollmacht waren freilich bedeutungsvolle Worte; aber die Zeit mahnte und Wallenstein konnte gefährlicher werden, als er war, wenn man ihm jene verweigerte. Der Kaiser gab sie also. Der Friedländer schrieb demnach in der ganzen österreichischen Monarchie aus, daß er ein neues Heer werbe, und daß Jeder, ohne Unterschied der Religion, in demselben dienen könne; denn es solle damit kein Religionskrieg geführt werden.

Ganz Teutschland staunte oder lächelte über die prahlerischen Verheissungen Wallensteins einem Gustav Adolf gegenüber. Unser Churfürst zürnte; allein er sah die Verlegenheit des Kaisers neben seiner eigenen und bändigte somit seinen Groll, um der Vestigkeit seiner Politik, die immer nur das eine Interesse der Religion im Auge hatte, keine Blössen zu geben. Er war es, der einst auf dem Reichstage in Regensburg zuerst auf die Absezung Wallensteins gedrungen hatte, er war also ein Feind dieses nun wieder gewaltig werdenden Mannes; aber Wallenstein selbst war der heftigste Gegner unseres Landesherrn; das bewies er ihm bald nur zu deutlich. Auch der König von Schweden lächelte über die prahlerischen Verheissungen des neuen Generalissimus, in drei Monaten eine Armee von 40,000 Mann auf den Kriegsfuß bringen zu wollen; allein was Wallenstein einmal gethan hatte, konnte er im Vertrauen auf seine geheimen Kräfte auch zum Zweitenmale thun, zudem, da auch nicht einmal die Religion mehr ein Hinderniß sein sollte, unter seinen Fahnen zu dienen.

Die durch die bisherigen Siege Gustav Adolfs beinahe entmuthigte Parthei der Katholiken holte plözlich Athem, als die Nachricht ihre Gaue durcheilte, Wallenstein sei zum kaiserlichen Reichsfeldmarschall ernannt. Die Ernennung war zwar noch nicht erfolgt; aber Jedermann konnte leicht einsehen, daß sie erfolgen müsse. Die Protestanten aber zuckten die Achseln und ihre

Hoffnungen wurden kleiner. Wallenstein öffnete inzwischen seine Hilfsquellen, und keine drei Monate waren verflossen; so stand eine schlagfertige Armee von 40,000 Mann, wie er's versprochen hatte, vor ihm, ausgerüstet mit allen Kriegsbedürfnissen, befehligt von meistens Wallensteinischen Günstlingen und Klienten aller Art, und als die Armee so fertig dastand, übergab er sie einer kaiserlichen Kommission mit dem Bedeuten, daß er seine Zusage gehalten habe und der Kaiser dem neuen Heere nun auch einen Oberbefehlshaber geben könne. Die Unterhandlungen wurden nun wiederholt angebunden, und nachdem Ferdinand die beinahe entehrendsten Bedingungen eingegangen hatte, übernahm der vorläufig halbgerächte Herzog von Friedland den Oberbefehl aus den Händen seines Herrn. Das Wesentliche jener Bedingungen bestand darin, daß der Kaiser der Armee Nichts im Geringsten und Nichts im Meisten zu befehlen habe, daß also Wallenstein der unumschränkte Herr und Gebieter der ganzen Armee sei, daß er belohnen und strafen könne, wie er wolle, daß weder der Kaiser noch der König Ferdinand III. durch ihre allenfallsige Anwesenheit bei'm Heere irgend ein Ansehen über dasselbe üben dürfen, und daß Wallenstein über alle Eroberungen und konfiscirten Güter im Reiche, kurz über Alles, was in das Gebiet des Krieges gehöre, verfügen solle, und daß man ihn zulezt mit einer kaiserlichen Erbprovinz und mit einem anderen im Reiche eroberten Lande, dann noch mit dem erst wieder zu erobernden Mecklenburg belohnen müsse.

Das waren doch gewiß Forderungen hoher Natur. Durch sie wurde jedenfalls der Thron in seiner höchsten Authorität, in der Majestät seiner Würde erschüttert. Und solche Bedingungen gieng man ein und der Herzog von Friedland übernahm nun das Kommando über alle österreichischen und spanischen Truppen. Sein erstes Augenmerk war auf Böhmen gerichtet. Dieses Königreich war von den Sachsen eingenommen und besezt. Bald fiel Prag wieder in die Hände Wallensteins und mit der Hauptstadt in kurzer Zeit ganz Böhmen. Nun meinte der Kaiser, nach der schnellen Eroberung dieses Landes solle Wallenstein sein Heer mit dem Bajerischen unterhalb Regensburg ver-

einigen und somit den Feind gemeinschaftlich angreifen. Allein der mit der höchsten Authorität begleitete Generalissimus machte allerlei Ausflüchte, um das Land des ihm verhaßten Bajernfürsten erst von den Schweden verheeren zu lassen. Ein Eilbote nach dem anderen wurde zwar an den Friedländer abgesandt; aber jeder kam unverrichteter Dinge zurück. Der Churfürst Max mußte hier seinen gerechten Groll gegen einen Uebermüthigen auf eine schwere Probe sezen. Er hielt die Probe aus. Mit blutendem Herzen verließ er sein Vaterland, um sich bei Eger mit dem Wallensteinischen Heere zu vereinigen.

Mit dieser Vereinigung mußte er auch das Kommando über seine eigenen Truppen in die Hände des verhaßten Nebenbuhlers legen und es blieb dem Vorstand der heiligen Liga kein anderes Recht, als das, Belohnungen unter sie vertheilen und über dieselben verfügen zu dürfen, sobald sie nicht mit den Kaiserlichen vereinigt waren. So weit war Max durch eine gerade aber seinem Volke ungünstige Politik gekommen; jezt stand er gewissermassen unter den Befehlen eines Dieners, dessen Herr er bei günstigeren Verhältnissen zu sein verdient haben würde.

Nachdem die von Wallenstein geforderten Punkte zugesagt waren, verkündigte eine Umarmung beider grossen Männer ihren Heeren die Aussöhnung, wenn man einen Akt der Verstellung so nennen darf. Nun sollte aber Wallenstein seine Kriegsoperazionen weiter fortsezen. Arnheim hatte sich aus Böhmen gegen Schlesien gezogen und dadurch dem Feinde Sachsen blos gestellt, um sich entweder an der Unschlüssigkeit seines Herrn zu rächen, oder dem Friedland zu dienen. Jedenfalls handelte Arnheim ohne Uebereinstimmung mit Gustav Adolf; denn dieser glaubte gewiß, daß die vereinte Macht der Sachsen sich mit der seinigen verbinden und so dem österreichischen-bajerischen Heere eine Feldschlacht liefern werde. Als der König in Oberbajern hörte, daß sich der Churfürst dieses Landes mit Wallenstein vereinigen wolle, zog er zwar von München wieder ab, um diese Vereinigung zu hindern; allein die Entfernung war schon zu weit und Max I. an Böhmen durch seine Oberpfalz zu nahe, als daß diese Verhinderung möglich gewesen

wäre. Zudem war die Armee des Königs auch zu sehr geschwächt, in vielen Vestungen, die ihm im Grunde jezt wenig nüzten, zu sehr getheilt, um eine schnelle Vereinigung derselben zu erwarten und dadurch gegen den wohlgerüsteten Feind eine offene Feldschlacht zu wagen. Wallenstein hatte siebenzigtausend, der König fünfzehntausend Mann beisammen. Der Leztere hatte also die Vereinigung nicht hindern können, und Arnheim hatte es nicht gewagt, im Rücken Wallensteins, also in Oesterreich selbst zu agiren, um dadurch dem Schweden seine Operazionen zu erleichtern. Gustav Adolf kannte übrigens die kriegerischen Fähigkeiten dieses Arnheim wohl und verzieh ihm seine Fehler, ohne sie an dem Churfürsten Johann Georg rächen zu wollen. Als er daher glaubte, der Feind würde in Sachsen einfallen; zog er gegen Donauwörth, Weissenburg und Nürnberg. Allein da hörte er, daß Wallenstein mit seinem furchtbaren Heere in Begleitung unseres Churfürsten durch die obere Pfalz auch gegen Nürnberg heran ziehe.

Nürnberg sollte also der Anhaltspunkt für die Krafrentwickelung beider Heere sein. Da jedoch die Armee des Königs nicht ausreichte, den dreimal überlegenen Feind in einer Feldschlacht vor den Mauern der Stadt zu erwarten; so wollte er sich in dieselbe einschliessen, ein bevestigtes Lager dort beziehen, seine Verstärkungen von Franken und seine Bundesgenossen aus dem nordwestlichen Theile von Teutschland erwarten. Die Bürger Nürnbergs empfingen den Leipziger Helden zum Zweitenmale mit Jubel und boten Alles auf, ihre Stadt zum unüberwindlichen Bollwerk der protestantischen Kriegskraft im teutschen Reiche zu machen. Ein bevestigtes Lager wurde erbaut, die Magazine für eine langwierige Belagerung mit allem nöthigen Proviant gefüllt, die zahlreiche Jugend Nürnbergs in den Waffen geübt, die Wälle erhöht und mit zahlreichem Geschüze versehen, kurz Alles angeordnet, was erfordert wurde, einen nicht verächtlichen Feind gebührend zu empfangen. Binnen vierzehn Tagen war das grosse Werk vollendet und da stand Wallenstein mit seinen Massen in Neumarkt, musterte dieselben und äußerte sich nach prahlerischer Sitte, daß man nach einigen Tagen se-

hen werde, ob Wallenstein oder Gustav Adolf Herr der Welt zu sein verdiene. Noch viele Tage verflossen, und der Beweis für Wallensteins Größe ist noch zu liefern. Endlich nahten die Kaiserlichen und Bajerischen. Ein unersteigliches Lager wurde bei Fürth von ihnen errichtet, ohne daß Gustav Adolf es hindern konnte. Gegenüber errichtete auch dieser in steter Verbindung mit der Stadt ein Lager, und nun wurden gegeneinander Nichts weiter, als unentscheidende Dinge agirt. Ein Feldherr suchte dem andern dadurch zu schaden, daß kleine Scharmüzel vorfielen, die Zufuhr abgeschnitten wurde und Jeder durch Hunger genöthigt werden sollte, abzuziehen. Kamen daher Proviantwagen gegen das Wallensteinische Lager, so nahm sie der Schwede, kamen solche gegen Nürnberg, so nahm sie der Kaiserliche weg.

Endlich erschienen die Hilfstruppen des Königs, angeführt vom Landgrafen Wilhelm, dann vom Pfalzgrafen von Birkenfeld, vom Herzog Bernhard von Weimar und endlich vom schwedischen General Banner. Oxenstiern hatte alle vereinigt und rückte mit ihnen in Nürnberg ein. So besaß denn Gustav Adolf jezt mit Einschluß der tapferen Nürnberger ein Heer von beinahe hunderttausend Mann; aber auch Wallenstein hatte Verstärkungen aus Bajern an sich gezogen, um den Schweden eine gleichzählige Masse gegenüber stellen zu können. Wallenstein hatte die Absicht, die Feinde durch Hunger zum Abzuge von Nürnberg zu bewegen, Gustav Adolf wollte nun bald, der langen Zeit überdrüssig, seinen alten Ruhm auf's Neue in einer Feldschlacht erproben. Wirklich hatte Wallenstein seinen Zweck, Nürnberg auszuhungern, beinahe erreicht. Die ungeheure Menschenmenge konnte unmöglich lange mehr ernährt werden. Der Hunger bei Menschen und Vieh nahm zu, mit ihm die Sterblichkeit. Täglich sanken in Nürnberg hundert Menschen in's Grab. Aber auch im Wallensteinischen Lager nahmen Hunger und Krankheiten überhand; doch konnte Wallenstein länger warten, als der König, obgleich bei ihm ein grösseres Gesindel von liederlichen Weibspersonen sich vorfand, wie bei Gustav Adolf, der bekanntlich strenge auf Sittlichkeit seiner Soldaten hielt.

Da nun aber die Nürnberger von Tag zu Tag weniger Lebensmittel liefern konnten und die ganze ringsum liegende Gegend Spuren von Verheerungen trug, faßte Gustav Adolf den Entschluß, um jeden Preis einen Sturm auf das fürchterliche Lager Wallensteins zu unternehmen. Auch im Lager des Friedländers gab es Männer, welchen die Unthätigkeit desselben zu lange dauerte und die, wie Max I., sehnlichst eine Schlacht wünschten. Allein Wallenstein kannte die Kraft und den Muth seines Gegners zu sehr, um die Würfel seines eigenen Schicksals dem unsicheren Ausgange einer Feldschlacht anzuvertrauen. Sein Lager war so bevestigt, daß er jeden Angriff des Feindes mit dem offenbarsten Nachtheile des Lezteren zurückschlagen konnte. Dennoch wagte der König den Sturm auf dasselbe. Zuerst rückte er aus seinem Lager zwischen der Redniz und Pegniz bei dem kaiserlichen Lager auf dem Altenberge gegenüber heraus, stellte sein Heer in Schlachtordnung und zog immer näher an die Friedländischen Schanzen. Allein hier empfing ihn ein mörderisches Feuer und er sah bald ein, daß der Friedländer entschlossen sei, sein Lager zu behaupten aber keine Feldschlacht zu wagen. Endlich unternahm der König den Sturm; allein er verlor dabei, da er alle seine Regimenter nacheinander anrücken ließ, gegen viertausend Mann, ohne etwas ausgerichtet zu haben.

Am folgenden Tage zog der in seinen Erwartungen zum Erstenmale bitter getäuschte König über die Redniz zurück gegen die Stadt, und Wallenstein hatte bewiesen, daß er noch der alte wohl berechnende Feldherr sei. Er blieb in seinem Lager und raubte dem Feinde durch tägliche kleine Gefechte Leute und Zufuhr. Endlich wurde der Mangel für die Schwedischen immer fühlbarer, und die Sterblichkeit stieg auf einen gefährlichen Grad. Zwanzigtausend Mann hatte Gustav weniger, Nürnberg hatte gegen zehntausend seiner Einwohner verloren. Noth und Krankheiten lösten die Bande der Zucht und Gustav Adolf sah seine Lorbeern welken. Die Vestigkeit des Wallenstein war unbesiegbar; also mußte sich der König zum Abzuge entschliessen.

Am 8ten September 1632 zog Gustav Adolf in voller Schlachtordnung dem Feinde vorüber gegen Neustadt und Windsheim; Wallenstein aber verließ fünf Tage später sein Lager und zog über Erlangen nach Forchheim in's Bambergische, nachdem er bei der Musterung in Bamberg von seinen siebenzigtausend Mann nur noch vierundzwanzigtausend zählte. Seine Absicht war, Bajern dem Feinde blos zu stellen, sein Heer nach Sachsen zu führen und den Churfürsten zu zwingen, auf die kaiserliche Seite überzutreten. Gustav Adolf aber, der Nürnberg in die Hände Orenstierns gegeben hatte, wollte seine Armee trennen, einen Theil nach Bajern, den anderen aber nach Franken schicken, um auf der einen Seite seine Eroberungen fortzusezen, auf der anderen aber vortheilhafte Winterquartiere zu beziehen. In Bamberg ersuchte den Wallenstein unser Churfürst nochmals dringend, er möchte den Feind von den Gränzen seines Landes abwehren; allein der Friedländer war unerbittlich, daher nahm Max I. seine noch übrigen fünfzehntausend Mann und zog gegen Regensburg. Wallenstein aber führte seine Truppen durch das Baireuthische gegen Sachsen. Verheerung, Mord und Brand bezeichnete jeden seiner Schritte.

Es ist unmöglich, eine Schilderung jener Szenen zu entwerfen, welche das österreichische Heer gegen das unglückliche Sachsen spielte; genug ist die Bemerkung, daß man Tag und Nacht, so lange Wallenstein in jenem Lande weilte, nur Feuersäulen gegen den Himmel steigen sah. Arnheim wurde schnell aus Schlesien berufen. Die Verzweiflung bewaffnete dem bedrängten Churfürsten eine zahlreiche Armee, aber einem Wallenstein war seine Taktik nicht gewachsen; denn dieser war auch nicht säumig gewesen, seine lichten Schaaren aus österreichischen und böhmischen Landen zu verstärken. Die Generale Holk, Gallas und Pappenheim hatten ihm nahmhafte Haufen zugeführt. Leipzig war in seinen Händen, und nun sollte es auf Dresden losgehen, um dem Churfürsten die ganze Schwere der kaiserlichen Macht, im Herzen seines Reiches, fühlen zu lassen. Da nahte aber Gustav Adolf mit seinen Schweden. Auf's Schnellste wurde Naumburg eingenommen, und der Plan stand

vest, die Kaiserlichen aus dem befreundeten Sachsen zu vertreiben, koste es, was es wolle. Eben so wollte Wallenstein seine Winterquartiere in Sachsen um jeden Preis beziehen und behaupten. Gustav Adolf hatte bei Naumburg ein vestes Lager bezogen und Wallenstein glaubte nun, der König werde in diesem Lager überwintern. Es war schon die erste Woche des Novembers angebrochen. Alle kaiserlichen Generale riethen, den Feldzug für dieses Jahr zu endigen, um doch einmal sich erholen zu können. Wallenstein legte daher seine Truppen in die umliegenden Dörfer und Städte, doch so, daß er sie bei allenfallsigen Bewegungen des Feindes schnell versammeln konnte. Mit einem Theile von ihnen lagerte sich der kaiserliche Feldherr selbst zwischen dem Floßgraben und der Saale, um das nahende sächsische Heer an der Vereinigung mit den Schweden zu hindern; den General Pappenheim aber schickte er mit einer Abtheilung fort, um den Kölnern gegen die Holländer zu Hilfe zu eilen. Eine Schlacht fürchtete er nicht; denn er wußte wohl, daß Gustav Adolf erst die Sachsen und Lüneburger an sich ziehen müsse, um mit Erfolg ein Treffen zu wagen, diese aber hoffte er zurück zu treiben; also sah er getrost den Ereignissen der nächsten Zukunft entgegen. Das veste Lager der Schweden bei Naumburg wollte er nicht angreifen und er glaubte, Gustav Adolf werde dasselbe nicht verlassen, so lange er nicht die gehofften Verstärkungen an sich gezogen haben würde. Allein die Voraussicht Wallensteins wurde bald getäuscht. Kaum hatte nehmlich Gustav Adolf den Abzug Pappenheims vom kaiserlichen Heere erfahren, als er in beschleunigten Märschen aus seinem Lager gegen Weissenfels, welche Burg Graf Colloredo besetzt hielt, vorrückte. So schnell hatte Wallenstein sich seinen würdigen Gegner nicht in der Nähe gedacht. Wie eine Schreckenbotschaft durchlief daher die Nachricht von der Ankunft der Feinde die Oesterreichischen, nun sehr geschwächten Heerhaufen. Wallenstein schickte sogleich Eilboten an Pappenheim, der nicht weit noch entfernt sein konnte, ab, um ihn schleunigst zurück zu rufen. Bis zu seiner Ankunft glaubte sich Wallenstein mit seinem zwar mindern, aber doch tapferen Heere behaupten zu können.

Die österreichischen Fahnen wurden eiligst gesammelt und Wallenstein rückte mit ihnen gegen Lüzen, um dort den König in völliger Schlachtordnung zu erwarten und um keinen Preis seine Armee mit der sächsischen und lüneburgischen vereinigen zu lassen. Der König nahte und nun geschah

die Schlacht bei Lüzen und der Tod Gustav Adolfs.

Beide erfolgten am verhängnißvollen 6. November des Jahres 1632. Am Abend des 5. und in der Nacht vom 5. auf den 6. November ordneten beide Theile ihre Schlachtreihen auf folgende Art. Von Lüzen führet die Landstrasse heraus gegen Ost nach Leipzig, und diese Strasse lag zwischen beiden Heeren. Steht man am Thore von Lüzen und blickt über die Strasse hin; so stehen rechts die Schweden, links die Kaiserlichen. Um die nordwestliche Seite des Schlachtfeldes zieht sich vom Dorfe Chursiz im Norden ein Kanal in kreisförmiger Richtung herab und durchschneidet die Strasse. Von Lüzen nun bis ein wenig über jenen Kanal dehnen sich die beiden Schlachtenlinien aus. Die Bagage der Schweden lehnt sich an das Dorf Chursiz und den Floßgraben; die der Kaiserlichen an einen Hügel, worauf ein Galgen steht. Die Strasse nach Leipzig ist von Friedländischen Musketiren besezt, nachdem in der Nacht die Straßgräben vertieft und dadurch gleichsam zu Brustwehren gemacht worden sind. An der linken Seite der Strasse stehen vier Windmühlen, an die sich ein Theil der kaiserlichen Artillerie als Schuz für den rechten Flügel lehnt. Vierzehn Kanonen sprühen von dieser Seite ihr Feuer gegen den Feind. Eine Brigade Infanterie, dazu vier Schwadronen Reiterei stehen hinter den Windmühlen als der rechte Flügel der Kaiserlichen. An den rechten Flügel, im Rücken die Anhöhe mit dem Galgen, lehnt sich das Centrum. Dieses besteht aus vier Brigaden Infanterie, befehligt vom Herzoge von Friedland; neben dem Centrum breitet sich gegen den Floßgraben und über denselben hin aus der linke Flügel. Diesen bilden sechs Schwadronen Reiter. Alle Munizionswägen stehen hinter der Armee. Um die Schwä-

che des linken Flügels zu verbergen, hat Wallenstein alle Troßjungen und Knechte zu Pferd sizen lassen.

Grösser, als das wallensteinische, ist das schwedische Heer. Dasselbe steht von Lüzen aus rechts der Leipziger Strasse. Zwei von Lüzen bis an den Floßgraben und über denselben hinaus reichende Linien formen die Schlachtordnung. Vor der ersten steht das Geschüz, aus neunundfünfzig Stücken bestehend. Jede Linie faßt kleine Kolonnen, vermischt mit Infanterie und Reiterei. Eine Linie ist, wie die andere, gebildet. Beide stehen etwa dreihundert Schritte auseinander und die erste eben so weit vom Straßgraben entfernt. Hinter der zweiten Linie befinden sich diesseits und jenseits des Floßgrabens die Munizionswägen. Den linken Flügel kommandirt Herzog Bernhard von Weimar. Das Centrum in der ersten Linie befehligt Graf Niklas von der Weissenburg, das Centrum in der zweiten der Generalmajor Dodo von Kniphausen. Beide Centra stehen unter dem Kommando des Grafen von Brahe. Den rechten Flügel kommandirt der König selbst. In der ersten Linie lehnt sich derselbe an den Floßgraben, in der zweiten geht er über denselben hinaus. Hinter dem Centrum in der zweiten Linie steht auch ein Reservekorps unter den Befehlen des Schottländers Hendersons. Beide Schlachtreihen sind während der Nacht geordnet worden und nun bricht der Tag an, um die blutige Entscheidung zu sehen. Bedenkt man, welche Männer an der Spize dieser Heere stehen, so hält man die Schlacht bei Lüzen wohl für die wichtigste im dreisigjährigen Kriege.

Gustav Adolf und Wallenstein. Auf jenen sezt das protestantische, auf diesen das katholische Teutschland seine Hoffnung und seinen Stolz. Einer kennt die Wichtigkeit seines Gegners, wie der andere. Beide sind die größten Feldherren ihrer Zeit. Und nun bricht der Tag an, wo Beide den Beweis liefern sollen, welcher von ihnen der grössere sei. Blutig steigt die Sonne von Ost empor und kaum erblicken sich beide Armeen; so lagert sich ein düsterer Nebel um sie und hüllt die ganze Gegend ein. Nur leuchtet hie und da durch denselben die Flamme von Lüzen; denn Wallenstein hatte dieses Städt-

chen in Brand sezen lassen, um gegen jede Ueberflügelung von dieser Seite sicher zu sein. Die Schlacht kann noch nicht beginnen; erst gegen eilf Uhr Mittags schwindet der Nebel und beide stehen sich nun gerüstet zur blutigen Entscheidung im Angesicht. Vorher schon kniete der König vor seiner Front nieder und mit ihm fällt die ganze schwedische Armee auf die Knie, um den Segen des Himmels zur bevorstehenden Schlacht zu erflehen. Hierauf durchreitet er die beiden Schlachtlinien und muntert seine Soldaten zum Treffen auf, erinnert sie an ihre Siege und an die Muthlosigkeit ihrer Feinde.

So naht denn der Augenblick, wo die Sonne durch den Nebel blizt, und die Schlacht beginnt. Furchtbar hallen die Kanonen, und ihr Feuer wird kräftig unterstüzt von den beiden Heeren. Die erste Linie der Schweden rückt vorwärts; vorwärts rücken auch die Kaiserlichen. Fürchterlich werden die Schweden vom Musketenfeuer in den Straßgräben empfangen. Demohngeachtet dringt Gustav Adolf immer weiter gegen die Verderben blizenden Gräben vor. Der rechte Flügel, unter Anführung des Königs, erobert den Graben und die an demselben errichtete Batterie. Die Kaiserlichen, die eben am linken Flügel die schwächsten sind, drängen zurück; die Schwadronen kommen in Unordnung und schon beginnt die Flucht. Da erscheint Wallenstein mit einer Brigade Infanterie und die fliehenden Schwadronen kehren um, die verlorne Batterie wird wieder gewonnen und die Schlacht ist noch unentschieden, wie vorher. Da hört der König, daß auch sein linker Flügel durch die bei den Windmühlen aufgestellten Kanonen zum Weichen gebracht werde, und besonnen, wie immer, überträgt er dem Gustav Horn das Kommando seines rechten, er selbst aber eilt dem linken Flügel, unter dem Herzoge Bernhard, zu Hilfe. Pfeilschnell fliegt er dem bedrängten Orte zu. Unterwegs sucht er eine Blösse des Feindes zu erkunden, kommt aber zu nahe an denselben, da die Nebelwolke ihm die gefährliche Nähe verbirgt. Zwei Sattelknechte folgen ihm. Da sieht er sich plözlich von kaiserlichen Reitern umringt. Schnell löset er seine Pistolen, eben so die Knechte. Schon sieht er die Seinigen nahen; da zerschmettert

ihm eine Musketenkugel den Arm; demohngeachtet reitet er noch ein wenig fort, endlich fällt ein Schuß nach dem andern auf ihn, er sinkt, ist tod und bleibt im Bügel des Sattels hängen, wird vom Pferde eine Weile fortgeschleppt, erhält noch mehr Schüsse und die kaiserlichen Schwadronen sprengen über den verstümmelten Leichnam hin. Da durchzittert die Schreckensbotschaft das ganze schwedische Heer: König Gustav Adolf ist tod. Zwei Schüsse hatte er durch den Kopf, einen durch den Arm und sieben in den Leib erhalten. Das Pferd des Königs floh gegen den linken Flügel des Herzogs Bernhard und verkündete so die traurige Nachricht selbst. Der Herzog übernimmt sogleich das Kommando der verwaisten Armee, diese dringt wuthentbraunt auf allen Punkten unwiderstehlich gegen die Kaiserlichen an, die Gräben mit den hinter ihnen aufgestellten Batterien werden erobert, einige Pulverwagen fliegen in die Luft, Verwirrung erfaßt die Kaiserlichen, sie fliehen und ihre Niederlage ist entschieden. Da erscheint Pappenheim mit seinem Hilfscorps. Seine Gegenwart ermuthigt den schon in beinahe voller Flucht befindlichen linken Flügel.

Wallenstein ordnet auf's Neue das Treffen und die scheinbar verlorne Schlacht beginnt wieder. Die Schweden werden wieder über die Gräben zurück gedrängt und schone ermattet durch so viele fürchterlichen Mühen, scheinen sie zu wanken. Da fällt von zwei Musketenkugeln durchbohrt Pappenheim. Er suchte den König, und als man ihm die Nachricht brachte, daß dieser gefallen sei; sagte er: ich sterbe nun gerne, da ich weiß, daß der unversöhnlichste Feind meines Glaubens den Tod gefunden hat. Pappenheim wirdfortgetragen und kaum vermissen ihn seine Schwadronen, so fliehen sie vor dem ungestümmen Andrang der Schweden, die ihre beiden Linien schnell zu einer einzigen verbunden haben. Schon naht der Abend. Fortan wüthet die Schlacht. Da bricht die Nacht über die wüthenden Kämpfer herein. Noch hat Keiner gesiegt; aber Jeder viel, die Schweden ihr Theuerstes verloren. Wie am Morgen, so senkt sich auch am Abend ein dichter Nebel über das Schlachtfeld nieder, und gebent das Ende des fürchterlichen Mordens. Je-

der zieht seine Truppen zurück; Wallenstein eilt noch in der Nacht nach Leipzig und die Schweden sehen sich am Morgen zu Meistern des Schlachtfeldes gemacht.

Gustav Adolfs Leichnam wird am anderen Tage in der Nähe eines grossen Steines, welchen man seit dieser Zeit den Schwedenstein heißt, gefunden. Verstümmelt bis zur äussersten Unkenntlichkeit lag der grosse König da, nakt beinahe und hingeworfen unter einen Haufen von Todten, die sich gefreut hatten, mit ihm zu sterben. Verzweiflungsvolle Trauer zerwühlt die Herzen des ganzen schwedischen Heeres. Der Held ist gefallen, mit dem Gefallenen ist auch der Ruhm seiner Armee erschüttert, mit seinem Tode wankt die Macht der protestantischen Parthei in Teutschland. Ob er nicht vielleicht gar durch Verrath gefallen, ob sich nicht der Herzog von Sachsen-Lauenburg mit dem Blute seines Königs befleckt habe, wissen wir nicht, wenn wir auch die schwarze Seele dieses dem Könige beständig feindseligen Dämons kennen. Genug, er fiel in einer Schlacht, wo solche Könige, wie er, sich vor keinem Kugelregen scheuen und daher eben so leicht dem Tode unterworfen sind, wie ihre Soldaten..

Auch Gustav Adolfs Stunde hatte geschlagen, und es war vielleicht gut, daß sie schlug; denn wer kennt nicht das menschliche Herz, das in seinen Falten auch bei moralisch-politischen Helden kein Maaß der Gerechtigkeit in aller Zukunft verbirgt. Die Vorsehung waltet über das Härchen am Haupte; in ihrer Hand liegt auch das Loos der Könige. Und unter diesen gebührt dem Leipziger Helden einer der ersten Pläze in der Geschichte, denn mit einem untadelhaften Charakter kam er und gieng er. Seine Periode in Teutschland war werth, etwas weitläufiger beschrieben zu werden, als es sich eigentlich für eine spezielle Landesgeschichte eignet. Wir kehren daher jezt wieder nach Bajern zurück, wo die Todesbotschaft neue Hoffnung erregte und den Katholischen neuen Muth einflößte, die Protestanten aber mit ihren glänzenden Aussichten in's Dunkel stellte. Auch Friedrich V., der unglückliche Exkönig von Böhmen, starb am 27ten November 1632 und so war wieder eine Haupt-

quelle des verderblichen Krieges versiegt; allein der Krieg hörte nicht auf.

Nach dem Tode des Königs Gustav übernahmen die Geschäfte im Kriege der weise Staatskanzler Oxenstiern und der Herzog Bernhard von Sachsen=Weimar, allerdings Männer, von deren edlen Charaktern sich für die Sache der Protestanten manches Gute erwarten ließ. Unser Churfürst war, wie wir hörten, in's Vaterland zurückgekehrt, um dort ein neues Heer zu schaffen und damit Bajern von den Feinden wieder zu reinigen. Die Aufgabe war schwer; ihre Lösung vorläufig unmöglich. Zwar bestand die heilige Liga noch, allein ihre Wirksamkeit war schwach und durch Wallenstein beinahe entkräftet. Aber auch auf protestantischer Seite neigte sich das Interesse des Zusammenwirkens dem Untergange entgegen, seit die Seele nicht mehr war, welche Feuer oder Glut in die Union strömte.

Mit dem Tode Gustav Adolfs war auch der protestantische Fürstenbund gewissermassen aufgelöset. Zwar hatte ein solcher nie in seiner vollkommenen, in seiner kräftigen Bedeutung bestanden; allein die Großthaten Gustavs allein waren hinreichend gewesen, die protestantischen Fürsten im Falle der Noth wenigstens nicht getrennt sein zu lassen. Selbst der Churfürst von Sachsen, der doch die kaiserliche Macht nie zu einer feindlichen, wenigstens nicht gerne haben mochte, hatte sich dem grossen Könige angeschlossen, und jezt war dieser nicht mehr, den Arnheim banden manche Verhältnisse an die Interessen des Wallenstein, und dieser Arnheim hatte allen Einfluß auf das wandelbare Gemüth seines Herrn; wer mochte hier entscheiden, ob die Protestanten jezt noch der stets wachsenden Macht des Friedländers widerstehen konnten oder nicht. König Gustav hatte keinen männlichen Erben hinterlassen; durch den beständigen minder vortheilhaften Zustand seiner Finanzen war das kleine Schweden beinahe erschöpft, wenn es auch nicht die Lasten des ganzen Krieges tragen durfte; der König war tod, ihm hatte man gerne geopfert; aber wem sollte man jezt mehr opfern! Welches politische Interesse konnte Schweden, da die minderjährige Tochter Gustavs den erledigten Thron be=

stieg, welches Interesse konnte bei solchen Verhältnissen das kleine Land an einem grossen Kriege haben, den die zunächst betheiligte Parthei der teutschen Protestanten selbst fortsezen und enden konnte, wenn Einigkeit ihre Schritte beseelt haben würde. Wie ein Donnerschlag hatte die Nachricht von dem schmählichen Tode des allgeliebten Königs auf die Herzen aller Schweden gewirkt. Einen solchen König für undankbare Interessen Anderer so verloren zu haben, war eine fürchterliche Empfindung für den Regentschaftssenat, welchen der König zur Regirung seines Vaterlandes gebildet hatte. Und einen solchen Preis wollte der stolze Gothe nicht umsonst verloren haben. Die lezten Kräfte des Landes mußten aufgeboten werden, um das heilige Opfer des Vaterlandes durch einen ehrenvollen Frieden zu rächen.

So beschloß es der ehrwürdige Senat hoher Schweden. Schnell wurde die sechsjährige Christina in Stockholm gekrönt und dadurch schon vorläufig den eben so schnell erhobenen Ansprüchen des Polenkönigs Ladislaus auf die schwedische Krone begegnet. Schleunig knüpfte der Senat erneute Bündnisse mit Dänemark und Rußland, was um so leichter war, als beide den auch von ihnen eifersüchtig gefürchteten Gegenstand entfernt wußten. Eben so schickten England, Frankreich und Holland Gesandte an die vormundschaftliche Regirung in Schweden, um derselben ihre fortdauernde Freundschaft zu verkünden, kurz die politischen Winke nach Innen und Aussen versicherten den ehrwürdigen Senat, es sei nicht gar weit gefehlt, wenn der einmal begonnene Krieg auch fortgesezt werde. Nun war nur noch die Frage: wer soll an des Königs Stelle als der Würdigste treten? Herzog Bernhard war ein Teutscher und zwar wohl ein trefflicher Soldat, aber in den Administrativgeschäften war er nicht bewandert, ihm fehlte die eigentliche Seele eines Kriegers, der politische Scharfblick, welcher in günstigen Augenblicken die Waffen den Unterhandlungen nicht vorzieht. Eben so unfähig, das Ganze auf tüchtige und umfassende Art zu leiten, war Gustav Horn. Und doch mußte man einen Mann an die Spize der schwedischen Interessen in Teutschland stellen und die-

ser Eine sollte den König ganz vertreten, die grosse Lücke gänzlich ausfüllen. Er mußte Feldherr und Staatsmann zugleich sein und Beides einer Liga und einem Wallenstein gegenüber, deren Kräfte im Nothfalle unermeßlich waren. Man durfte nicht lange nach einem solchen Manne suchen. Derselbe war der königliche Freund, Staatsmann und Feldherr, dann bisheriger Staatskanzler von Schweden, Oxenstierna. Muthig hatte dieser bisher alle Gefahren seines Königs getheilt; in ernsten Dingen, die eine schlaue Berechnung erforderten, überall mit seinem Rathe ausgeholfen, durch seine weise Besonnenheit nicht selten das zu gerechte Feuer des grossen Gustav gedämpft; er war in alle Geheimnisse des verstorbenen Monarchen eingeweiht, er kannte alle politischen Verhältnisse des teutschen Reiches und seine Beziehungen zu auswärtigen Staaten; er war durch eine vortheilhafte Kriegsschule im Besize vieler militärischer Taktik; kurz er war derjenige Mann, von dem der schwedische Senat allein noch eine Rettung seiner Interessen und der Würde des Königreiches zu hoffen sich getraute. Allein die Ernennung eines Nachfolgers für jenen König, an welchem die Protestanten ihr einziges Heil erblickt hatten und dasselbe nun mit seinem Falle beinahe ganz verloren sahen, mußte schnell erfolgen, wenn nicht die Vorschläge Wallensteins bei dem Kaiser Eingang finden sollten. Derselbe rieth nehmlich nach der Schlacht bei Lüzen, mit den nun in die Enge getriebenen Protestanten sogleich einen Frieden einzugehen. Der Kaiser verwarf freilich diesen Vorschlag; allein er hätte ihn auch annehmen können und wer verbürgte dann der protestantischen Parthei einen rühmlichen Frieden?

Tausend andere für die Sache der Schweden ungünstige Verhältnisse forderten auch ein schnelles Handeln, und das Alles wußte der durch den Tod seines königlichen Freundes bis zur Vernichtung erschütterte Staatskanzler wohl. Er wußte, daß die österreichische Parthei nun in voller Thätigkeit am sächsischen Churfürstenhofe sei, daß der Churfürst von Sachsen lieber selbst das Haupt einer protestantischen Union werden und dadurch eine dritte vom Kaiser und den Schweden unabhängige Par-

thei in Teutschland bilden möge, um nicht der Herrschaft eines schwedischen Kanzlers unterthänig sein zu müssen. Er wußte, daß der Herzog von Braunschweig den schwedischen Interessen abhold sei, daß Ulrich, eben so wie Sachsen, wohl die protestantische Religion aufrecht zu erhalten wünschte, ohne aber dabei den Befehlen eines Schweden zu gehorchen; mit einem Worte, Oxenstierna sah die gefährliche Selbstsucht der protestantischen Reichsstände recht gut und erkannte auch wohl die Folgen, welche ein solches tief gewurzeltes Uebel auf die schwedischen Interessen haben konnte. Schnelles Handeln konnte allein solche nachtheiligen Folgen vereiteln. Er reiste daher schleunig von Hof zu Hof, um sich, wo möglich, die protestantischen Fürsten zu Freunden zu machen. Die grösseren Fürsten entliessen ihn mit leeren Versprechungen, die kleineren konnten ihm nicht schaden, und zulezt hatte seine Reise bei Weitem nicht den Erfolg, welchen er von ihr gehofft hatte.

Endlich brachte er eine Versammlung von vornehmen Herren, Fürsten, Grafen und Doktoren in Heilbronn zu Stande. In dieser Versammlung führte der Kanzler, dem nun schon die provisorisch behauptete Macht vom schwedischen Senate definitiv übertragen worden war, den Vorsiz und bei allen Verhandlungen das erste Wort. Seiner feurigen Beredsamkeit und gründlichen Einsicht in die öffentlichen Verhältnisse gelang's, die Zufriedenheit, Ergebenheit und Treue der ganzen Versammlung, bei welcher sich auch französische und englische Gesandte befanden, zu erwerben; aber daß die teutschen Fürsten sich offen gegen den Kaiser erklärten, dahin konnte er's nicht bringen. Eben so wenig wollten die Herren von Tragung der Kriegskosten wissen; aber alle wählten ihn recht gerne zum obersten Leiter der kriegerischen Angelegenheiten und bestätigten dadurch nur gewissermassen die schon getroffene Wahl der schwedischen Regirung. Zulezt wollte der patriotische Kanzler auch von einer Entschädigung sprechen, die die Teutschen nach einem vortheilhaften Frieden an die schwedische Krone reichen sollten, aber da wollte man Nichts hören. Der Teutsche wollte gerne die schwedische Hilfe und den selbstsüchtigen Zweck; aber er hörte nicht gerne

von Dankbarkeit; doch diesen Punkt glaubte Oxenstiern auch ohne die Heilbronner Versammlung zu erreichen und somit ließ er die ferneren Berathungen derselben endigen. Um aber seine Dankbarkeit oder vielmehr seine politischen Kunstgriffe an den teutschen Fürsten zu beweisen, theilte er die schon eroberten kleineren Provinzen unter dieselben aus.

Bei dieser Gelegenheit gab er dem Erben des unglücklichen Friedrich V. die Rheinpfalz, mit Ausnahme von Mannheim, zurück. Der neue Pfalzgraf hieß Christian und ist der Ahnherr unseres gegenwärtigen Königs Ludwig. Als nun Oxenstiern Schwaben, Franken, Ober= und Niederrhein für seine Interessen, wenn auch auf eine für die Teutschen nicht gar ehrenvolle Weise gewonnen hatte, begann die Fortsezung des Krieges mit erneuter Kraft; aber weit grausamer, als früher. Unser unglückliches Vaterland mußte davon noch manchen Beweis liefern. Nach der Schlacht bei Lüzen wurden die Kaiserlichen mit fürchterlicher Erbitterung ihrer Feinde aus Sachsen vertrieben, nachdem sich die Schweden mit den lüneburgischen Truppen vereinigt hatten. Die sächsische Armee aber rückte gegen Schlesien, um von dort aus den alten Plan des verstorbenen Königs, Oesterreich in seinen eigenen Landen anzugreifen, auszuführen. Herzog Bernhard und Georg von Braunschweig vertheidigen Franken und Westphalen. Gegen Bajern ziehen der Pfalzgraf Christian, also selbst ein Wittelsbacher, und der General Banner.

So bricht denn die Flamme des Krieges wieder auf allen Punkten des Reiches los. Mit einer fürchterlichen Wuth, die an's Unglaubliche gränzt, verheert Christian alles Land, wohin sein wilder Schritt führte. Gustav Adolf war fort und mit ihm auch die Mannszucht seiner Soldaten. Die Unregelmässigkeit der Soldzahlungen hatte die Verheerung aller jener Gegenden zu Folge, wohin die Schweden kamen. Das Elend war unbeschreiblich. Vom Lech bis zur Isar beinahe eine Wüste. Der Herzog Bernhard hatte Bamberg eingenommen und zog nun auch gegen die Donau hinauf, um Regensburg den Unsrigen zu entreissen. Churfürst Max hatte seine in kurzer Zeit wieder

vervollständigte Armee einem Niederländer, dem Johann von Werth anvertraut. Dieser wurde von dem Herzoge gänzlich geschlagen; Regensburg fiel in Bernhards Hände, in Schwaben wurde eine Stadt um die andere von beiden Partheien verloren und wieder gewonnen, die obere Pfalz, Straubing und Dingolfing fielen wieder in die Hände der Schweden; Raub, Mord und Brand waren an der Ordnung des Tages, die ganze Regirung ging beinahe ihrer Auflösung entgegen. Das waren entsezliche Zeiten für Max und sein Volk. Freund und Feind waren oft gleich verderblich für's Vaterland. Und bei dieser für unseren Churfürsten so nachtheiligen Lage erschien auch kein einziger Soldat vom kaiserlichen Heere, welches ganz ruhig in Böhmen lagerte, um dem ersten Bundesgenossen des Kaisers ja nicht zu helfen. Alle Befehle des Kaisers, Wallenstein möchte dem Churfürsten Max zu Hilfe ziehen, waren fruchtlos; alle Bitten des Churfürsten selbst umsonst. Gerne ließ der Friedländer Bajern von dem Feinde verheeren; denn dadurch fand seine fürchterliche Rache gegen den Churfürsten volle Sättigung. Endlich wurde der fünfzigjährige Wallenstein in Eger von Meuchelmördern umgebracht. Er soll des Hochverraths schuldig befunden worden sein. Die Geschichte kennt keine schlagenden Beweise hierüber. Der Friedländer besaß übrigens eine Macht, vor welcher sich Ferdinand II. selbst fürchten mußte, und der Charakter des Herzogs war nicht geschaffen, diese Furcht selbst bei guten Gründen zu entfernen.

Die Ermordung dieses fürchterlichen Mannes hatte daher jedenfalls politische Gründe genug; und wenn ihr auch ein eigentlich rechtlicher Anhaltspunkt fehlt, so überwiegen doch jene diesen. Wallenstein war immer ein gefährlicher Mensch für Protestanten wie für Katholiken, für seinen Kaiser wie für die Interessen und die Gesezlichkeit des teutschen Reiches. Sein Streben ging jedenfalls höher, als er selbst stand, und höher durfte er nicht stehen; daher seine Ermordung am 6ten März 1634. Nach ihm übernahm der Sohn des Kaisers, Ferdinand III., unter der Oberaufsicht des General Gallas, die Marschallswürde über das österreichische Heer, welches nun seine Operazionen

offen gegen die Feinde begann, und nicht seltene Siege über diese nach Gustav Adolf höchst undisziplinirten Haufen davontrug.

Der jezt folgende Krieg wird abscheulich. Beide Partheien kämpfen nicht eigentlich mehr um die Religion; denn in beiden Heeren gibt es protestantische und katholische Soldaten, denen wenig daran liegt, ob der Protestantismus oder Katholizismus in Teutschland den Sieg davon trage, sondern deren Streben bei gar oft mangelndem Solde nur auf Raub und Plünderung sich erstrecke. Es gibt wohl ausser den Zeiten der Völkerwanderung, des Faustrechtes und der lezten Hälfte des dreisigjährigen Krieges keine abscheulicheren Abschnitte in der Geschichte unseres Vaterlandes mehr. Wie weit man in einem langwierigen Kriege in der Grausamkeit und anderen sie begleitenden Lastern kommen könne, zeigen die rohen Haufen des folgenden Kampfes.

Das kaiserliche Heer drang also nach Wallensteins Tode in die obere Pfalz, um diese von den Schweden zu säubern. Sie wurde erobert und die eben protestantisch gewordenen Bewohner mußten wieder katholisch werden. Hierauf zog man gegen Regensburg. Auch diese Stadt wurde nach einer schweren Hungersnoth mit 4000 Belagerten übergeben. Hierauf zog Gallas gegen Nördlingen, um auch diese Stadt von den Schweden zu säubern. Da eilten jedoch der Herzog von Weimar und Gustav Horn heran, um sie zu entsezen; wurden aber am 7ten September 1634 gänzlich auf's Haupt geschlagen, und dadurch das vorläufige Uebergewicht der Katholiken in Teutschland entschieden. Mehr als zwölftausend Schweden waren auf dem Kampfplaze geblieben, und die ganze Infanterie fehlte, als man die Trümmer derselben wieder sammeln wollte. Dahin war's jezt mit dem Glauben an die Unüberwindlichkeit der Schweden und die Glieder des Heilbronnischen Bundes zitterten auf's Neue vor der Rache des Kaisers, der durch besonnene Mässigung sie alle unter seine Authorität zurück gebracht haben würde, aber zu sehr von Unversöhnlichen geleitet wurde, um den Forderungen einer versöhnlichen Politik Gehör zu geben.

Der Stellvertreter Gustav Adolfs sieht sich nach der mörderischen Schlacht bei Nördlingen unter allen protestantischen Ständen Teutschlands um schnelle Hilfe um und erhält keine. Entschuldigungen laufen von allen Seiten in sein Kabinet. Oxenstiern sieht daher endlich wieder, daß mit den teutschen Protestanten wohl viel zu reden und zu disputiren, aber wenig zu handeln sei. Ihm fehlte es an weiter Nichts, als an Allem; an Geld und daher auch an Truppen. Sachsen trennt sich durch einen Separatfrieden mit dem Kaiser von der protestantischen Parthei, der Herzog von Lüneburg führt Kriege für sein eigenes Interesse, die niedersächsischen Stände sehnen sich selbst nach Ruhe und plözlich sind alle Bewegungen der Protestanten gehemmt, die schwedische Authorität sieht sich aber beinahe ganz vernichtet. Als nun Oxenstiern von den Teutschen sich verlassen sah, nahm er seine Zuflucht zum Auslande. England mußte Parthei nehmen für die Interessen des wieder in seine Rechte eingesezten Pfalzgrafen am Rhein, Holland für die Sache der Protestanten in Teutschland, und Frankreich sah nun seine ganze Politik gegen Oesterreich durch die mörderische Schlacht bei Nördlingen zertrümmert. Richelieu konnte unmöglich gleichgültig zusehen, wie Oesterreich wieder freier athme und sein Uebergewicht in dem benachbarten Reiche mit jedem Augenblicke verstärke. Oxenstiern mochte bei wenig politischem Scharfsinne wohl wissen, woran es dem Kardinal gelegen sei. Frankreich wollte seinen Einfluß in Teutschland erweitern und somit erobern, um seine Gränze bis an den Rhein auszudehnen. Oxenstiern versäumte daher nicht, der französischen Ländersucht Genüge zu leisten; er stellte Elsaß unter französischen Schuz. Auch die oberteutschen Protestanten verliehen diesem zweideutigen Schuze alle vesten Pläze am oberen Rhein, und Frankreich sah sich plözlich zum wichtigsten Nebenbuhler der österreichischen Grösse gemacht.

Um daher das teutsche Vertrauen einigermassen zu erwiedern, sah sich Richelieu veranlaßt, mit den Spaniern in den Niederlanden den Krieg zu beginnen. Bald folgte diesem Kriege auch ein zweiter, der gegen den Kaiser nehmlich, und die Ver=

wüstungen, nach deren Ende sich Jedermann sehnen mußte, begannen auf's Neue. Der Separatfriede von Prag zwischen dem Kaiser und Chursachsen war auch eine der vorzüglichsten Ursachen. Derselbe sollte nehmlich ein allgemeiner Reichsfriede sein und er war doch ohne Zuziehung der meisten dabei betheiligten Stände abgeschlossen worden. Nicht einmal die vorzüglichste Macht, nehmlich Schweden, hatte man zur Schliessung desselben beigezogen; die Folge war, daß ihn ausser Sachsen Niemand anerkannte; sondern die protestantischen Stände lieber die Fortsezung des Krieges wünschten, als einen für sie höchst unehrenvollen Frieden.

Im Jahre 1635 wurde der Friede bekannt gemacht und der Krieg mit erneuter Kraft begonnen. Frankreich trat thätig auf schwedische Seite. Durch Unterhandlungen wurde der Krieg zwischen Schweden und Polen geendigt und dadurch den Ersteren Gelegenheit gegeben, ihre Macht in Teutschland zu erweitern und unabhängiger zu machen. Sachsen hatte sich durch den Prager Frieden mit dem Kaiser verbunden und trat somit als Feind der Schweden auf die Schaubühne des Kriegs. Banner kämpfte gegen diese Abtrünnigen mit vielem Glücke in Oberteutschland, während Augsburg von der kaiserlich-bajerischen Armee belagert und gemäß Kapitulazion am 18ten März 1635 eingenommen wurde. Der Schwede hatte schon Aas und menschliche Leichname, Hunde, Kazen, Mäuse und Ratten verzehren müssen, um nur einigermassen seinen fürchterlichen Hunger zu stillen. Ein Ersaz kam nicht, und so wurde die Stadt übergeben, zu einer Zeit, wo eine fürchterliche Pest beinahe in ganz Bajern wüthete, so daß in München allein gegen fünfzehntausend Menschen an derselben gestorben sind.

Das Unglück, durch Krieg, Hunger, Theuerung und Pest veranlaßt, hatte eine solche Höhe erreicht, daß keine Feder im Stande ist, dasselbe zu beschreiben. Die Pest war von den Spaniern gebracht worden und war im September des Jahres 1634 im Vaterlande ausgebrochen und zwar mit solchem Ungestümm, daß ganze Dörfer ausstarben, durch Mangel an Menschen ganze Gegenden verödeten, in den Städten aber der

Jammer herzzerreissend wurde. Die nothwendige Sperrung der Häuser hinderte alle Kommunikazion, und als man sie öffnete, suchten unglückliche Waisen ihre Eltern oder diese ihre Kinder. Oft ging ein Familienvater aus und kam nicht wieder; denn unterwegs hatte ihn die fürchterliche Seuche ereilt. Alles gesellschaftliche Leben war ertödtet, und wenn in der Nacht der mit Filz beschlagene Leichenwagen auf der Strasse fuhr, um seine Beute der jedesmal für anderthalb hundert Menschen geöffneten Grube zu übergeben, zufällig aber Jemand das Fenster öffnete und den Wagen sah, fiel er um und war nicht mehr.

Endlich im Jahre 1635, als der Krieg mit erneuter Kraft beginnen sollte, hörte diese fürchterliche Seuche auf, die in Bajern allein gegen eine halbe Million Menschen weggerafft hatte; und als man hinaus blickte auf das flache Land, sah man nichts, als grausenvolles Elend und Entsezen. Alle Bande der Moralität waren gelöset, Raub, Mord und Brand überall; wilde Thiere der Menge nach, und all dieses Unglück wäre nicht gekommen, wenn Max in dem traurigsten Kriege neutral geblieben wäre. Auch er hatte einen grossen Verlust erlitten. Seine Gemalin Elisabeth hatte die Pest dahin gerafft; doch tröstete er sich bald in den Armen einer zweiten Gemalin, der österreichischen Prinzessin Maria Anna, seiner Schwester und Ferdinand II. Tochter, die ihm 1636 einen Churerben in Ferdinand Maria gebar. Dafür vermehrte der fromme Churfürst aber auch seine Schenkungen und, als das Geld nicht mehr reichen wollte, schuf er Papiergeld, das jedoch die Privatinteressen verlezte und den ganzen finanziellen Zustand des ohnehin verarmten Landes noch ruinirt hätte, wenn es nicht bald ganz aufgehört haben würde. Wohl gab sich der durch so vieles Unglück mürbe gemachte Landesvater viele Mühe, manche Wunde, die das allseitige Elend geschlagen hatte, wieder zu heilen; allein des Bösen war zu viel geschehen, um auf seinen Trümmern das Gute sogleich wieder errichten zu können.

Bajern erholte sich nach hundert Jahren erst von den verderblichen Wirkungen des dreisigjährigen Krieges. Man war desselben, besonders im bajerischen Hochlande so müde, daß

selbst die Bauern insurgirten, sich bewaffneten und weder Freund noch Feind in ihre Gegend lassen wollten. Nach vieler Mühe brachte sie der churfürstliche Rath Sedelmair erst zum Gehorsam wieder zurück. In Augsburg hatte zur Zeit der Kapitulazion das Elend aber die fürchterlichste Höhe erreicht. Dreissigtausend Menschen waren dort zu Grunde gegangen. Ganz Südteutschland war gewissermassen mit Ausnahme der Städte ein verheertes und ödes Land. Nun kamen noch die Franzosen. Die Reichsvestung Philippsburg war von einigen protestantischen Reichsständen unter französischen Schuz gestellt worden. Das war noch keine Kriegserklärung der Franzosen gegen Oesterreich, als sie diese Vestung besezten. Aber auch diese kam bald.

Am 14ten Jäner 1635 überrumpelten die Oesterreicher diesen Ort und damit war der Krieg erklärt. Richelieu durfte sich jezt nicht mehr vor der jesuitischen Parthei so sehr fürchten, da der Kampf um religiöse Interessen lauer geworden war und man sich eigentlich nur um grössere Besizthümer stritt. Der Gouverneur von Luxemburg hatte eben so für Oesterreich Trier eingenommen, dessen Churfürst mit Frankreich einen Neutralitätsvertrag abgeschlossen hatte, den Churfürsten gefangen und nach Wien geschickt. Dagegen schlugen die Franzosen die Spanier und der schwedische General Banner die Sachsen beinahe auf allen Punkten, eben so die Kaiserlichen, wo sie ihm nahten, um die tiefe Scharte, die ihm die Nördlinger Schlacht beigebracht hatte, auszufüllen. Hessen wurde wieder erobert und die protestantisch-schwedische Macht schien das alte Uebergewicht allmählig wieder zu erringen. Auch der Herzog Bernhard errang sich gegen die Kaiserlichen Vortheile am Rhein. Aber die Fortschritte der kaiserlich-bajerischen Waffen im Jahre 1636 hoben so manchen früheren Vortheil der Feinde auch wieder auf.

Auch Frankreich erfuhr in seinen innersten Provinzen die Wirkungen des verderblichen Krieges. Bis vor die Mauern von Paris drang der bajerische General Johann von Werth. Da starb am 15ten Februar 1637 der Kaiser Ferdinand. Derselbe hatte sein Gelübde nicht gelöset, und nun war die Frage, ob sein Sohn und Nachfolger, Ferdinand III., es lösen würde.

Jedenfalls hatten von diesem die Protestanten weniger zu fürchten; denn er lieh sein Ohr mehr eigenen als fremden Berathungen und Rathschlägen. Der Krieg wurde jedoch fortgesezt. Auch Max bot seine lezten Kräfte auf. Aber Banner schlug die Oesterreicher wiederholt in Sachsen und fiel verheerend in Böhmen ein. Auch Herzog Bernhard schlug die vereinigten Oesterreicher und Bajern am Rhein. Johann von Wörth wurde gefangen und von dem Sieger viele vesten Pläze erobert. Siebentausend Bajern fielen am 4ten Oktober 1637 bei Wittenweier, und Bernhard eroberte die Vestung Breisach. Der Sieger starb am 8ten Juli 1639. Sein Heer wurde in französischen Sold genommen und vom Marschall Guebriant, dann vom Herzog von Longueville befehligt. Banner wurde durch den Erzherzog Leopold und den Grafen Piccolomini aus Böhmen vertrieben und entging durch die Langsamkeit der Oesterreicher einer sicheren Vernichtung bei Cham, nachdem er den im Jahre 1641 vom Kaiser nach Regensburg berufenen Reichstag bedroht hatte. Er starb bald darauf an den Folgen der Unmässigkeit. Sein Kommando übernahm der grosse Schüler Gustav Adolfs, Torstensohn. Derselbe fiel in Schlesien ein, schlug die Oesterreicher, drang dann nach Sachsen und schlug sie auch hier mit einem Verluste von 10,000 Todten und sechs und vierzig Kanonen. Hierauf nahm er Leipzig weg und fiel wieder in Böhmen und Mähren verwüstend ein. Die Franzosen aber wurden vom bajerischen General Mercy bei Tuttlingen, am 24ten November 1643, gänzlich auf's Haupt geschlagen. Siebentausend Franzosen waren in jener Schlacht allein gefangen worden. Auf der einen Seite siegten die Bajern, auf der anderen wurden sie oder die Kaiserlichen besiegt. Keine Macht konnte einen vollkommenen Triumpf feiern und der Friede war immer noch ferne.

Endlich schien die Schaale selbst eines zweideutigen Glückes für die Schweden ungenießbar zu werden. Der alte Nebenbuhler erhob sich, Christian von Dänemark. Aber kaum hatte dieser im Vertrauen auf schwedische Ohnmacht und gereizt durch kaiserliche Zuversicht die Feindseligkeiten gegen sein Nachbarreich begonnen, als der tapfere Torstensohn seinem Va-

terlande zu Hilfe eilte, Schleswig, Holstein und Jütland eroberte, Gustav Horn aber in's Herz des dänischen Reiches drang, und dort einen Sieg um den anderen erfocht. Gallas kam zwar den Dänen zu Hilfe, wurde aber nach vielem Verluste von Torstensohn zurück gejagt, nach Böhmen getrieben und bei Jankowiz, am 24ten Februar 1645, gänzlich geschlagen. Darauf wurde zwischen Schweden und Dänemark im August desselben Jahres Friede geschlossen. Torstensohn drang hierauf immer tiefer in Oesterreich vor, mußte aber wegen Kränklichkeit sein Kommando in die Hände des General's Wrangel niederlegen.

Die Franzosen siegten während dieser Zeit über die Bajern bei Freiburg im Breisgau; aber Türenne, ihr Anführer, wurde von jenen bei Herbsthausen wieder besiegt. Da vereinigte sich jedoch dieser Feldherr bei Giessen mit den Schweden unter Wrangel im August 1646 und nun ging der vereinigte schwedisch-französische Zug zum fünftenmal über die zertretenen Fluren unseres Vaterlandes, wo wenig mehr zu holen war. Donauwörth wurde von den Feinden erobert, Rain vertheidigte sich bis zu einer ehrenvollen Kapitulazion; die ganze Gegend von Ingolstadt bis Freising wurde verheert, nur München und Ingolstadt entgingen der feindlichen Wuth; aber beinahe das ganze Land zwischen beiden Städten wurde verheert. Endlich meinte Maximilian, da der fürchterliche Krieg nicht mehr um das Interesse der Religion geführt wurde, sein Vaterland habe genug gelitten. Er unterhandelte deshalb mit Wrangel und Türenne wegen eines Waffenstillstandes. Derselbe wurde am 14ten März 1647 in Ulm abgeschlossen, obgleich der Kaiser, der sich lieber von Bajern helfen ließ, als er sich selbst half, diesen Waffenstillstand verwarf und den bajerischen General von Werth überreden ließ, mit seiner Armee auf österreichische Seite zu treten. Von Werth war treulos genug, die Fahnen seines Herrn zu verlassen. Allein auch Max war nicht so gar innig von der Nüzlichkeit eines Waffenstillstandes, mit den Schweden wenigstens, durchdrungen. Bald entzweiten sich Wrangel und Türenne. Bajern kündete dem Ersteren seinen Waffenstillstand auf, und schloß sich aber inniger an Frankreich an.

So weit hatte es französische Politik schon gebracht. Ein bajerisches Heer zog unter dem Grafen von Gronsfeld gegen die Schweden nach Böhmen. Die Schweden wurden dort vertrieben und ihre Angelegenheiten schienen sich wieder schlimm zu gestalten. Da schloß aber Türenne, als er merkte, daß die Macht des Kaisers sich kräftigen wolle, wieder ein Freundschaftsbündniß mit Wrangel, und nun nahte das schreckliche Ende des dreisigjährigen Krieges, am Schrecklichsten für unser Vaterland. Wrangel fühlte sich durch die Aufkündung des Ulmer Waffenstillstandes von Seite Bajerns auf's Tiefste beleidigt. Jezt nahm er Rache. Freising, Landshut, Haag, Erding, Neumarkt, Pfarrkirchen, kurz ganz Oberbajern und der grössere Theil von Niederbajern mußten die ganze Schwere der Schandthaten schwedisch-teutscher Soldaten fühlen.

Bald konnte man die alte Bojerwüste wieder finden; denn vom Lech bis zum Inn war die Verheerung bis auf den höchsten Grad gestiegen, Jammer und Elend bis zur äussersten Verzweiflung, und der Fluch begleitete den General Wrangel allenthalben, wohin er kam, bis die allseitig einbrechende Noth, dann eine durch ein österreichisch-bajerisches Heer erlittene Niederlage bei Dachau ihn wieder zum Abzug nöthigte. Bajern war verheert, sein Wohlstand für ein ganzes Jahrhundert fast vernichtet, seine Sitten durch die Abscheulichkeiten des langwierigen Krieges verderbt. Freund und Feind hatten wie blutdürstige Ungeheuer alle Rechtsverhältnisse verachtet, denn auch das österreichisch-bajerische Heer hatte sich nicht gescheut, die tausend blutenden Wunden unseres Vaterlandes noch tiefer zu graben, und Churfürst Max mochte Thränen der Verzweiflung weinen, als er gerechter Weise nur sich und seinen üblen Rathgebern, die von der vernünftigen Politik Nichts wußten, sondern nur ihr eigenes rachgieriges Interesse im Auge hatten, die meiste Schuld solcher fürchterlichen Unfälle beimessen mußte.

Kein Land hat im ganzen dreisigjährigen Kriege mehr gelitten, als Bajern; keines war von Freund und Feind weniger geschont worden, als unser Vaterland. Ueber daßelbe spie der fürchterlichste Kampf alle seine Verderben aus, und wir dürfen

es beinahe ein Wunder nennen, daß dieses unglückliche Bajern nicht ganz aus der Karte der teutschen Staaten verwischt worden ist. Nur die beinahe übermenschlichen Anstrengungen unseres Churfürsten konnten ein Gebäude retten, das er in der That nur aus eigener Schuld dem Untergange so nahe gebracht hatte. So traurig stand es um unser Vaterland, als im Jahre 1648 nach einer schon länger als drei Jahre dauernden Berathung, die Gesandten der kriegführenden Mächte den Frieden abgeschlossen, einen Frieden, der leider unserem unglücklichen Max nur zu viele bittere Lehren gab. Wie kühn waren für die Interessen seiner Landesreligion, die ihm mit Recht als eine Zierde seines Hauses und seines Landes galt, wie kühn waren nicht seine Hoffnungen für deren vestere Begründung den Protestanten gegenüber, als er unter den Auspizien seines Tilly die Schlacht am weissen Berge gewann; wie grausam wurden aber diese Hoffnungen während des Krieges und nach demselben durch den westphälischen Frieden getäuscht! Ernste Erfahrungen hatte Max eine lange Reihe von Jahren hindurch gemacht, und die väterlichen Ermahnungen (monita paterna), welche er seinem Sohne hinterließ, waren traurige Resultate davon. Zwar ist er Churfürst geworden und Herr der oberen Pfalz, aber der Preis war gering für das Blut und Verderben seiner Hunderttausende. Der Friede von Münster bestätigt leider diesen Saz.

§. 260.

Der westphälische Friede.

Schon seit Mitte des Jahres 1645 sassen die Bevollmächtigten der Krieg führenden Partheien in Münster beisammen, um den Frieden zu schliessen. Während sie ihre stürmischen Berathungen hielten, wurde der Krieg selbst fortgeführt, und ein Theil überbot den anderen an Tapferkeit, Ausharrung, Taktik und Grausamkeit, um an der Spize der den Krieg beendenden Mächte zu stehen. Endlich, als ganz Teutschland in der Fortsezung des fürchterlichen Kampfes ermüdete, als unser Vater-

land zum Lande der Räuber und Mörder geworden war, als in weiter Runde alle Quellen des Wohlstandes versiegten, und Wenige mehr an die religiösen Interessen dachten, welcher wegen man den Krieg begonnen und lange fortgeführt hatte; da wurde der Friede von Münster, auch der westphälische genannt, abgeschlossen und unser Churfürst, der das Blut und Vermögen seines Volkes unter Allen am Meisten geopfert hatte, gewann dabei nichts, als das Resultat der alten Lehre: Undank ist der Welt Lohn. Seine hohe Absicht, die katholische Religion zur Reichsreligion gemacht zu sehen, wurde nicht erreicht; und die Verheerung seiner Länder kostete ihm Thränen einer herben Reue. Wohl hatte er mit Waffengewalt die Religion seiner Väter für sein Bajern gerettet; allein das hätte er ohne Krieg, wenn er nur neutral geblieben wäre, thun können. Wohl hat der sonst so verehrungswürdige Max die grosse Lehre der Geschichte mißverstanden, die Lehre, daß derjenige nie zu siegen vermag, welcher dem Strome der Zeit Schranken sezen will. Mag man diesem Strome Dämme entgegen bauen oder in seiner Wuth zügellos fortwogen lassen: Beides ist gefehlt. Der weise Staatsmann bevestigt des Stromes Ufer, er greift weder krampfhaft nach dem Alten, noch hascht er mit unsicherer Hand nach dem Neuen; das Vernünftige liegt immer in der Mitte.

Dreisig Jahre eines Kampfes, wie ihn die Menschheit nie gesehen hat, waren vorüber und am Ende sahen eben jene Partheien, welche ihn erregt hatten, ihre glühendsten Wünsche nicht erfüllt. Böhmen und Bajern waren verheert, Nordteutschland in vielen Gegenden verwüstet, Magdeburg verbrannt, Schweden hatte seinen größten König, Teutschland seinen redlichsten Freund verloren, der grosse Wallenstein hatte seine Dienste mit dem Tode büssen müssen, eine scheußliche Pest hatte Hunderttausende gemordet, die Verzweiflung Millionen ergriffen und die heilige Religion war endlich zur Rechtfertigerin raubender Heere, zulezt sogar zur Vergessenheit herabgesunken; da machte man Friede.

Welch trauriger Friede mußte der gewesen sein, der Millionen nichts weiter schenkte, als ein elendes Leben, der die

Länder mit Gesindel aller Art überschwemmte und erst recht erkennen ließ, wie unglücklich ein Religionskrieg die Völker in moralischer und physischer Beziehung macht! Unter den den Frieden vermittelnden Gesandten befanden sich die Mandatare der teutschen Reichsstände, österreichischer Seite der Graf von Nassau und Volkmar; die französischen Interessen vertrat Heinrich von Orleans, der Herzog von Longueville, der Graf Servien de la Roche; die schwedischen der Graf und Staatskanzler Oxenstierna. Am 24ten Oktober 1648 wurde der von allen Gesandten abgeschlossene und von ihren Sendern ratifizirte Friede feierlichst in München proklamirt, und die bajerische Nazion athmete freier. Die wesentlichen Bedingungen dieses für die teutsche und daher auch bajerische Geschichte höchst wichtigen Friedens waren folgende.

1) In religiöser Beziehung. Oesterreich und die Liga, an deren Spize aber Max I., hatten den Krieg geführt, um den Protestantismus zu vertilgen, die katholische Religion aber zur Reichsreligion zu machen. Beides wurde im Frieden von Münster nicht erreicht. Derselbe bestimmte die ausdrückliche Bestätigung des Augsburger und Passauer Religionsfriedens mit folgenden Beisäzen. In Zukunft sollen nicht allein Katholiken und Protestanten völlig freie Religionsübung haben; sondern es sollen auch mit diesen Konfessionen die Reformirten oder Kalvinisten eine gleiche Religionsfreiheit geniessen; diese Freiheit soll selbst dann fort bestehen, wenn auch der Landesherr von einer Religion zu einer anderen übertritt, also völlig unabhängig von der Religion des Landesfürsten. Alle bis zum Jahre 1624 von den Protestanten eingezogenen Kirchengüter sollen ihnen verbleiben und das genannte Jahr soll also Normaljahr für die rechtlichen Verhältnisse der Protestanten zu dem occupirten Eigenthum der Katholiken sein. Wer also bis zum Jahre 1624 Protestant schon gewesen sei, solle es auch forthin ohne Widerspruch bleiben. Wer es jedoch nach dem Normaljahre geworden, diesen könne und dürfe sein Landesherr nach Gutdünken im Lande lassen oder nicht, oder ihm die Ausübung seiner Religion verweigern. Jeder Landesfürst soll ferner das

Oberaufsichtsrecht über seine Landesreligion haben und alle Konfessionen ohne Unterschied gleiche staatsbürgerliche Rechte geniessen, und bei Verhandlungen, in denen sich verschiedene Bekenner nicht vereinigen können, sollen Vergleichsversuche angestellt werden; ferner soll keine Protestazion des Papstes gegen diese Friedensschlüsse in religiöser Beziehung berücksichtigt werden.

Max I. hatte also für seine Zwecke am Ende des Kampfes Nichts gewonnen; wohl aber nach den Grundsäzen über die Fixirung einer anderen Confession nach dem Normaljahre verloren; denn er mußte manche Familie protestantisch bleiben lassen.

2) In politischer Beziehung. Es würde eine völlige und allgemeine Vergessenheit oder Amnestie bewilligt; daher Alles auf den Zustand vor dem Kriege gestellt. Folglich soll die teutsche Reichsverfassung bleiben, wie sie vor dem Kriege war. Nur wurden nähere Bestimmungen beigesezt. Die konfiszirten Güter der in schwedische oder französische Dienste getretenen Auswanderer aus Oesterreich sollen konfiszirt bleiben; die Reichsstände sollen ohne Unterschied der Konfession wieder in ihre alten Rechtsverhältnisse eintreten, sie sollen jeder in seinem Gebiete souverän sein und alle daraus folgenden Rechte nur nicht zum Nachtheile des Kaisers und des Reiches üben. Reichsstädte, Reichspfandschaften und Reichsdörfer sollen in ihren ehemaligen Rechtsverhältnissen anerkannt sein und bleiben, die Reichsstädte aber sogar gleiches Stimmrecht mit den Reichsfürsten haben. Der Kaiser soll über allgemeine und wichtige Reichsangelegenheiten nie einseitig verfügen können, sondern er muß in diesem Betreff einen Reichstag berufen, wo jeder der versammelten Stände das volle Stimmrecht besizen und üben darf. Nächstens soll ein Reichstag berufen werden, um über alle in dem Friedensinstrumente nicht enthaltenen Bestimmungen permanent zu entscheiden. Das Reichskammergericht soll aus Katholiken und Protestanten in gleicher Anzahl bestehen. Der Reichshofrath soll unter achtzehn Mitgliedern wenigstens sechs protestantische Räthe haben. Die Schweiz und die Niederlande werden als von Teutschland unabhängige Staaten anerkannt. Die Entschädigungen sollen auf folgende Art erfolgen. Schweden erhält

Kriegskostenentschädigung fünf Millionen Reichsthaler und in rechtlichen Angelegenheiten des teutschen Reiches eine schiedsrichterliche Stimme auf den Reichstagen, ob das Reichskammergericht oder der Reichshofrath für die Entscheidung irgend einer anhängigen Sache kompetent sei oder nicht. Es erhält ferner zur Entschädigung ganz Vorderpommern und dazu die bevestigte Stadt Stettin, die Inseln Rügen und Wollin, das frische Haff mit Einschluß von Prenemünde und Divenow, Wismar und die säkularisirten Bisthümer Bremen und Verden als weltliche Herzogthümer, endlich drei Stimmen auf den Reichstagen. Frankreich erhält den Sundgau und Ober- und Niederelsaß sammt dem Landvogteirechte über die in diesen Provinzen gelegenen zehn Reichsstädte, dann das Besazungsrecht in der Reichsfeste Philippsburg, die Stadt Breisach, das Souveränitätsrecht über die Bisthümer Toul, Verdün und Mez und über die Stadt Piguerol im Piemontesischen. Dagegen gibt es Breisgau, Ortenau und die Grafschaft Hauenstein an Oesterreich zurück. Der Churfürst von Brandenburg erhält zur Entschädigung für das an die Schweden abgetretene Vorderpommern das säkularisirte Erzbisthum Magdeburg als weltliches Herzogthum, dann als Kriegsentschädigung die Bisthümer Minden, Halberstadt und Camin unter dem Titel weltlicher Herzogthümer, nebst vier Stimmen auf den Reichstagen. Die Herzoge von Mecklenburg erhalten zur Entschädigung für die Stadt Wismar die säkularisirten Bisthümer Razeburg und Schwerin als weltliche Fürstenthümer, dann die Johanniter Commenden Mirow und Nemirow, endlich zwei Stimmen auf den Reichstagen. Braunschweig-Lüneburg wird mit den Klöstern Walkenried und Gröningen entschädigt, zugleich erhält es die wechselnde Sukzessionsfolge im Bisthume Osnabrück mit Hannover und bei dessen Abgange mit Wolfenbüttel gemeinschaftlich. Hessenkassel empfängt eine baare Kriegsentschädigung von sechsmalhunderttausend Reichsthalern, einen Theil der Grafschaft Schaumburg und das säkularisirte Kloster Hersfeld, dann eine Stimme auf den Reichstagen. Der bisherige vom Grafen Oxenstiern eingesezte Pfalzgraf Karl Ludwig, Sohn Friedrichs V., behält die Rheinpfalz,

bekommt aber dazu noch eine achte Churwürde und das neugeschaffene Erzschazmeisteramt, ist also Churfürst der Pfalz. Bajern erhält Nichts, als, was es schon hat, die Oberpfalz und die Churwürde; im Gegentheil verzichtet es auf die ihm von Oesterreich schuldigen dreizehn Millionen Kriegsentschädigung und auf das ihm verpfändete Oberösterreich. Ferner soll nach dem Aussterben der Ludwigischen (spezieller, Wilhelminischen) Linie die Oberpfalz und die Churfürstenwürde wieder an die Rheinpfalz oder die Rudolfische Linie zurückfallen und damit die Chur von Bajern mit allen Annexen erlöschen. Sachsen erhält ebenfalls Nichts, nur behält es die querfurtischen Aemter, die es schon besizt. Restituirt werden der Herzog von Würtemberg, der Markgraf von Baden-Durlach, die Fürsten und Grafen von Nassau, Salm, Isenburg, Oettingen und andere noch kleinere Herren.

Das ist also der westphälische Friede, für den der Kaiser seine Bundesgenossen geopfert hat, für den in Bajern viele Tausende — wer möchte die Unglücklichen zählen; — ihren Wohlstand und ihr Leben hingaben, um welchen aber Max I. seine Finanzen ruinirte und seine Unterthanen namenlos unglücklich machte. Wenn wir nun im Hinblicke auf diesen Frieden und auf den ihm vorausgegangenen Krieg behaupteten, Max I. hätte manches grausame Schicksal von den so glücklichen Fluren seines Vaterlandes abwenden können, manche Thräne wäre nicht geflossen, wenn er eine andere Politik befolgt haben würde; allein um den Preis der Erhaltung seiner Landesreligion war ihm auch die Thräne aller Bajern nicht zu theuer: so haben wir gewiß nicht zu viel gesagt. Jene Ermahnung, sein Sohn möchte vorsichtig in der Auswahl seiner Räthe sein, war aber auch nicht ohne bittere Erfahrung ihm aus dem Herzen geschrieben. Max bei seinem grossen Scharfblicke in politischen Dingen scheint dennoch manchen unvorsichtigen Rathgeber an der Seite gehabt zu haben, sonst hätte er Bajern gewiß nicht zur Wüste machen und die Seinigen auf's Grausamste morden lassen. Nicht ganz mit Unrecht ist die Geschichte auf die Jesuiten erbittert; denn auch sie haben direkten und indirekten Ein-

fluß auf die politischen Grundsäze unseres Churfürsten gehabt, und gewiß tragen auch sie einen grossen Theil der fürchterlichen Schuld an des Vaterlandes Verheerung. Fanatismus hat noch nie etwas Gutes in die Welt gebracht, wohl aber aus der Welt mit fortgenommen. Wir unterscheiden die Religion recht wohl von denen, die sie üben. Sie, die erhabene Versöhnerin der Menschen hat Nichts mit der eisernen Intoleranz mancher ihrer Priester zu thun, eben so wenig, als man diejenige Politik eine glückliche nennen kann, welche sich auf Dogmen gründet und bei einer mißverstandenen Konsequenz die Völker unglücklich macht.

Wir haben im dreisigjährigen Kriege Gelegenheit gehabt, zwei grosse Männer kennen zu lernen, von denen Jeder die katholische Religion als Religion seines Staates verehrte und für sein ganzes Volk behauptet wissen wollte: Max I., Churfürst von Bajern, und Cardinal Richelieu, erster Minister von Frankreich. Beide waren katholisch; der Erste aus Grundsäzen, der Andere aus Grundsäzen und Pflicht. Beiden lag daran, ihre Religion nicht von einer neuen verdrängen zu lassen; aber wie verschieden haben Beide ihre Zwecke erreicht. Frankreich wurde durch den dreisigjährigen Krieg groß, Bajern wurde ein verheertes, ein nach der damaligen Kriegssprache verderbtes Land. Bajern hätte aber ebenfalls groß werden können, wenn Max I. gewußt hätte, daß man in der für ein Volk zum Beßten wirkenden Politik die eiserne Charaktervestigkeit des Privatmannes von der Schlauheit in Benüzung der Zeitumstände trennen müsse. Es war doch leicht möglich, neutral zu bleiben, und Max I. blieb es dennoch nicht. Er sah mit klaren Blicken die Undankbarkeit seines ersten Verbündeten und dennoch blieb er auf seiner Seite. Max wußte, oder konnte es wenigstens wissen, daß Oesterreich ihn nur benüzen wollte ohne seine Macht dabei auf's Spiel zu sezen, Max wurde auf empörende Weise von Wallenstein beleidigt, und dennoch nahm er die ihm vom Kardinal Richelieu angebotene Neutralität nicht an; sondern zog lieber alle die traurigen Folgen dieser Verweigerung über sein Vaterland, das ihn so sehr liebte und zulezt Alles gab,

was es hatte, nur, um einen ideellen Zweck zu erreichen, der auf die eklatanteste Weise schon unerreichbar geworden war, als Gustav Adolf vor den Mauern der jungfräulichen Veste Ingolstadt stand. Der grosse politische Fehler im dreisigjährigen Kriege kann für Bajern nimmer gut gemacht werden.

§. 261.

Politische Ereignisse Bajerns nach dem dreisigjährigen Kriege bis zum Tode Max I.

Der westphälische Friede war geschlossen, die dem Vaterlande geschlagenen Wunden nicht. Maximilian war alt, hatte tausend unangenehme Erfahrungen gemacht und für ihn war's zu spät, das Unglück seines Volkes wieder gut zu machen. Ein ganzes Jahrhundert reichte kaum hin, das immer frische Andenken des Schwedenkrieges einmal veraltern zu lassen; so schmerzlich stand dasselbe in den Herzen aller Bajern. Nachdem die Heere ihren Zweck verloren hatten, lösten sie sich in einzelne Haufen auf und aus Mangel an Verdienst durchraubten sie die teutschen Länder, bis der Friedensexekuzionsrezeß vom 16ten Juni 1650 auch den Wirkungen dieses Gesindels Schranken sezte, jedoch dasselbe zu vertilgen nie im Stande war. Max bot auch sein Möglichstes gegen dasselbe auf; allein auch ihm war vom Schicksale nicht mehr vergönnt, wenigstens nur die nächsten Folgen des langwierigen Krieges für's Vaterland abgewendet zu sehen. Er that, was ihm möglich war. Endlich starb er auf einem Besuche in Ingolstadt am 27ten September 1651 im 79sten Lebens- und im 53sten Regirungsjahre. Sein Andenken hat die Geschichte als das eines biederen Fürsten für Bajern verewigt. Er starb gerne, da er wußte, daß die Religion seiner Väter auch die seines Volkes geblieben war. In der Jesuitenkirche zu München liegt Max I. begraben. Jeder, der seinen Sarg besucht, wird auch seine Grösse nicht vergessen und ihm als ein Bajer, der seine Wittelsbacher wir seine Landesväter ehrt, auch eine Thräne frommen Andenkens schenken.

§. 262.

Religion, Wissenschaft, Kunst, öffentliches und häusliches Leben, Sitten, Kultur, Handel und Gewerbe, innerer und äusserer politischer Zustand Bajerns unter der Regirung Maximilian I.

Religion ist für den fühlenden Menschen die Urquelle des Trostes, der inneren Heiligung und äusseren Ruhe. Ihr Fundament ist der Glaube, das Fundament des Glaubens aber die Ueberzeugung des inneren Menschen von dem Dasein Gottes. Unter allen Religionen steht die christliche oben an. Ihre Tröstungen reichen in die Tiefen des körperlichen wie in die Höhen des geistigen Lebens. Sie ist eine unversiegbare Quelle wahrer Weisheit und uneigennütziger Tugend. Auch in Teutschland hatte die Lehre des Erlösers tiefe Wurzeln geschlagen; auch die Bewohner unseres Vaterlandes haben sich seit uralten Zeiten zu ihr bekannt. Jede Religion theilt sich in Form und Wesen, in Schein und Wahrheit, und je nachdem das Eine oder das Andere vorzüglich Eingang in den Gemüthern eines Volkes findet, darnach richtet sich auch die moralische Höhe oder Tiefe dieses Volkes. Von seiner moralischen Befähigung hängt aber auch die geistige ab. Bajern war seit allen Zeiten der katholischen Religion zugethan. Mehr, als eine andere teutsche Nazion, hiengen besonders Ober- und Niederbajern an der römisch-katholischen Lehre. Innig verbunden war daher dieses Volk stets mit den Interessen der Hierarchie, welche besonders in Teutschland zur Bevestigung und Erweiterung ihres Ansehens mehr auf die Ausbildung der Form als des Wesens der Religion hielt. Bei solchen Bestrebungen der hierarchischen Gewalt kam es nun, daß nicht selten die Form selbst zum Wesen gemacht wurde, und troz der römisch-katholischen Lehre und ihrem eisernen Vesthalten am Zufälligen endlich sich Widersprüche mit den Anforderungen der Zeit ergaben, welche Anforderungen um so ungestümer sich wiederholten, je heftiger man sie zu beseitigen suchte. Das Resultat des ersten Kampfes war die Reformazion. Der Papst verdammte sie. Die Folge dieser Verdam-

nung war das Bestehen der neuen Lehre. In den ersten Zeiten der Reformazion hätte vielleicht eine Versöhnung zwischen Lutherthum und römischem Katholizismus statt finden können. Sie fand nicht statt. Die Folge war der dreisigjährige Krieg. Der westphälische Friede bevestigte das Bestehen der neuen Lehre, und damit war die Trennung zwischen dem Protestantismus und dem römischen Katholizismus für ewige Zeiten ausgesprochen, denn beide streben nach entgegengesezten Richtungen; der Protestantismus gründet sich auf den Verstand, der Katholizismus auf das Gefühl, der Erste fordert Forschung und Ueberzeugung, der zweite Glauben allein. Da nun der Papst sah, daß er mit Gewalt die neue Lehre zu vernichten nicht im Stande sei, suchte er auf feinere Art gegen dieselbe zu wirken. Es kamen die Jesuiten und vermehrt wurden die Mönche. Die Ersteren mußten bei den Gebildeten, diese bei den Ungebildeten ihr Schärflein beitragen und unmittelbar dem päpstlichen Hofe ergeben sein. Unterricht und Erziehung lag bald nur in den Händen der Jesuiten, sie waren die Lehrer aller freieren Wissenschaften an katholischen Universitäten und die Beichtväter der Fürsten. So konnten sie gegen alle freiere geistige Forschung ohne Unterlaß wirken. Sie thaten es, und die Folge war für unser Vaterland vorzüglich nicht immer die beste.

In Nordteutschland faßten alle Wissenschaften grössere und tiefere Wurzeln. Aber eine andere Folge drückte schwer auf die Bewohner unseres Vaterlandes, die Sittenlosigkeit. Diese hatte, während man alle Forderungen einer äusseren Religion erfüllte, eine schauderhafte Höhe erreicht. Man machte Prozessionen mit, beichtete und kommunizirte, und sank mit einer thierischen Gleichgültigkeit wieder in die alten Laster zurück. Wie weit die Sittenlosigkeit während des dreisigjährigen Krieges getrieben wurde, ist leicht zu ahnen. So war das Volk, und der Klerus stand nicht weit zurück. Man plapperte eine Menge Gebete herunter, übte Busse, fastete und genügte allen äusserlichen Religionsübungen, und ergab sich nachher neugestärkt der Unzucht, Völlerei, kurz allen Lastern, welche so oft das innere Leben der Nazionen vergiften. Der unverschämteste Aberglaube

trieb mit den geistigen Anlagen der Bajern sein Spiel. Hexen, Zauberer, Gespenster und Unholde aller Art gab's in Menge, Geistererscheinungen in allen Ecken.

Solche Dinge waren für Jesuiten und Kapuziner einträgliche Ergebnisse. Kaum war der Teufel an dem einen Orte ausgetrieben, so kam er an dem anderen wieder, und arme Seelen warteten so viele auf Erlösung, daß der ganze Klerus keine einzige Messe umsonst lesen durfte. Wie es daher um die Zivilisazion des bajerischen Volkes unter Max I. stand, ist leicht zu errathen. Die Nazion schwankte zwischen Barbarei und Aufklärung. Aber wie ein Stern in düsterer Nacht leuchtete der Churfürst als religiöses Muster Allen voran, und blieb sich vom ersten Tage seiner Regirung bis zum lezten gleich. Leider hat dieser grosse Mann in seiner Zeit so wenige Nachahmer gefunden. Wie die religiöse Bildung des Volkes; so war die wissenschaftliche, in allem freieren Wirken gehemmt und überall auf die von den Jesuiten bezeichnete Gränze beschränkt. Die Landesuniversität Ingolstadt zählte zwar viele geachtete Namen unter ihren Lehrern auf; allein anderswo gab es Gelehrte, denen die Geschichte weit mehr Lorbeeren aufzusezen sich bewogen fand. Uebrigens hemmte schon der Schwedenkrieg an und für sich den regeren geistigen Verkehr. Die Theologie lag allem Wissen zu Grunde, über die von ihr gesteckten Gränzen durfte kein anderer Fakultätszweig hinaus gehen. Wagte es hie und da ein Mann, dieselben zu überschreiten; so war gewöhnlich Verbannung sein Loos. Die Philosophie als die Grundlage aller Wissenschaften wurde nur von Jesuiten gelehrt. Ihre Zweige betrieb man handwerksmässig. Wer auf scholastische Art gut zu disputiren wußte, galt für einen vorzüglichen Kopf. Das Gedächtniß war immer am Meisten beschäftigt; der Verstand am Wenigsten. Glänzende Prüfungen, wo die Preisbewerber ganze Bücher auswendig wußten, verdeckten die Mangelhaftigkeit eines verständigen Wissens.

Die Philosophie des grossen Cartesius (Descartes), welche von den berühmtesten Männern zum Prinzipe ihrer weiteren Forschungen genommen wurde, blieb in unserem Vaterlande un-

bekannt. Sie paßte nicht in die egyptische Mysterienmacherei der Jesuiten. Von einem Kopernikanischen Weltsysteme war auf der Universität des Vaterlandes keine Rede, mußte ja der grosse Astronom Keppler in bajerischer Nähe verhungern, obgleich der weniger Eintrag thuende bajerische Mathematiker Peter Apian mit Ehrfurcht genannt wurde. Die Mathematik fundirte sich ja nicht auf die Theologie. Dennoch mußte Apian Bajern verlassen, weil er es gewagt hatte, auf Art eines tiefer schauenden Geistes, die Reformazion freimüthiger zu schildern, als es im Interesse der Jesuiten lag. Eben so wurde der Naturforscher und Botaniker Leonhard Fuchs von Wemding aus Ingolstadt verbannt, wo er Professor gewesen war, weil er der Freimüthigkeit ebenfalls zu sehr gehuldigt hatte. Weislich trennten daher Andere die Theologie von ihrem wissenschaftlichen Wirkungskreis, wie Johann Agrikola, Professor in Ingolstadt, Jakob Gretscher, Philipp Albrecht und andere weniger bedeutende Männer. Alle die Genannten zeichneten sich in Vervollkommnung der Arzneikunde und der Naturwissenschaften aus, ein Wunder, daß ihre Existenz durch die heftigste Glaubensinquisizion in Bajern nicht gefährdet worden ist. Das Geschichtsstudium gewann aber desto mehr an Umfang, obgleich man sich auch hier Mühe gab, die Freimüthigkeit des alten Aventin zu verdecken.

Zu den Zeiten des Churfürsten Max I. schrieb der Jesuit Verveaux, ein Lothringer und Beichtvater der Churfürstin, bajerische Annalen, welche unter dem Namen des Staatskanzlers Johann Adelzreiter bekannt sind, aber natürlich das Gepräge eines ängstlichen Zwanges an sich tragen. Auch der Jesuit Brunner schrieb solche Annalen, so wie der Ordensbruder Rader sogar der Verfasser einer Bavaria sancta und pia geworden ist. Als beide auf die Geschichte Kaiser Ludwigs IV. kamen, endeten sie; denn schon Aventin hatte seine Freimüthigkeit mit dem päpstlichen Verbote seines Buches büssen müssen. Max I. verewigte desto glänzender seinen Ahnherrn durch das prächtige, in der Münchner Domkirche errichtete, Denkmal; aber seine Geschichtschreiber durften es nicht ungestraft wagen, die päpst-

liche Ungerechtigkeit in der Bannbelegung des grossen Kaisers zu schildern. Die Philologie war verstümmelt. An Schulen fand man nur Auszüge von römischen Klassikern. Oft paßte ein Auszug nicht zum andern, da wurden jesuitische Arbeiten beigesezt und das Buch war ganz. Unter den Philologen des erzählten Zeitraums sind daher unbedeutende Namen zu finden, von denen keiner die Vergleichung mit dem vormals berühmten Professor Reichlin aushält. Die Rechtswissenschaft erstarb unter dem sorgfältigen Drucke der Jesuiten. Der Rechszustand war in praktischer Beziehung ohnehin von wenig sicheren Grundlagen durch die langwierigen Kriege; folglich konnte man auch seine Theorie nicht erschöpfend vortragen, da dieselbe bei den streitigen Verhältnissen zwischen Protestanten und Katholiken ohnehin auch der Theologie sich zu sehr genähert haben würde.

Unter die freimüthigen Geschichtschreiber gehören aber troz den Einsprüchen der Jesuiten Markus Welser, dann Herwart von Hohenberg und Christian Gewold, obgleich man die Inquisizion selbst auf Makulaturen ausdehnte. Alle diese Namen aber überwiegt ein einziger an gediegenem literarischen Rufe, nehmlich der Jesuit Jakob Balde aus Ensisheim. Derselbe war in der lateinischen Dichtkunst, unterstüzt durch ausgezeichnete Anlagen und umfassende Kenntnisse, so weit fortgeschritten, daß man ihn überall den teutschen Horaz nennt. Für Bajern sind seine vielen Werke ein wahrer literarischer Glanzpunkt und es ist in der That kaum zu rechtfertigen, daß dieselben nicht ein grösseres Interesse gewonnen haben als sie es wirklich in jeder Beziehung verdienen. Sie sollten ihrer hohen Wichtigkeit wegen Nazionalgut der Bajern geworden sein. Wie die Poesie aber auf der einen Seite ihre höchste Ausbildung in den Werken des unsterblichen Balde erreichte; so sank die Kunst in engerer Beziehung. München hatte jene Meister nicht mehr aufzuweisen, welche die vortreffliche Kapelle Albrecht V. geschmückt hatten. Das Geräusch des Krieges übertäubte auch hier die sanfteren Gefühle der Musik. Desto ruhmvoller aber blühte die Malerkunst empor, seit Raphael die Bahn des Großartigen erfaßt hatte. In Nürnberg erwarben Wohlgemuth und Albrecht

Dürer europäischen Ruf. Unter den bajerischen Künstlern verdienen aber auch eine ehrenvolle Erwähnung Christoph Schwarz, Peter Candido, Johann Mielich, Strada, Sadeler, Viviani, Dietlmair, Krummer, Rotenhammer, Mathias Kager, Krumpter und Loth.

Nach und nach hoben sich die Künste zur edleren Form; denn ihrer Ausbildung stand die römische Curie nicht entgegen; im Gegentheile wurden sie von ihr auf die ehrenvollste Weise befördert. Die Baukunst gewann an edlerer Gestaltung und feineren Formen. Alle Ueberladungen antiker gothischer Gebäude wurden nach und nach abgeschafft und dem Geschmacke an dorischen, jonischen oder korinthischen Formen eine Stelle angewiesen. Kurz in allen jenen Kunstzweigen, welche weder in das politische noch auch religiöse Leben des Staates eingreifen, bemerkt man von nun an eine regere Thätigkeit, die später fähig war, München zur ersten Schule teutscher Kunst zu erheben. Max I. bewies auch durch seine neue Residenz, daß er einen edlen Geschmack mit kunstsinniger Zweckmässigkeit zu verbinden wußte.

Nicht so, wie die Kunst, gewann das öffentliche Leben an edlerer Gestaltung; doch nur so lange, als die Geisel des Krieges über alle öffentlichen Rechtsverhältnisse geschwungen wurde. Die Leibeigenschaft verlor durch die rühmlichen Bemühungen Max I. allmählig ihren sonst so gewaltigen Umfang. Max suchte in dem Niedrigsten seiner Unterthanen gerne den Menschen, und wenn er auch dem bedrängten Volke, gemäß seiner hohen christlichen und patriotischen Tendenz, nicht alle nöthige Hilfe angedeihen lassen konnte; so bereitete er manches Gute für die Zukunft vor. Aemter, Ehren und Würden lagen freilich noch ausschliessend in der Hand des Adels oder reicherer Bürger. Zur Verschlimmerung der Sitten trug der Kleiderluxus sehr viel bei. Zwar wurden viele Verordnungen dagegen erlassen; allein die Menge derselben erzeugte nur zulezt Gleichgültigkeit für ihren Inhalt. In Sammet und Taffent kleidete sich der Bürger, und der Adelige wußte zulezt nicht, wie er sich schöner kleiden sollte. Gold und Silber, Edelsteine und Schmuck

überhaupt bedingte troz den schweren Kriegen das Ansehen des Mannes und der Frau; selbst Dienstboten, endlich sogar Bauern verschmähten nicht ausländische Kleiderartikel, und so wurde der Wohlstand des Volkes allmählig tiefer untergraben, mit ihm aber auch das feinere Gefühl für die moralischen Verhältnisse des Lebens. Grobe Sinnlichkeit trat nicht selten an die Stelle desselben. An geheiligten Tagen des Herrn, wo der Mensch sich mit aller Innigkeit religiösen Beschäftigungen widmen soll, wurde das Wirthshaus am Häufigsten besucht. Dort fand man Spiel und Tanz, Erschöpfung, Lüderlichkeit und Wollust. Bis in die tiefste Nacht wurde oft gezecht, nicht selten gerauft oder bacchantisch gelärmt. Mancher Herr Pfarrer hielt sich eine Bierschenke, um sein Einkommen und seine Unterhaltung zu vermehren. Das am Morgen gepredigte gute Beispiel ging somit am Abend wieder verloren. Essen und Trinken war überhaupt das beliebte Thema der Bajern, und über dasselbe wachte man lieber und vorsichtiger, als über die geregelte Erziehung der Kinder und die Erhabenheit ihrer Sitten. Schmausereien bei Kindstaufen und Begräbnissen, bei Prozessionen und Wallfahrten wurden nie vergessen. Unzucht und Hintansezung aller ehlichen Anstandsverhältnisse waren die Folge, die um so weiter sich über das Vaterland ausbreitete, je loser im dreisigjährigen Kriege der Einfluß des redlichen Max auf die Sitten seines Volkes wurde. Er allein stand, wie die Feuersäule in der Wüste, als höchstes moralisches Muster vor seinen Bajern, und dennoch haben diese den hohen Fürsten weder erreicht noch zu erreichen gesucht.

Die herumziehenden Kriegerschaaren, an und für sich schon durch ihre Unsittlichkeit vergiftet, theilten ihr Gift auch den meisten Bewohnern unseres Vaterlandes mit. Da keine Erndte oft vor Vernichtung der Barbaren sicher war; so wurde man selbst gegen seine eigenen Bedürfnisse gleichgültig, und diese Gleichgültigkeit erzeugte Armuth und Verbrechen. Das Betteln, das Zigeunerwesen, Dieberei und Mord nahmen auf fürchterliche Weise überhand. Viele Verordnungen wurden dagegen erlassen; keine fruchtete. So kam es denn, daß selbst die Kultur der

Felder unter den Händen unglücklicher Bebauer stille stand, oft sogar erstarb. Das Verbot der Getreideausfuhr, wenn es auch höchst nöthig war, erzeugte Mangel an Geld und Betrieb. Das Kipper= und Wipperwesen schändete den Werth des Geldes und erzeugte Theuerung und Armuth. Die Wiesenkultur wurde im dreisigjährigen Kriege eben so lau betrieben, wie die der Aecker; kein Wunder, denn oft bewässerte man oder düngte dieselben nur für den raubenden Feind, der aus Mangel an regelmässigem Sold sich an das Eigenthum fremder Leute halten mußte. Daher kam es auch, daß die immer so hochgerühmte bajerische Viehzucht von Tag zu Tag verschlechterte, und selbst die am Meisten getriebene Schweinszucht ihren Ruf im Auslande verlieren mußte.

Zwei Dinge jedoch gab's, deren Erträgnisse selbst der abscheulichste Krieg nicht zu entfernen vermochte, das Salz und das Eisen, jenes an der südlichen, dieses an der nördlichen Gränze des Vaterlandes. Unerschöpflich floß die Soole von Reichenhall über den inländischen und ausländischen Verkehr hin und nie standen die Eisenhammerwerke der oberen Pfalz stille, ausser damals, da die Waffen der rohen Krieger ihre Schärfe auch an dem Wohlstand jener Hammerbesizer wezten. So litt denn selbst jener Handel, von dem man bei der Nothwendigkeit seiner Produkte selbst hätte glauben sollen, daß er unvernichtbar sei. Durch jenen fürchterlichen Krieg verlor aber auch Augsburg noch die lezte Höhe von Wohlstand und durch die Entdeckung von Amerika seinen sonst so großartigen Handel nach Venedig. Alle Produkte steuerten jezt dem Westen zu, wo die Niederlande durch ihren glorreichen Kampf mit Spanien auch noch das Prinzipat des Welthandels gewannen. Bajern konnte zwar nie unter die Klasse der grossen Handel treibenden Völker gerechnet werden; allein Bajern lag zwischen Ländern, deren Produktenaustausch nothwendig und daher auch indirekt für dasselbe nüzlich war. Troz allen Vortheilen aber wog die Ausfuhr nie die Einfuhr auf und es war daher auch von dieser der Lebensthätigkeit eines Staates so nothwendigen Seite mehr Grund zur Verarmung, als zur Bereicherung des Landes

vorhanden. Max I. that aber auch in Betreff des Handels Alles, was ihm zur Emporbringung desselben nüzlich schien. Er sezte zu diesem Behufe einen eigenen Handelsrath nieder, der jedoch gemäß den Verhältnissen der Zeit auch nicht im Stande war, das Unwiederbringliche einzuholen. Doch geschah viel Gutes auch in diesem Betreff, und Max verdiente auch hier den Namen eines Volksvaters.

Daß Bajern unter der Aegide Max I. sich bedeutend vergrössert habe, wissen wir. Die obere Pfalz bildete seit 1628 de facto und seit dem Münsterer Frieden de jure einen integrirenden Bestandtheil des Vaterlandes. Dazu kamen noch mehrere Schlösser und die Grafschaft Cham. Durch eine vielleicht zu redliche Politik des Churfürsten ging aber das Land ob der Ens für Bajern verloren; dafür gab Ferdinand III. demselben die Anwartschaft auf das Herzogthum Mirandola und die Markgrafschaft Concordia in der Lombardei, eine trübe Aussicht für die vielen dem österreichischen Hause geleisteten Dienste, die nie erhellt worden ist. Durch die Churwürde aber und den westphälischen Frieden gewann Wittelsbach an Ansehen und Hoheit nach Aussen und Innen, und begründete für künftige Zeiten die unmittelbare Souveränität des vaterländischen Fürstenhauses. Anfangs wurde dieselbe freilich noch sehr mittelbar durch den Einfluß der kaiserlichen Majestät in die Territorialhoheiten der teutschen Fürsten, also auch der Wittelsbacher und dann ganz vorzüglich durch die grossen und weitberechtigten, oft mit allerlei Privilegien ausgeschmückten Lehengüter der Adeligen und Bischöfe.

Die Edelmannsfreiheit war somit ein grosses Hinderniß für die völlige Unabhängigkeit des Fürsten selbst, aber auch sie verlor nach und nach an umfassender Bedeutung, als man anfing, Lehen auch an Nichtadelige oder gar an Weiber zu verleihen. Zulezt schwanden die aus den frühesten Zeiten stammenden Ritterlehen immer mehr, und häufiger wurden die sogenannten Beutellehen, wo bei Veränderungen der Besizer oder Vasallen immer etwas Bestimmtes zur Fürstenkasse gezahlt werden mußte. Jedoch waren auch Weiberlehen sehr häufig und bildeten ein grosses Hinderniß für die Erweiterung der unab-

hängigen Fürstenmacht, denn solche Lehen konnten sehr selten auf den Landesherrn zurückfallen und somit eingezogen werden, da sie nicht allein auf männliche, sondern auch auf weibliche Nachkommen ausgedehnt waren. Die Folge der zu sehr ausgedehnten Edelmannsfreiheit, dann die minder sorgsame Beaufsichtigung der Administrativbeamten, welche mit der Eintreibung der Steuern sich befaßten, liessen manchen Druck in die Verwaltung des Staates und manche Unordnung in die Finanzen einschleichen, was jedoch Max I. auch auf gründliche Art zu beseitigen strebte. Drückend für die Erwerbsquellen der Unterthanen war auch das Monopol des Landesfürsten in Beziehung auf den Salzhandel und die Brauerei des weissen Biers, dann und ganz vorzüglich der Aufschlag auf die nothwendigsten Lebensmittel, zur Bezahlung der von den Vorgängern Max I. oft mit Ueppigkeit gemachten Schulden des Landes. Unerschwingbare Summen kostete das Heer, welches so oft neu rekrutirt werden mußte. Stehende Armeen hatte zwar im verjüngten Maaßstabe schon Heinrich, der Finkler, in seinem Sachsen errichtet. Später ging dieses Institut ein, und an die Stelle stehender Armeen trat das Aufgebot, der Heerbann. Die Wache in Städten und Märkten wurde von eigens hiezu aufgestellten Lohnwächtern, deren Besoldung der Magistrat über sich nehmen mußte, versehen. In kriegerischen Zeiten oder überhaupt bei Belagerung einer Stadt traten an die Stelle der Lohnwächter bewaffnete Bürger. Armeen wurden geworben, also nicht mehr, wie sonst, zum Kriege auf eigene Kosten gerufen.

Wir sahen, auf welche Art Tilly, Wallenstein, Gustav Adolf, und Andere ihre Heere zusammenbrachten. Es wurden gewöhnlich hiezu bevollmächtigte Offiziere in dieses oder jenes Land ausgeschickt und durch sie die Armee rekrutirt. Geld war das erste Mittel, um Truppen zu bekommen. Den Geworbenen war es dann gleich, ob sie diesem oder jenem Herrn dienten, daher liefen die Schweden oft zu den Bajern, diese zu den Schweden. Die kaiserlichen Armeen bestanden meistens aus landflüchtigem Gesindel, das nur durch eiserne Mannszucht einigermassen in Ordnung erhalten werden konnte. Anders war's bei den

Schweden zur Zeit, als die allbelebende Vorsicht und der sittliche Ernst des grossen Königs über seine Armeen wachte. Dieser ließ viele seiner Soldaten heirathen und die Kinder derselben wurden mehr, als gewöhnlich Geworbene, gleichsam schon von Geburt an zum Kriegshandwerke erzogen. Allein Gustav Adolf starb frühzeitig und die Heere seiner Nachfolger waren aus gleich verschiedenen Elementen zusammengesezt, wie die seiner Gegner. Auch die bajerische Armee bestand aus solchen; daher kam es, daß dieselbe im Lande ihres eigenen Herrn nicht selten eben so wüthete, wie in fremden Ländern. Wären zur Vertheidigung des Vaterlandes nur Söhne desselben verwendet worden, so wäre die Verheerung durch Freund und Feind gewiß nicht so allseitig verbreitet, als sie es wirklich wurde.

Neben diesem, Verschiedenartiges, aber gewöhnlich höchst wenig patriotische Momente in sich begreifenden, Heere bestanden aber in Bajern auch in gewissen Fällen blos inländische Heerhaufen oder Fähnlein, die zur Vertheidigung und vorzugsweise zur beständigen Besazung der Veste Ingolstadt verwendet wurden. Max I., von gleichem Feuereifer, wie einst Heinrich, der Finkler, für die militärische Ausbildung und das daraus folgende Ansehen eines Landes, beseelt, reformirte in seinem Heerwesen, so viel er konnte. Er führte daher ein sogenanntes Landesdefensionswerk ein, in der That eine Aushebung, die den Kriegsdienst zur Pflicht der Unterthanen machte. Die Landsassen und fürstlichen Beamten mußten nehmlich im Falle des Krieges sogenannte Musterregister einschicken, welche die persönlichen Eigenschaften ihrer Untergebenen in sich faßten. Aus diesen Musterregistern wurde dann die Rekrutirung für den dreissigsten, den zehnten, im Nothfalle auch den fünften Mann bestimmt. Irgend ein Bezirk oder eine Stadt lieferte dann auf solche die von ihr verlangten Truppen, welche, das Kriegsfähnlein ihres Bezirks oder ihrer Stadt an der Spize, auch den Namen der Stadt oder des Gerichtsbezirkes, woher sie gekommen waren, trugen, wie die Dachauer, die Wolfrathshauser Fahne und andere. Solche Fähnlein wurden sodann in der Stadt, wohin sie berufen waren, fleissig in den Waffen geübt und dem

Heere zugetheilt, wann es nöthig war. Pferde mußten die Adeligen gewöhnlich liefern. Die Ausrüstung selbst bestand in früher ungleichförmigen, nach und nach erst gleichförmigen Kleidern, Spiessen, Flinten, die sonst mit Lunten jezt mit Steinen und Schlössern abgefeuert wurden, aus Säbeln und Hellebarden, Helmen und Panzern. Es gab viererlei Arten der Bewaffnung: Doppelsöldner mit Rüstung und Hellebarden; Doppelsöldner mit Rüstung und langen Spiessen; Musketire mit allem nothwendigen Zubehör; endlich gemeine Hacken oder Rohre mit dem dazu Nöthigen.

Kein Krieg war mehr geeignet, das Kriegswesen weiter zu bringen, als der dreisigjährige. Da wurde die Bewaffnung, die Taktik, die Zweckmässigkeit des Geschüzes, kurz Alles, was zum Kriege gehörte, auf alle Weise vervollkommnet. Gustav Adolf hatte zur Taktik, Maximilian zur besseren Bewaffnung die Ursache gegeben. Am Schlusse des Krieges sah man erst den grossen Vorsprung vollkommen ein, welchen das neue Heerwesen vor dem alten gewonnen hatte, und das heutige Kriegswesen ist nur in jenem zu suchen.

Mit der moralischen Vervollkommnung der Krieger in jener Zeit aber stand es schlecht. Kein Wunder, denn ihre politische Lage war schon Ursache genug, die meisten Rechtsverhältnisse gegen diejenigen, gegen welche sie Krieg führten oder unter denen sie überhaupt lebten, bei Seite zu sezen. Die Hauptursache ihres moralischen Verfalls lag aber in ihrer kriegerischen Verfassung selbst. Obgleich sich unser trefflicher Max alle Mühe gab, eine erfolgreiche Disziplin unter seinen Truppen herzustellen; so konnte er bei oftmaligem Mangel an Geld diesen Zweck doch nicht erreichen. Sobald aber der Sold ausblieb, konnte man dem Soldaten jener Zeit es nicht mehr verargen, wenn er raubte oder plünderte. Um aber die Unsittlichkeit im Heere zu vermehren, folgten demselben gewöhnlich eine Menge lüderlicher Personen anderen Geschlechtes; daher war besonders bei österreichischen Heeren die Unzucht an der Ordnung des Tages. Die Folge waren Krankheiten aller Art. Wir sahen dieselben am Wallensteinischen Heere bei Nürnberg. Da aber der Sold in

den meisten Fällen wegen der Langwierigkeit des Krieges und wegen der Erschöpfung jener Länder, worin derselbe geführt wurde, ausblieb; so zogen manche Haufen auf eigene Gefahr im Lande herum und raubten sich ihren Unterhalt, während anderes heimatloses Gesindel auf allen Haupt- und Nebenstrassen zu treffen war, und die Sicherheit des Landes auf die unverschämteste Weise gefährdete. Schon unter Albrecht V. war die Zahl der Landstreicher auf eine gefährliche Höhe gestiegen. Im dreissigjährigen Kriege wurde dieselbe bis in's Unglaubliche vermehrt. Allerlei Verordnungen wurden zwar wider dieselben erlassen; allein umsonst; denn die vermehrte Armuth des Volkes spottete allen gesezlichen Verboten. Das Uebel war auf dem Wege des Gesezes und seiner ruhigen Anwendung nicht mehr zu heilen. Uebrigens gab sich auch in dieser Beziehung Max I. alle Mühe, die Sicherheit des Landes herzustellen und verdient daher auch hier unseren innigsten Dank. Er verordnete gegen das vagirende Gesindel Streifereien, und erwischte man dasselbe, so trat eine eiserne Gerechtigkeitspflege ein. Er suchte durch Verordnungen die Mässigkeit des Volkes herzustellen, er verbot den Juden ihren verderblichen Hausirhandel, er sezte fest, daß man vom Hundert nie mehr als fünf Prozente Zins nehmen durfte, er führte gleiches Maaß und Gewicht ein, verbot das Tragen der Waffen bei öffentlichen Zusammenkünften, um blutigen Raufhändeln vorzubeugen, er stellte den Wallfahrten wirksame Beaufsichtigung bei, kurz Max I. wendete Alles auf, den Zustand der Unordnung auf den der Ordnung zurück zu führen; allein er erreichte seinen Zweck nicht zur Hälfte, da die Quellen der Unordnung und Verbrechen noch zu reichlich flossen. Genug, der Wittelsbacher hatte die redlichste Absicht; wenn er sie nicht erreichte, so ist wenigstens sein emsiger Wille zu ehren.

Wie Max für die Polizei seiner Unterthanen wirkte, eben so emsig war er auch in der Schöpfung durchgreifender Geseze für sein Volk. Bajern stand zum teutschen Reiche in doppelter Rechtsbeziehung, einmal als Churfürstenthum und dann als souveräner Staat. Seit die goldene Bulle Karls IV. die recht-

lichen Verhältnisse der Reichsfürsten unter einander und zum Kaiser legalisirt hatte, seit dieser Zeit waren jene Verhältnisse auch bestimmter gekannt und geübt worden. Das Ansehen Bajerns hatte sich aber durch den Besiz der oberen Pfalz und der Churwürde im dreisigjährigen Kriege und nach demselben durch den westphälischen Frieden bedeutend vermehrt. Früher ein Herzogthum war es jezt in die Reihe der ersten Reichsstände getreten, da Max I. die Churwürde durch die Bestimmungen des Münsterer Friedens ganz unangefochten erhielt. Churfürsten gab es damals acht: Mainz, Trier, Köln, Böhmen, Sachsen, Pfalz, Bajern und Brandenburg. Davon waren fünf katholisch; drei bekannten sich zur neuen Religion. Neben der churfürstlichen Bank auf den Reichstagen gab es noch eine fürstliche, die sich in die geistliche und weltliche theilte. Dazu gehörten die Bischöfe, Aebte, Prälaten, Orden; dann die Herzoge. An die fürstliche Bank reihte sich die gräfliche, zu der man auch die stimmführenden Reichsstädte zählte.

Nun war Teutschland zur besseren Handhabung des Landfriedens in 10 Kreise getheilt, unter denen sich auch der bajerische Kreis befand. Ueber alle Kreise hatte die lezte Oberhoheit der Kaiser, welcher von den Churfürsten gewählt wurde, dessen Würde jedoch im habsburgischen Hause schon erblich war und nur einer jedesmaligen formellen Bestätigung bedurfte. Wie der Kaiser, so waren auch die übrigen weltlichen Fürsten des Reiches erblich, und ihre Lehensnahme war ebenfalls nur eine Form, die jedoch dadurch allerdings Bedeutung erhielt, als sie auf das Abhängigkeitsverhältniß des Vasallen vom Kaiser hinwies, und zugleich beim Aussterben der Linie eines Vasallen dem teutschen Monarchen die Prärogative gab, eine neue Dynastie an die Stelle der Ausgestorbenen zu ernennen.

Ueber alle Reichsstände stand somit der Kaiser, aber nur so lange, als es seine Oberhoheit in Lehenssachen und seinen Vorsiz auf Reichstagen betraf. Jeder Fürst war in seiner Regirung nach Innen vom Reichsoberhaupte unabhängig. Angelegenheiten, welche auf gleichförmige Art alle teutschen Staaten betrafen, wurden vor die Reichstage gezogen, welche nach dem

westphälischen Frieden beständig in Regensburg durch Abgesandte aller dazu berechtigten Fürsten abgehalten wurden und wobei immer der Prinzipal-Commissär als Abgeordneter des kaiserlichen Hofes den Vorsiz führte.

Neben dem permanenten Reichstage gab es für allgemeine Reichsangelegenheiten noch das Reichskammergericht und den Reichshofrath, beide zunächst für die Justizverwaltung als höchste Instanz des Reiches. Der Reichshofrath war übrigens nur für Gnadensachen, für Lehenangelegenheiten und für Aufrechthaltung der Prärogative des Kaisers bestimmt. Früher war der Reichshofrath nur als höchstes Gericht für die kaiserlichen Erbländer eingerichtet, Ferdinand I. dehnte aber seine Competenz zu der eines Reichsgerichtes in bestimmten Fällen aus. Durch den westphälischen Frieden wurde diese Competenz bestätigt. Neben diesen beiden für das Gesammtinteresse der teutschen Staaten als eines einzigen Körpers gab es noch zur Aufrechthaltung des Landfriedens sogenannte kaiserliche Landgerichte, deren Competenz sich jedoch meistens nur auf Criminalfälle erstreckte. Als Gesez für diese Gerichte galt das gemeine Recht, ein verwirrtes Kind des justinianeischen-römischen und des kanonischen Rechtes, dann der teutschen Rechtsgewohnheiten und Geseze. Für Criminalfälle galt die peinliche Halsgerichtsordnung, auch Carolina genannt, von Karl V. herausgegeben und von Freiherrn von Schwarzenberg abgefaßt, ein ächtes Produkt barbarischer Zeiten. Die Folter war darin zur Grundlage, zur Erzwingung des Erkenntnisses eines Verbrechers genommen. Das Eherecht modifizirte sich im katholischen und größtentheils auch im protestantischen Teutschlande nach den Bestimmungen des kanonischen Rechtes.

Diese Rechtsverhältnisse waren nun subsidiär für alle teutschen Staaten und bildeten für Partikulargesezgebungen die Grundlage. In vielen Theilen des Reiches galten sie unbedingt aus Mangel anderer Geseze, in anderen nur im eigentlichen Sinne subsidiär, so oft nehmlich das Landesgesez nicht ausreichte. So war's auch in Bajern. Da gab es nehmlich ein eigenes Civilgesezbuch, welches, nachdem es im Jahre 1612 den Land-

ständen zur Prüfung vorgelegt worden war, von Max I. im Jahre 1616 promulgirt wurde. Dieses Gesezbuch besteht aus neun Kapiteln und enthält, freilich in einer wenig systematischen Reihenfolge, den summarischen Prozeß, die Gerichtsordnung, den Gantprozeß, das Landrecht, die Bestimmung der Landesfreiheit, die Land- und Polizeiordnung, die Forstordnung, die Gejaidsordnung, endlich die Malefiz-Prozeßordnung. Oeffentliche und Privatrechte sind freilich hier etwas durcheinander geworfen; allein bei dem Stande der damaligen Rechtswissenschaft ist dieses Gesezbuch eines der vorzüglichsten und vollständigsten. Es ist die Grundlage aller künftigen Gesezbücher in unserem Vaterlande. Neben dem Civilgesezbuche galt die Carolina im Mangel einheimischer Bestimmungen als Criminalrechtsbuch. Auch hier wendete Max I. manche milderen Maaßregeln in der oft höchst grausamen oder ungeeigneten Bestrafung von Verbrechen an. Besondere Sorgfalt verwendete das Gesez auf die Minderjährigen und die Unverlezlichkeit ehlicher Treue. Der Ehebruch einer Frau wurde weit strenger bestraft, als der eines Mannes. Die Gründe zu dieser Strenge liegen in der Natur des ehlichen Verhältnisses und dieselbe dürfte heut zu Tage eher anwendbar sein, als die Convenienzmaßregeln einer mißverstandenen Humanität neuerer Gesezbücher; denn eben die Heiligkeit der Ehe ist auch die Grundlage eines geordneten Staates.

Geseze gab der Landesherr. Er gab sie jedoch so, daß alle Landesinteressen dabei in Betracht kamen und jede Zeile vorher von tüchtigen Männern berathen worden war. Landrichter und Pfleger waren auf den sogenannten Landschrannen die Richter, ein Institut, das noch aus den ältesten Zeiten herstammt, bei welcher Gelegenheit Getreide- und Viktualienmärkte abgehalten wurden. Gewisse Verbrechen gehörten nur unter die Competenz der vier Vizedomämter; eine weitere Instanz bildete das Hofgericht, eine Nachahmung des Reichshofraths. Unbedeutende Zwistigkeiten, namentlich geringe Schuldensachen gehörten vor das Dorfgericht, wo der Schultheiß den Vorsiz führte. Neben den Gerichten, welche vom Churfürsten eingesezt waren, gab es noch die Patrimonialgerichtsbarkeit, die sich durch dem

Fürsten abgezwungene Privilegien vermehrt und erweitert hatte. Das war im Wesentlichen der innere Zustand des Vaterlandes unter Max I. Nun wollen wir einen Blick auf seine ganze Regirungsperiode nochmal werfen und das Andenken eines glänzenden Fürsten in der patriotischen Seele unsterblich machen.

§. 263.

Rückblick auf das sechste Kapitel.

Ein grosser Wittelsbacher ist dahin. Wichtig war seine Zeit, wichtig ihre Ereignisse. Wie ein Sturm mit allen Schrecken der Verheerung sauste sie vor uns vorüber in den gewaltigen Ozean der Ewigkeit, aus dem keine Stunde wiederkehrt wie sie war, sondern ewig neu sich zwischen unsere Bahnen drängt. Max I. trat die von seinem frommen Vater ihm abgetretene Regirung mit der Ueberzeugung eines zum Fürsten gebornen Mannes an. Ernst war die Lage des Vaterlandes. Das Finanzwesen entbehrte alles ordnungsmässigen Haltes. Das Heerwesen war zerrüttet. Die Grundlage des Staates, die heilige Religion der Väter, gefährdet. Das Volk lag in dumpfer Betäubung zwischen Barbarei und Civilisazion. Vieles war zu bauen von Grund aus, Vieles bedurfte der Verbesserung. Mit dem Feuer eines für die Sache der Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe erglühten Fürsten erfaßte Max, der kräftige, junge Herzog, den väterlichen Szepter. Gott war sein Schild und mit diesem Schilde trat er durch tausend Gefahren nur kühner gemacht durch's Leben. Aus dem Chaos verwirrter Neuerungen und religiöser Umwälzungen wollte er das Eine retten, das ihm lieber war, als Alles auf der Erde, die römisch-katholische Religion. Er vertraute somit die Erziehung der Jugend gewissenhaften Männern an, von denen er wußte, daß sie kein Ohr für die schmeichelhaften Einflüsterungen der Protestanten hätten. Um dem nahenden Kampfe zwischen unüberlegten Einreissern und solchen zu begegnen, die alles Heilige profanirten, auf welches er doch seinen ganzen Stolz sezte, der edelste Zweck seines Lebens, rüstete er sich durch Ordnung im Staatshaus-

halte und vorsichtige Schöpfungen im Kriegswesen. Die Zeit des Kampfes nahte, und Max stand als Vorstand der heiligen Liga gewaffnet vor den Reihen seiner nicht selten sehr erschrockenen Feinde. Hätte Oesterreich mit solchem thatkräftigen Interesse, wie sein redlichster Bundesgenosse, Theil an dem Kriege genommen, er wäre eher und für die Zwecke der katholischen Kirche vortheilhafter beendet worden. So aber opferte der Held der alten Religion sich dem offenen Undanke einer Macht, die ohne seine Hilfe jeden Augenblick ihre Existenz gefährdet sehen mußte. Desto ruhmvoller steht aber unser Max in den Annalen der Geschichte. Der Preis, um welchen er seine Religion für sein ganzes Volk rettete, war freilich groß; aber grösser war er in dem begeisterten Busen des unsterblichen Fürsten.

Wir wollen nicht seine Fehler wiederholen; auch Max war ein Mensch; aber wer möchte ihm nicht gerne eine Ehrensäule gesezt wissen, wenn er alle Perioden seiner Regirung mit dem glühendsten Eifer eines Patrioten durchgegangen hat. Drei grosse Männer standen auf der Bühne des gewaltigen Krieges, Max I., Gustav Adolf und Wallenstein. Sie waren die Repräsentanten der alten und neuen Zeit. Auf ihren Schultern ruhte der Kampf um den Protestantismus und Katholizismus. Kräftig trugen sie die schwere Last. Gustav Adolf unterlag. Max I. harrte aus. Wallenstein fiel als Opfer seines verderblichen Eigennutzes und der westphälische Friede krönte die fürchterlichen Bemühungen der erhabenen Kämpfer. Wie der Phönix aus der Asche; so steigt die neuere Geschichte aus dem dreisigjährigen Kriege empor. Max starb, und wenn auch seine Bajern am Sarge des grossen Fürsten noch nicht die Segnungen des Friedens athmen konnten; so bewiesen sie doch ihre Liebe und Dankbarkeit demselben dadurch, daß sie ihren Enkeln ohne Unterlaß die Thaten Max I. erzählten, und damit denselben der unsterblichen Hochachtung der Nachwelt überliessen. Inniger hängt Niemand am geliebten Vaterlande, als Wittelsbach, und darum rufen wir auch am Schlusse dieser Periode jenem erlauchten Hause Heil und Segen zu.

Siebentes Kapitel.

Ferdinand Maria, Churfürst.

Wenn ein ganzes Volk um seinen Fürsten sich lagert, wie die Kinder um ihren Vater, und wenn ein ganzes Volk am Sarge seines Fürsten Thränen des Schmerzens weint; so muß doch dieser Fürst auch in der That ein Vater gewesen sein.

§. 264.

Abstammung, Familie und Charakter des Churfürsten Ferdinand Maria.

Ferdinand Maria Franz Ignaz Wolfgang war der erstgeborne Sohn und Churerbe Maximilian I., Churfürsten von Bajern. Er war geboren am 31ten October 1636, und kam zur bevormundeten Regirung des Vaterlandes am 27ten September 1651. Seine Mutter, Maria Anna, Tochter Ferdinands II., Kaisers von Teutschland und Rom übernahm bis zu seinem unabhängigen Regirungsantritte die vormundschaftliche Regirung, welche nur drei Jahre dauerte. Ihr zur Seite stand Albrecht, der Bruder ihres verstorbenen Gemals. Im Jahre 1652, am 25ten Juni, vermählte sich Churfürst Ferdinand Maria mit Henriette von Savojen. Die ihm von den listigen Franzosen angetragene Kaiserwürde schlug er aus. Er erbaute die Theatinerkirche in München und legte den Grund zum Schlosse Nympfenburg, stiftete ferner 1672

das Kloster der Ursulinerinnen in Landshut, errichtete 1669 die Leibgarde der Hartschiere und starb am 26ten Mai 1679, an einem Freitage Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr im linken Eckzimmer des alten Schlosses zu Schleißheim an einer Ruptur, die er sich durch zu schnelles Reiten von Straubing nach München, bei dem Residenzbrande, zugezogen hatte. Ganz Bajern beweinte den liebenswürdigen Fürsten. Er liegt bei den Theatinern. Seine Gemalin war

Henriette Adelheid, die Tochter Viktors Amadeus I., Herzogs von Savojen. Sie war geboren am 6ten November 1636 und vermählte sich am 25ten Juni 1652. Im Jahre 1663 legte sie den Grundstein mit ihrem Gemal zur Theatinerkirche und starb am 18ten März 1676. Sie liegt an der Seite ihres Gemals begraben.

Beide erzeugten folgende Kinder:

1) Maria Anna Christina, geboren am 7ten November 1660, vermählt mit dem Dauphin Ludwig, Sohn und Thronerben Ludwigs XIV. von Frankreich, am 7ten März 1680 zu Versailles. Sie starb am 20ten Februar 1690;
2) Maximilian II. Emanuel, Churerbe, geboren am 16ten Juli 1662 und gestorben am 26ten Februar 1726. Derselbe ruht bei den Theatinern;
3) Louise Margaretha Antonia, geboren am 18ten September 1663, gestorben am 9ten November 1665. Sie liegt ebenfalls bei den Theatinern in München begraben;
4) Ludwig Amadeus, geboren am 6ten April und gestorben am 11ten Dezember des Jahres 1665, ruht bei den Theatinern;
5) Ein nothgetaufter Prinz vom 4ten August 1666 ruht an der Seite seiner Eltern;
6) Kajetan Maria Franz, geboren am 2ten Mai und gestorben am 7ten Dezember 1670, ruht neben seinen Eltern;
7) Joseph Clemens, geboren am 5ten Dezember 1671, wurde schon im November des Jahres 1685 zum Fürstbischof von Freising und Regensburg, am 19ten Juli 1688 zum Erzbischofe und Churfürsten von Köln, dann zum Für-

sten von Berchtoldsgaden, endlich 1694 zum Coadjutor von Hildesheim und Lüttich erwählt. Er starb am 12ten November 1723;

8) Violanda Beatrix, geboren am 23ten Jäner 1673, vermählt am 9ten Jäner 1689 mit Ferdinand III., Erbprinzen von Florenz, gestorben am 29ten Mai 1731.

Eine schwere Aufgabe hatte Ferdinand Maria zu lösen, das durch Krieg und Krankheiten aller Art erschöpfte Vaterland wieder auf die Stufe des vorigen Wohlstandes zurück zu bringen. Er that, was ihm möglich war. Schon von seinem Vater zu manchen Regirungsgeschäften beigezogen und durch die Lehre desselben in der Kunst, einem tüchtigen Volksstamme wahre Wohlfahrt zu verleihen, gut unterrichtet, hielt er vest am Frieden, der seinem Bajern so sehr Noth that. Ferdinand Maria war ein Fürst voll Seelengüte und Liebenswürdigkeit, reich an häuslichen und öffentlichen Tugenden. Ganz Bajern liebte und verehrte ihn als einen würdigen Landesvater. Als er starb, blieb kein Auge thränenleer. Schöne Zeit, wo Völker um ihre Fürsten weinen, wie Kinder um ihren Vater. Möchte sie nie aus den Annalen der bajerischen Geschichte verschwinden!

§. 265.

Politische Ereignisse unter Ferdinand Maria.

Der westphälische Friede hatte auch seine Waffenruhe über die verödeten Fluren unseres Vaterlandes gehaucht. Da starb Max I. Seinem liebenswürdigen Sohne hatte er die weise Lehre hinterlassen: „der beste Krieg ist kein Krieg.“ Ferdinand Maria wußte während seines fürstlichen Wirkens diesen Grundsaz zu würdigen. Bajern erhielt den wohlthätigsten Frieden. Nach dem Tode des Vaters zählte Ferdinand Maria fünfzehn Jahre. Gemäß den Bestimmungen des Erstgeburtrechtes von Albrecht, dem Weisen, mußte die Regirung bis zur erlangten Volljährigkeit mit dem achtzehnten Jahre von einer Vormundschaft geführt werden. An der Spize dieser Vormundschaft

aber stellte sich die Mutter des jungen Churfürsten, Anna; die Churwürde selbst bevormundete Ferdinands Oheim, Albrecht; die politischen Geschäfte überhaupt aber leitete der verdienstvolle Staatsminister Max, Graf von Kurz. Alle drei wirkten vorerst auf dem schon von Max I. eingeschlagenen Weg fort; sie steuerten den Verheerungen des aus dem dreisigjährigen Kriege übrig gebliebenen Gesindels. Polizeiliche Verordnungen aller Art wurden zur Aufrechthaltung des Landfriedens erlassen, die Verlezer desselben aber auf das Empfindlichste gestraft, dadurch aber die Ruhe des Landes im Allgemeinen allerdings gesichert. In besonderen Fällen war diese Sicherung nicht möglich; denn die Armuth konnte an vielen Orten nicht plözlich zum Wohlstande erhoben werden, weil Arbeit mangelte oder die Quellen des Handels verstopft blieben.

Im Jahre 1652 vermählte sich der immer noch minderjährige Churfürst mit der schönen Henriette Adelheid, Tochter des Herzogs Viktor Amadeus I. von Savojen. Endlich übernahm Ferdinand Maria im Jahre 1654 die Zügel der Regirung. Zur Genüge war er in der Politik eingeweiht, daher ließ sich Alles Gute von ihm erwarten. Vorerst verwendete er seine ganze Sorgfalt auf die inneren Interessen des Vaterlandes. Dann, als er hier im Vereine mit tüchtigen Staatsmännern eine bessere Zukunft vorbereitet hatte, lenkte er auch seine Blicke auf die auswärtige Politik. Bajern, zwischen zwei Großmächten, Oesterreich und Frankreich, gelegen, könnte im Vereine mit seinen nordwestlichen Nachbarn allerdings ein vielvermögendes Gewicht in die Waage der politischen Verhältnisse zwischen den genannten Staaten erster Grösse legen. Die österreichische Schwäche bedurfte allerdings einer solchen politischen Schuzmauer gegen französischen Uebermuth, der sich unter Ludwig XIV. nach Innen und Aussen kund gab. Da starb Kaiser Ferdinand III. im Jahre 1657. Kein Nachfolger war voraus bestimmt. Eine Churfürstenwahl mußte einem solchen erst das Dasein geben. Das Reich sollte aber doch während der Thronerledigung verwaltet werden. Diese Verwaltung, in der Eigenschaft eines Verwesers, sprach nun der Churfürst Karl Ludwig von der Pfalz

für sich an, aus jüngeren Gründen machte aber auch Ferdinand Maria Anspruch darauf. Die Folgen waren wechselseitige Feindseligkeiten, die sich selbst durch kriegerische Demonstrazionen von Seite unseres Churfürsten gegen die Truppen seines Vetters in den an die obere Pfalz gränzenden Bezirken von Weiden und Parkstein kund gaben. Ernstlich wurde jedoch der Kampf nicht geführt, sondern seine ruhige Entscheidung dem Reichstage aufbewahrt. Dort vertrat die Interessen seines Churfürsten Minister Oechsle, Abgeordneter Ferdinand Marias.

Es war am 17ten Mai 1658, während der sechszehnten Sizung in Frankfurt, als Oechsle mit patriotischem Eifer die Protestazion seines Landesfürsten gegen Churpfalz, in Gegenwart mehrerer Churfürsten, ablas, und dabei den Nachdruck auf jene Zeilen zu legen nicht vergaß, welche von der Verwirkung der Chur durch Friedrich V. sprachen. Karl Ludwig, der seinem Vater aus gerechter Kindesliebe nicht nochmal wehe gethan wissen wollte, ermahnte den Leser zu einem anständigeren Ton. Allein Oechsle las mit gleichem wo nicht noch gesteigertem Krafttone fort und Karl Ludwig, Churfürst der Rheinpfalz, erwischte im Zorn das vor ihm auf der Tafel stehende Dintenfaß und warfs dem Redner an den Kopf. Mehrere Herren aus dem Collegium trugen Dintenflecken davon. Diese, einem Churfürsten gewiß unziemliche Art, sich für seinen Vater zu rächen, wollte er zwar entschuldigen; allein es wurden erst Schreiben am Churtage gewechselt, bis der Streit wieder ausgeglichen ward.

Endlich sollte es denn nothwendiger Weise zur Wahl eines teutschen Kaiser kommen. Frankreich suchte seinen König Ludwig zu dieser Würde erheben zu lassen, um Oesterreich vollends ganz machtlos zu machen. Allein die teutschen Churfürsten waren nicht verkäuflich für eine solche Wahl. Da strebte Frankreich, unseren Ferdinand Maria auf den Kaiserthron erhoben zu sehen. Zuerst kam daher der italienische Sänger Alto Melani von Pistoja in der Eigenschaft eines französischen Unterhändlers nach München, um den Churfürsten zur Annahme der Kaiserwürde zu bewegen. Die Churfürstin schien für solchen

Glanz nicht unempfänglich zu sein; allein Ferdinand Maria verweigerte aus reinen Gründen uneigennüziger Ergebenheit für das österreichische Haus und sein Vaterland die Annahme. Der Vizekanzler, Graf von Kurz, rieth ebenfalls dem Monarchen dazu. Da nun Melani seinen Zweck nicht erreichte, schickte Frankreich einen zweiten Unterhändler, den Kölnischen Minister, Grafen von Fürstenberg; allein auch dieser wurde mit dem patriotischen Bescheid entlassen, der Churfürst von Bajern sehe sich ausser Stand gesezt, die für einen Kaiser nothwendigen Summen zu erlegen, seine Unterthanen aber wolle er nicht noch mehr drücken, als sie schon gedrückt worden seien, und deßhalb müsse er auch die Annahme der Kaiserkrone verweigern.

Unverrichteter Sache zog daher auch Fürstenberg wieder nach Frankfurt. Da kam der französische Gesandte, Herzog von Grammond, selbst. Um die Ausrede der Kosten zu beseitigen, bot dieser im Namen seines Herrn dem Churfürsten jährlich drei Millionen an. Allein Ferdinand Maria war der Sohn Max I., und nicht bestechlich für französischen Einfluß im teutschen Reiche, der nach Annahme jenes Geldes nicht mehr zu beseitigen gewesen wäre. Das Anerbieten wurde daher rund abgeschlagen. Oechsle sprach sich über die seinem Herrn gemachten Anträge, vor den Churfürsten in Frankfurt, sogar dahin aus, daß, wenn Ferdinand Maria die Kaiserkrone wirklich annähme, er ihm so lange am Haupte schütteln werde, bis sie wieder herabfalle, eine Rede, die in dem gerechten Eifer eines wahren Patrioten allein Entschuldigung findet. Auch meinte der Churfürst, es sei besser, ein reicher und unabhängiger Churfürst, als ein armer und abhängiger Kaiser zu sein. Folglich vermehrte sich die österreichische Parthei am Churtage, und am 18ten Juli 1658 wurde demnach der Sohn des verstorbenen Kaisers, Ferdinand III., Leopold I. einstimmig zur Würde seines Vaters erhoben.

So wurde denn der bedrohte Friede in Teutschland wieder erhalten, und Churfürst Ferdinand Maria konnte am häuslichen Heerde manche noch blutende Wunden seines Volkes heilen. Er thats. Die Verwaltung des Staates wurde geregel-

ter; die Finanzen mehr geordnet. Die Rechte des Unterthanen, als die eines Menschen, der jedenfalls Anspruch auf gesezliche Freiheit hat, schüzte und erweiterte er, er verwandelte viele drückende Schaarwerke in Geldabgaben, unterstüzte die Erziehung seines Volkes und vergaß über dem Glanze des Hofes nicht die Armuth vieler seiner Bajern. Den gefallenen Adel erhob er durch die Einführung der Fideikommisse und Majorate, um bei einer gefreiten Familie nicht die Armuth und Abhängigkeit einreissen zu lassen.

Um die Schulden des Landes zu ordnen und zu garantiren, berief er zum Ersten- und Leztenmale einen Landtag. Eine Million und dreimal hundert fünfzigtausend Gulden Schulden wurden von diesem garantirt, für die nicht übernommenen aber einmal hundert tausend Gulden jährlicher Zins bewilligt, ferner dem Churfürsten eine vermehrte Rente von einmal hundert tausend Gulden überlassen, für das arme Vaterland freilich tüchtige Summen. Den Landständen wurde für ihre Bewilligungen von nun an der Bier- und Fleischaufschlag übergeben. In's Künftige kamen sie nicht mehr zusammen, sondern ihre Stelle vertrat die Landschaft, welche aus zwanzig Abgeordneten aus der Mitte der Landstände bestand und in München ihre permanenten Versammlungen hielt. Neben dem ihm von den Landständen bewilligten Summen bezog der Churfürst auch noch einen Beitrag der Klöster, welcher vom Papste Max I. eigentlich zur Führung des dreisigjährigen Krieges bewilligt worden war.

So wurden denn alle Verhältnisse des teutschen Reiches geregelt, und auch Bajern hatte die ihm höchst nothwendige Ruhe und Ordnung wieder gewonnen. Da mischte sich aber auch manche Bitterkeit in die Lebensschaale unseres geliebten Churfürsten. Ungetrübt gibt's auch für Landesväter keine Freude in der Welt. Ferdinand Maria war mit seiner geliebten Adelheid schon mehrere Jahre verehlicht, ohne daß aus dieser Ehe ein Sohn und Churerbe entsprossen wäre. Henriette Adelheid verlobte sich daher der Fürbitte des heiligen Cajetan, welcher den Theatinerorden gestiftet hatte, und bewog ihren Gemal, diesem Orden in der Hauptstadt München ein Kloster und eine

Kirche im prächtigen Style zu erbauen, nachdem er schon den Grundstein zur Carmeliten-Kirche gelegt hatte.

Im Jahre 1662, am 15ten Februar, zogen die ersten aus Italien gekommenen Theatiner in München ein, und am 11ten Juli d. J. gebar die Churfürstin den Churerben Max Maria Emanuel. Die Theatinerkirche wurde nach dem Style des Vatikan in Rom von Augustin Carella entworfen, das Kloster aber vom churbajerischen Hofbaumeister Viscardi. Im Jahre 1675, am 11ten Juli, wurde die Kirche vom Freisingischen Weihbischof, Johann Kaspar Kühner, eingeweihet. Auch erlaubte Ferdinand Maria den Ursulinerinen von München, sich ein zweites Kloster in Landshut erbauen zu dürfen. Eben so erbaute seine Gemalin die erste Anlage von Nympfenburg und verschönerte so die Umgebungen der Hauptstadt.

Unter solchen Beschäftigungen des Friedens und der Religion hauste neuer Krieg im Norden des teutschen Reiches. Frankreich war in seinen Vergrösserungsplanen unersättlich. Die Niederlande, welche sich von der spanischen Abhängigkeit los gemacht hatten, zu erobern, war sein Zweck, um von dort aus dem teutschen Reiche den Todesstoß beizubringen. Beide Partheien suchten und erhielten Bundesgenossen. Aber Ferdinand Maria blieb das, was schon sein Vater hätte bleiben sollen, neutral. Alle Mühe, ihn zum Kriege gegen Frankreich zu bewegen, war umsonst. Der kluge und gerechte Churfürst wollte die alten Wunden heilen, aber nicht neue schlagen. Ein tüchtiges Heer gebot anderen Mächten die Hochachtung für seine Neutralität, und Bajern blieb somit von einem neuen verderblichen Kriege verschont.

Oesterreich machte endlich mit seinem Nebenbuhler, Ludwig XIV., Friede in Nimwegen, und Frankreich erhielt auf eine mehr bekräftigte Weise, als im Frieden von Münster, Elsaß seiner ganzen Ausdehnung nach. Nach diesem Frieden brach aber der heftige Türkenkrieg immer näher herein an die Gränze des Vaterlandes. Der ganze Streit kam noch von dem in dem dreisigjährigen Kriege durch seine Verbindungen mit Böhmen und anderen Feinden des Kaisers berüchtigten Siebenbürger Für-

sten Bethlen Gabor her. Sein Nachfolger Georg Ragozi hatte den Krieg fortgesezt und dem Kaiser manchen Schaden beigebracht, ihn sogar gezwungen, den Frieden von Linz abzuschliessen und alle früheren Besizungen, dann auch die Religionsfreiheit für Protestanten zu lassen. Weniger glücklich im Kriege, als Ragozi I., war Ragozi II. Dieser ließ sich in einen Krieg gegen die Türken ein, wurde aber von diesen gänzlich auf's Haupt geschlagen, ja sogar Siebenbürgen ihm entrissen. Da nahm das Volk seine Zuflucht zum Kaiser. Dieser, die Gefahr türkischer Nähe für das ganze teutsche Reich befürchtend, berief den Reichstag und forderte alle Reichsstände zur thätigen Hilfleistung gegen die benachbarten Barbaren auf. Gerne wurde ihm bei dieser drohenden Gefahr selbst von Frankreich Hilfe zugesagt, und auch Ferdinand Maria schickte ein Corps von 8 Bataillons den Türken entgegen. Bei St. Gotthard an der Raab wurde am 1ten August 1664 der Großwessir Kiuperli vom Feldherrn Montecuculli auch wirklich geschlagen, und die Folge dieses von teutscher Tapferkeit vollständig errungenen Sieges war der Waffenstillstand von Vischar, welcher zwischen dem teutschen Kaiser und den Türken auf zwanzig Jahre abgeschlossen wurde, und gemäß welchem sie Großwardein und Neuhäusel erhielten.

Troz dieses Waffenstillstandes hörten aber die Unruhen in Ungarn nicht auf. Die Protestanten, welche dort von österreichischem Einfluß manchen Druck erfahren mußten, unterhielten das Feuer der Empörung auf eine für den Kaiser immer gefährliche Weise. Man dämpfte zwar die ersten; desto heftiger aber brachen die zweiten Unruhen aus. Ursache derselben war der Graf Tekeli. Bajern sah sich daher bald wieder in ernstere Kriege verwickelt; jedoch erlebte Ferdinand Maria dieselben nicht mehr. Die gütige Vorsehung hatte seinem Vaterlande vom ersten bis zum lezten Regirungstage einen wohlthätigen Frieden geschenkt. Ferdinand Maria hatte ihn aber auch zum Glücke seines Volkes benüzt. Er starb an den Folgen einer Verlezung, die er sich durch einen zu heftigen Ritt von Straubing nach München zugezogen, nachdem er gehört hatte, seine Residenz

in München stehe in Brand. In der lezteren Zeit seines Lebens hatte er, obgleich er bei seinem Tode erst drei und vierzig Jahre zählte, Vieles von seiner früheren Munterkeit verloren. Ursache war die zu früh verblichene, geliebte Gattin. Bajern weinte an dem Sarge Beider Thränen kindlichen Schmerzens. Beide liegen in der von ihnen erbauten Theatinerkirche begraben. Friede ihrer Asche und Segen allen Wittelsbachern!

§. 266.

Rückblick auf das siebente Kapitel.

Wie wohlthätig wirkte die geräuschlose Regirungsperiode Ferdinand Marias auf Bajern, wie wohlthätig auf den Leser der Geschichte! Großartiges wurde von dem friedfertigen Landesvater im Kleinen geleistet, und Max I. sah sich von seinem Sohne an Klugheit der äusseren wie der inneren Politik übertroffen. Charaktervest steht auch Ferdinand Maria vor uns; denn ihn verdrängte keine französische Feinheit von Wittelsbachischer Redlichkeit. Religion und Sitte wurde von ihm geehrt und geliebt. Seinem Volke war er ein Muster der Frömmigkeit, allen Fürsten ein Beispiel besonnener Ruhe und Mässigung. Manche Wunde vernarbte durch seine Wohlthätigkeit und scharfkluge Staatskunst, genährt von ausgezeichneten Patrioten. Alle Familienväter können von ihm lernen, wie ein fürstlicher Gatte, dessen Gemüth von religiösem Vertrauen geleitet wird, auch das höchste Glück des Lebens an der Seite einer liebenswürdigen Fürstin zu geniessen vermag.

Achtes Kapitel.

Maximilian II. Emanuel, Churfürst.

> Es ist nun einmal den Sterblichen kein dauernder Friede gegönnt. So wechseln alle Dinge zwischen Schöpfung und Zerstörung, zwischen Tag und Nacht, Freuden und Schmerz.

§. 267.

Abstammung, Familie und Charakter Max II. Emanuel.

Maximilian II. Emanuel war der Sohn des Churfürsten Ferdinand Maria, geboren am 11ten Juli 1662. Derselbe trat ein Jahr nach seines Vaters Tode, nachdem er die Großjährigkeit erreicht hatte, die Regirung am 11ten Juli 1680 an. Sein Oheim Max Philipp hatte die Vormundschaft geführt. Dem Kaiser Leopold I. war Max II. ein thätiger Freund im Türkenkriege. Er wurde sogar der Oberbefehlshaber der kaiserlichen Armee und erstürmte als solcher Belgrad. Er wurde auch von König Karl II. zum Statthalter der Niederlande erwählt. Unter ihm wurde Bajern von den Oesterreichern eingenommen und mit Truppen überschwemmt. Die Schlacht bei Sendling verkündete den siegestrunkenen Nachbarn, welche Gefühle wahre Bajern gegen ihre Wittelsbacher hegen. Max Emanuel hatte sich zweimal vermählt. Er starb am 26ten Februar 1726. Seine erste Gemalin war

Maria Antonia, Tochter Kaiser Leopold I. Sie war geboren am 18ten Jäner 1669, vermählte sich mit Max II. am 15ten Juli 1685, kam nach München am 9ten Oktober desselben Jahres und starb in Wien am 24ten Dezember 1692. Sie ruht bei den Kapuzinern der österreichischen Hauptstadt. Die zweite Gemalin hieß

Theresia Kunigunda, und war die Tochter Johann II. Sobiesky und der Maria Theresia, Königs und Königin von Polen. Sie war geboren am 4ten März 1676, vermählte sich am 2ten Jäner 1695 und starb am 10ten März 1730 in Venedig, wurde hierauf nach München abgeführt und ruht bei den Theatinern in der Hauptstadt.

Kinder erster Ehe waren:

1) Leopold Ferdinand, geboren am 22ten Mai 1689 und nach drei Tagen gestorben. Er ruht bei den Theatinern;
2) Anton, geboren und gestorben am 18ten November 1690;
3) Joseph Ferdinand, geboren am 28ten Oktober 1692, gestorben auf eine etwas verdächtige Weise und plözlich am 6ten Februar 1699. Er sollte der künftige Erbe der spanischen Monarchie sein und hatte unglücklicher Weise Frankreich und Oesterreich zu Nebenbuhlern. In der St. Gudula Stiftskirche zu Brüssel liegt er begraben.

Kinder zweiter Ehe waren:

1) Maria Anna Karolina Emanuela, geboren am 4ten August 1696. Sie nahm mit dem Namen Theresia Emanuela de corde Jesu den Schleier im Kloster St. Clara am Anger in München den 29ten Oktober 1719, im dreiundzwanzigsten Jahre ihres Alters und in Gegenwart des ganzen Hofes. Sie starb als Nonne am 9ten Oktober 1750 an Lähmung der Glieder. Ihre Gebeine wurden auf allerhöchsten Befehl des Königs Maximilian Joseph am 20ten Februar 1809 in die Frauenkirche zu München übergesezt;
2) Karl Albrecht, Churerbe, geboren am 6ten August 1697 in Brüssel und gestorben am 20ten Jäner 1745. Er ruht bei den Theatinern;
3) Philipp Moriz, geboren am 5ten August 1698 und

gestorben am 12ten Mai 1719 in Rom. Er wurde am 14ten März 1719 zum Bischof von Paderborn und am 21ten März desselben Jahres zum Bischof von Münster erwählt. Begraben liegt er in der Kirche St. Maria Della Vittoria bei den Carmelitern in Rom;

4) Ferdinand Maria Innozenz Joseph Michael, geboren am 5ten August 1699 in Brüssel. Derselbe war Ritter des goldenen Bliesses, dann kaiserlicher Generalfeldzeugmeister. Er vermählte sich am 25ten Februar 1727 mit Maria Anna Karolina, Pfalzgräfin von Neuburg. Er starb am 9ten Dezember 1738 am hizigen Fieber und ruht bei den Theatinern;

5) Klemens August, geboren am 17ten August 1700. Am 19ten Dezember 1715 wurde er in seinem fünfzehnten Jahre Coadjutor in Regensburg, am 26ten März 1719 Bischof zu Münster, am 27ten März desselben Jahres Bischof zu Paderborn, am 9ten Mai 1722 Coadjutor, dann am 12ten November 1723 Erzbischof und Churfürst von Köln, am 8ten Februar 1724 Bischof zu Hildesheim, am 4ten November 1728 Bischof zu Osnabrück, am 17ten Juli 1732 Großmeister des Johanniterordens und starb am 6ten Februar 1761;

6) Wilhelm, geboren 1701 und gestorben 1704;
7) Johann Alois, geboren 1702 und gestorben 1705;
} beide ruhen bei den Theatinern.

8) Johann Theodor, geboren den 3ten September 1703, gestorben am 27ten Jäner 1763. Er war Bischof von Freising, Regensburg, Lüttich und wurde zulezt Kardinal;

9) Max Emanuel Thomas, geboren den 21ten Dezember 1704 und gestorben an den natürlichen Blattern am 18ten Februar 1709. Er ruht bei den Theatinern.

Maximilian Emanuel hatte den sanften Charakter seines Vaters nicht geerbt. Gerne sah er sich auf dem Felde der Schlacht und mehr nach eitlem Ruhme strebend, als Ferdinand

Maria, nüzte er seinem Vaterlande weniger. Doch war er ein verehrter Held, für den die Bajern gerne bluteten.

§. 268.

Der Türkenkrieg.

Als Ferdinand Maria viel zu frühe mit Tod abging, folgte nach den Gesezen des Primogeniturrechtes sein Sohn Max Emanuel in der Churwürde. Derselbe war jedoch noch minderjährig, folglich mußte die Regirung durch einen Vormund fortgeführt werden. Dieser Vormund wurde der Vatersbruder des jungen Churfürsten, Max Philipp. Die Vormundschaft wurde zum Vortheile des Landes geführt und nach einem Jahre geendet, da Max II. Emanuel schon im Jahre 1680 die Großjährigkeit erreicht hatte. Eine der ersten Regirungshandlungen des neuen Churfürsten war seine Allianz mit Oesterreich, da er die Tochter Kaiser Leopolds I., Maria Antonia, zu seiner künftigen Gattin sich bestimmen ließ. Frankreich sah freilich eine solche Verbindung mit scheelsüchtigen Blicken an; denn eben jene Maria Antonia hatte Aussichten auf die spanische Krone, die gegenwärtig ihr Vater mit aller Vorsicht dem französischen Ehrgeize entreissen wollte. Die junge Braut war die Enkelin König Philipps IV. von Spanien, und der gegenwärtige König jenes Reiches, Karl II., hatte keine Erben; folglich eröffnete sich durch die bezeichnete Heirath des Churfürsten Max II. die Aussicht auf die spanische Krone für einen allenfallsigen bajerischen Prinzen. Oesterreich jedoch hatte bei jener Heirath noch einen anderen doppelten Zweck: es wollte Bajern bei dem nahenden Türkenkriege zum Freunde erhalten, und in diesem Freunde zugleich auch der französischen Eroberungslust begegnen.

Demnach wurde zwischen Kaiser Leopold I. und Max II. Emanuel am 27ten Juni 1682 ein Allianzvertrag abgeschlossen; vermöge dessen unser Churfürst seinem Verbündeten Hilfe gegen alle seine Feinde versprach. Allein auch Frankreich gab sich Mühe, mit Bajern auf friedlichem Fusse zu bleiben. Ludwig XIV.

warb daher für seinen Thronfolger um die Schwester des Churfürsten, und die in Versailles auf das Feierlichste begangene Hochzeit bestätigte ihm vorläufig das gute Einvernehmen. Im Grunde meinte es weder Oesterreich noch Frankreich redlich mit Bajern. Die Folge wird's lehren. Das Bündniß war übrigens geschlossen, und nun nahte der Türkenkrieg.

Der oben schon genannte Graf Tekeli in Ungarn hatte nehmlich eine vollständige Empörung in jenem Lande angezettelt und die Türken zu Hilfe gerufen, da Oesterreich in keine Forderung von Rebellen willigen wollte. Die Türken ohnehin schon zum Kampfe gerüstet brachen mit Blizesschnelle vom Osten heraus gegen West. Schon standen sie zwanzigtausend Mann stark vor den Mauern der österreichischen Hauptstadt, welche vom Grafen Rüdiger von Stahrenberg vertheidiget wurde. Frankreich steckte, bei allen diesen gegen den Kaiser verübten Empörungen, als thätige Macht im Hintergrunde, um durch solche indirekte Kriege das alte Thema, Oesterreichs Kraft zu brechen, dennoch zu erreichen. Das Heer der Türken vermehrte sich täglich; der Kaiser war nach Passau geflohen und nun sah auch Max II., welche Gefahr seinem eigenen Vaterlande durch die Nähe der Barbaren drohe. Es wurden demnach Unterhandlungen mit Brandenburg gepflogen, um theils ein gutes Vernehmen zwischen Frankreich und Oesterreich herzustellen, theils eine Reichsarmee auszurüsten.

Während aber die Teutschen verhandelten, handelten die Türken. Ihr Heer vergrösserte sich mit jeder Stunde und der Sturz von Wien schien reissend schneller zu rücken. Ueberall wurden Prozessionen gehalten und Gebete angestellt, um vom Himmel die Niederlage der Türken zu erbitten. Frankreich sah mit Vergnügen der teutschen Aengstlichkeit zu, und eine französische Armee von 60,000 Mann stand vor Straßburg, um nach dem Sturze von Wien sogleich in Oesterreich einzufallen, die Türken zurück zu schlagen und endlich dem gedemüthigten Kaiser von Wien aus einen Frieden zu diktiren, um der unersättlichen Eroberungslust der Franzosen einen neuen Raub zu bringen. Allein unser Churfürst brach die langsamen Unter-

handlungen ab und bot seine Truppen insgesammt dem Kaiser zur Hilfe an. Gerne wurde sie genommen. Mit gleich feurigem Interesse für die Rettung der österreichischen Monarchie zogen auch der König von Polen, Johann Sobiesky, dann der Churfürst von Sachsen, Johann Georg, mit ihren Schaaren herbei. Schon soll das türkische Heer gegen 200,000 Mann gezählt haben, nicht unwahrscheinlich eine etwas übertriebene Summe, um den Sieg glänzender zu machen. Mit Heldenmuth vertheidigte sich Rüdiger von Stahrenberg, und mit Sehnsucht hoffte er dem angekündeten Ersaze entgegen.

Endlich nahten die teutschen Völker dem Lager der Barbaren. Fürst von Waldeck führte unsere vaterländischen Schaaren. An seiner Seite kämpfte und befehligte der Churfürst Max Emanuel. Auch die heldenmüthigen Polen waren zur Schlacht gerüstet. Am 12ten September 1683 wurde der Angriff auf das bevestigte Lager der Barbaren unternommen. Der Kampf war höchst mörderisch. Der Sieg vollständig. Die Türken wurden, mit Zurücklassung von 20,000 Todten, gänzlich in die Flucht geschlagen. Rink zählt eine enorme Beute auf, die den Türken abgenommen worden sei. Wir wollen auch ihm nicht gar zu viel Vertrauen schenken; jedoch läßt sich muthmassen, daß der Sieg höchst glänzend gewesen sei. Von jener Zeit an haben sich die Teutschen nicht so sehr auffallend mehr vor den Türken gefürchtet, und Frankreich hatte manchen seiner hinterlistigen Plane scheitern sehen. Genug, die Barbaren flohen nach der Wienerschlacht gegen ihre Gränzen, wurden aber bei Parkan nochmal eingeholt und eben so tüchtig geschlagen.

Mit Auszeichnung hatte in der ersten Schlacht der Churfürst den in Altötting vom Kaiser erhaltenen Degen getragen. Er wollte ihn noch nicht niederlegen. Im Jahre 1684 zog er mit neu organisirten Truppen noch einmal wider die Barbaren zu Felde. Der Kaiser schloß dagegen in demselben Jahre mit Frankreich einen zwanzigjährigen Waffenstillstand, nachdem auch Straßburg an die ewig für Teutschland feindliche Nachbarschaft abgegeben war. Ferner schloß Leopold I. mit Polen, mit Venedig und Rom eine Allianz gegen die Türken und nun, da

auch die bajerischen Klöster nicht unbedeutende Summen zur Führung des Türkenkrieges beigeschossen hatten, zog die bajerische Armee nach Ungarn. Es war im August und September des Jahres 1684. Max II. rückte gegen Ofen, welches die Türken besezt hielten. Die Stadt konnte nicht erobert werden, da eine im teutschen Heere ausgebrochene Seuche den Abzug gebot. Der Churfürst ging daher wieder nach München zurück und stellte neue Rüstungen für das folgende Jahr an. Wie viel dabei die Unterthanen zu leiden hatten, läßt sich denken. Im Frühlinge von 1685 wohnte Max der Schlacht bei Gran bei, dann der Wiedereroberung von Neuhäusel. Endlich wurde er zum Generalissimus der österreichischen Armee ernannt.

Nach der Einnahme von Ofen, am 2ten September 1685, ging Max nach Wien und nahm seine Gemalin, mit der er in diesem Jahre getraut worden war, mit nach München, um dort sich auf einen neuen Feldzug für das künftige Jahr vorzubereiten. Am 19ten Oktober traf er wieder in seiner Residenzstadt ein. Während des Winters wurden wieder die gehörigen Vorbereitungen zum nächsten Feldzuge getroffen. Maximilian II. zeichnete sich bei jedem Treffen durch Tapferkeit und Vorsicht aus. Nachdem er beinahe ganz Ungarn und Siebenbürgen von den Türken gereiniget hatte, erstürmte er auch noch die stärkste Grenzvestung der Türken, Belgrad, am 6ten September 1688. Der Türkenkrieg wurde noch längere Zeit, doch nur mit wechselndem Glücke für beide Partheien fortgeführt. Nach der Einnahme von **Belgrad***), wo Max Emanuel I. auf der türkischen

---

*) Die Belagerung dieser Veste nahm am 21ten August 1688 ihren Anfang. Das ganze österreichisch-bajerische Armeekorps stand vor ihren Mauern. Alle Belagerungskünste wurden von beiden Theilen erschöpft. Endlich war Bresche geschossen, und auf den 5ten September sollte der fürchterliche Sturm gewagt werden. Allein eine feindliche Bombe fiel auf einige Tonnen Pulvers, eben an jenem Plaze, wo Minen angelegt waren, und die daraus entstandene Verwirrung verschob die vorbestimmte Erstürmung vom 5ten auf den 6ten September. Max Emanuel ließ nun die Be-

Mauer der Erste gewesen war, zog jedoch derselbe wieder in sein Bajern zurück. Die Jugend war geopfert und viele Summen, die dem Vaterlande nöthig gewesen wären, für fremdes Interesse vergeudet, dadurch aber die alten Wunden nur mehr aufgerissen, statt geheilt. Keine Macht hatte so thätigen Antheil an dem Türkenkriege genommen, als Bajern.

§. 269.

Der französisch-teutsche Krieg.

Kaum war Max Emanuel wieder in sein Vaterland zurückgekommen; so brach der Krieg zwischen Frankreich und Oester-

---

lagerten nochmal zur Uebergabe auffordern, diese aber schlugen dieselbe rund ab. Somit wurde denn der Sturm am 6ten, früh 9 Uhr, an fünf verschiedenen Orten unter der Loosung „Emanuel oder Gott mit uns" begonnen. Mit unwiderstehlicher Gewalt nahmen die Teutschen von der Bresche Besiz. Hinter der Bresche aber befand sich ein noch ziemlich tiefer und mit einer hohen Mauer geschüzter Graben. Diese mußte erstiegen werden, wenn die Vestung fallen sollte. Max Emanuel stand auf der Bresche und sah das ungehoffte Hinderniß plözlich vor sich. Allein mit dem Rufe „Brüder folgt mir nach!" drang er vorwärts, um ihn die tapferen Schaaren vom Vaterlande. Die Feinde waren bald aus dem Graben vertrieben und die Mauer wurde von einem daran gebauten Hause aus erstiegen. Das Gemezel war fürchterlich. Nach zwei Stunden war aber Belgrad erobert. Max hatte sich den feindlichen Pfeilen und Feuer beständig ausgesezt, und war auch durch einen Pfeil im Gesichte verwundet worden. Demohngeachtet wollte er aber vom weiteren Vordringen nicht ablassen, und der Zweck wurde erreicht. Die Türken, welche in der Stadt dem Schwerdte entronnen waren, flohen auf das Kastell und stellten die Kapitulazionsfahne auf. Diese Kapitulazion wurde ihnen auch zugestanden, und der Churfürst schickte sie als Kriegsgefangene nach Wien. Der Verlust, den die teutsche Armee bei diesem Sturme erlitten hatte, war bedeutend. Gegen dreitausend Todte lagen auf dem Kampfplaze und beinahe eben so Viele waren verwundet. Der Türkenkrieg dauerte jedoch noch eilf Jahre fort.

reich aus. Zwar war ein zwanzigjähriger Waffenstillstand zwischen beiden Mächten geschlossen worden; allein Frankreich war gegen den Kaiser und das teutsche Reich zu unredlich, um ihn zu halten. Ludwig XIV. wollte erobern, und bei solchen Absichten fehlt es nicht an Vorwänden zum Kriege. Im Jahre 1685 war nehmlich die Linie Pfalz=Simmern erloschen. Dem Erbrechte gemäß sollte Pfalzneuburg Erbe der Rheinpfalz werden. Allein Karls, des lezt verstorbenen Churfürsten, Schwester hatte den Herzog Philipp von Orleans geheirathet, bei ihrer Verehlichung aber auf alle Ansprüche auf ihr Vaterland mit Ausnahme ihres Heirathsgutes verzichtet. Nach dem Tode Karls wollte daher der Pfalzgraf von Neuburg von der Rheinpfalz Besiz nehmen. Troz der Verzichtung der Frau Herzogin von Orleans machte aber Frankreich jezt seine Ansprüche auf das bezeichnete Land mit Gewalt geltend, in der Absicht, der durch den Türkenkrieg geschwächte Kaiser und Churbajern seien nicht im Stande, dieselben mit Waffengewalt zurückzuweisen. Allein die Teutschen kannten aus reiflicher Erfahrung die französische Politik zu gut, um bei derselben gleichgültig zu bleiben. Genug Landes war schon an den eifersüchtigen Nachbar gefallen. Mehr sich nehmen zu lassen, wäre eine Thorheit gewesen. Folglich schlossen, am 9ten Juli 1686, der Kaiser, die Churfürsten von Bajern und Sachsen, dann Spanien und Schweden in Augsburg, endlich der fränkische, obersächsische und schwäbische Kreis eine Allianz zur Aufrechthaltung der Münsterischen, Nimwegischen und Regensburger Frieden gegen Frankreich; der neue Churfürst von der Pfalz trat diesem Bündnisse, welches ohnehin nur seinem Interesse zusagte, bei. Frankreich ließ sich dadurch nicht irre machen. Sein Einfluß wurde nur noch gewaltthätiger.

In Köln starb am 3ten Juni 1688 der Erzbischof und Churfürst, Maximilian Heinrich, ein großväterlicher Oheim unseres Churfürsten. Frankreich suchte nun einen seinen Interessen ergebenen Günstling auf den erzbischöflichen Stuhl zu bringen; der Kaiser aber gab sich Mühe, auch in Köln die teutschen Kriegsinteressen fortan aufrecht zu erhalten. Allein die

teutsche Vestigkeit und päpstlicher Ernst sezten den Bruder unseres Churfürsten auf den Kölner Erzbischofsstuhl. Die Franzosen dadurch beleidigt machen verheerende Züge nach Teutschland, bis die Oesterreicher ihnen den Krieg erklärten. Kaum hatte daher Max Emanuel die Eroberung von Belgrad vollendet, als ein neuer Kampf neue Opfer von ihm und seinem Lande forderte. In München angelangt, jagte er den französischen Gesandten fort. Schnell wurden neue Truppen geworben, neue Auflagen gemacht und nun vereinigte sich der Churfürst mit dem Brandenburgischen und Lothringischen Heere. Mainz wird erobert, und nach dem Tode des Prinzen Karl von Lothringen übernimmt unser Churfürst den Oberbefehl über die gesammte Reichsarmee, ohne jedoch auch namhafte Vortheile über die Franzosen erringen zu können. Es lag dem glanzsüchtigen Churfürsten oft mehr an einem glänzenden Feste als an der mühevollen Erringung eines glänzenden Sieges. Um diese Prachtliebe und Glanzsucht des Churfürsten zu vermehren, gelangt jezt ein sehr schmeichelhaftes Anerbieten an ihn. Eben hielt sich Max Emanuel in Venedig auf, als spanische Gesandte ihm die Statthalterschaft in den spanischen Niederlanden mit 75,000 Thalern monatlichen Gehaltes anboten. Das war im Jahre 1691. Mit Begierde ergreift der Churfürst dieses an keine weiteren seine Herrschaft beschränkenden Bedingungen geknüpfte Amt. Sogleich geht er nach München, bestellt dort die Regirung während seiner Abwesenheit und hält am 26ten März 1692 seinen feierlichen Einzug in Brüssel. Seine Abwesenheit that dem Vaterlande nicht wohl. Zwei Dinge saugten an dem ohnehin von früheren Wunden noch blutenden Staatskörper. Der französisch-teutsche Krieg forderte Summen, und Summen forderte auch die verschwenderische Prachtliebe des Churfürsten. Das Geld floß in's Ausland, die Armuth und der vermehrte Unterthanendruck blieben im Vaterlande. Dazu kam noch, daß die Franzosen meistens über die Teutschen siegten und so für diese auch die Hoffnung eines ehrenvollen Friedens erlosch. Dessenungeachtet suchte Ludwig der XIV. den Krieg, der nie zum Vortheile der Völker ist, zu endigen. Da drohte jedoch in der Ferne ein anderes Ungewitter, die von drei Souveränen bestrittene spanische Thronfolge. Der König von Spanien, Karl II., hat keine Erben. Frankreichs König hat eine Schwe-

Dieses Blatt gehört zum 4ten Hefte des 3ten Bandes, wogegen das dort befindliche herausgeschnitten wird.

ster des spanischen Monarchen, Maria Theresia, zur Gemalin; die zweite Schwester des spanischen Königs war Margaretha Theresia, die Gemalin Kaiser Leopolds I. von Oesterreich. Diese hatte eine Tochter, die Maria Antonia, geboren. Maria Antonia aber ist die Gemalin unseres Churfürsten, folglich hat auch sie Erbansprüche auf das Reich Karls II. Maria Antonia stirbt aber am 24ten Dezember 1692, hinterläßt jedoch den Prinzen Joseph Ferdinand, auf welchen daher die Ansprüche der Mutter übergehen.

Aber auch in Oesterreich ist noch ein erbfähiger Prinz, der Erzherzog Karl, Sohn Kaiser Leopolds, vorhanden. Ueberdies ist Oesterreich mit Spanien doppelt verwandt, will also auch seine Ansprüche auf erhöhte Weise geltend machen. Im Hintergrunde steht auch noch der Herzog Viktor Amadeus von Savojen, um, obgleich entfernter als alle die Genannten, verwandt, dennoch bei günstiger Gelegenheit auch seine Rechte geltend zu machen. Diese gegenseitigen Ansprüche auf die spanische Monarchie, im Falle des Todes Karls II., beschäftigten jetzt alle Gemüther. Dessenungeachtet war aber der Krieg fortgesetzt worden. Während desselben pflegte man Unterhandlungen über die spanische Thronfolge. Das erste Resultat derselben war ein Theilungsvertrag zwischen Frankreich, Oesterreich und Bajern, in Betreff der spanischen Erblande ohne Zuziehung des spanischen Königs selbst. Dieser erzürnt über ein so eigenmächtiges Betragen, ernennt mit Zuziehung seines geheimen Rathes den bajerischen Prinzen, Joseph Ferdinand, zu seinem Nachfolger, und glaubt so, allen Ansprüchen anderer Thronbewerber ihre Gültigkeit genommen zu haben.

Joseph Ferdinand heißt jetzt Prinz von Asturien. Daß die Freude des bajerischen Volkes über diese Erhebung sehr groß war, ist leicht zu errathen, wenn man die Liebe dieser Nazion zu ihrem Fürstenhause kennt. Der Prinz befindet sich noch in München, um dort erzogen zu werden. Spanien schickt eine glänzende Flotte in die Nordseeischen Gewässer, um seinen Thronerben vom Statthalter der Niederlande, von unserem Churfürsten, von Brüssel aus holen zu lassen. Der Prinz von Asturien wird auf Befehl seines Vaters von München abgeholt und in die niederländische Residenzstadt feierlichst eingeführt. Feste häufen

sich auf Feste. Der Jubel will gar nicht enden. Je grösser die Freude, desto empfindlicher der Schmerz. Ende Jänners 1699 wird Joseph Ferdinand plözlich krank. Er zählte erst seit dem Oktober vorigen Jahres sechs Lebensjahre. Die Krankheit wächst. Man sieht schon mit gewöhnlichen Augen, daß der Magen durch Erbrechen sich von etwas Fremdartigen erledigen will. Der Leibarzt Don Louis will jedoch, unter dem Vorgeben, der Kranke sei zu schwach, kein Brechmittel geben. Die Natur, meint der Arzt, könne sich selber helfen. Sie half nicht.

Am frühesten Morgen des 6ten Februar 1699 war der Prinz von Asturien, die glänzendste Hoffnung seines Vaters und Vaterlandes, eine Leiche. Böse Zungen haben geäussert, er sei an Gift gestorben. Man denke sich nun den Schmerz des in seinen Hoffnungen so bitter getäuschten Vaters. Um des verstorbenen Sohnes willen hatte er schon die polnische Krone ausgeschlagen, obgleich er des Polenkönigs Johann II. Sobiesky Tochter, Theresia Kunigunda, seit 1695 zur Gemalin und daher auf den Thron seines Schwiegervaters genügende Ansprüche hatte und auch die Grossen jenes Landes diese Ansprüche bei ihrer Königswahl berücksichtigen wollten. Maximilian Emanuel dachte, die Statthalterschaft der Niederlande, vielleicht die Niederlande selbst einmal ganz erhalten zu können und lenkte daher die polnische Königswahl von seiner Person ab. Jezt sieht er sich auf eine unerwartete Weise in allen seinen Planen getäuscht.

Zwei Jahre vor dem Tode des Prinzen war der Friede zwischen allen Hauptmächten Europas, am 30ten Oktober 1697, zu Stande gekommen. In diesem Ryßwicker Frieden wurde Straßburg wiederholt an Frankreich abgetreten, nachdem dieses Land ohnehin im Ganzen Sieger geblieben war. So nahte ein neues Jahrhundert und mit ihm die Aussicht auf einen neuen Krieg. König Karl II. hatte nach dem Tode des Prinzen von Asturien ein neues Testament verfertigt und in demselben den Herzog Philipp von Anjou, zweiten Sohn des französischen Thronerben zum Nachfolger seiner ganzen Monarchie eingesezt.

Am 1ten November 1700 stirbt Karl, und nun ist die Frage: wer wird König von Spanien, Philipp von Anjou,

Erzherzog Karl oder der Herzog von Savojen, der in dem Testamente auch, aber als lezter Substitut genannt ist? Früher schon war ein zweiter Theilungsvertrag auf den Todesfall des spanischen Königs zwischen Frankreich und Oesterreich zu Stande gekommen. Diesem Vertrage gemäß sollte der Erzherzog Karl die beiden Indien mit den Niederlanden erhalten. Karl II. war gestorben und Frankreich erkennt den abgeschlossenen Vertrag nicht, wohl aber das Testament des verstorbenen Königs an. Ludwig XIV. verbindet sich durch glänzende Vorspiegelungen mit unserem leichtgläubigen Churfürsten, verspricht ihm die fortwährende Statthalterschaft der Niederlande, wenn er eine Armee von 20,000 Mann gegen Oesterreich zu führen sich verbindlich mache. Max II. läßt sich durch französische Glanzmachereien und vage Versprechungen bethören, übergibt die Niederlande den Truppen Philipps V. von Anjou, die Statthalterschaft dem Marquis von Bedmar und kehrt wieder einmal nach Bajern zurück, wo er seit acht verhängnißvollen Jahren nicht mehr gewesen war. Tiefe Wunden hatte seine Abwesenheit, noch mehr seine Verschwendung geschlagen. Grosse Schuldenlast drückte das Land; da kam ein neuer Krieg, um die alten Uebel zu mehren.

§. 270.

Der spanische Erbfolgekrieg.

Philipp von Anjou wollte König von Spanien sein, der Erzherzog Karl ebenfalls. Nur die Waffen können einen solchen Streit zwischen zwei Großmächten entscheiden. Noch war die Frage, ob Oesterreich den Kampf für die Erbschaftsinteressen seines Prinzen allein oder mit Unterstüzung des teutschen Reiches führen soll. Einige von seinen Fürsten treten auf französische Seite, darunter auch der Churfürst von Köln, Bruder unseres Churfürsten, mehrere wollen eine bewaffnete Neutralität in dem nahenden Kampfe aufrecht erhalten, andere begünstigen Oesterreich.

Unter den Neutralen will auch Max Emanuel bleiben. Zu diesem Zwecke versammelt er seine Truppen bei München und harrt hier in Mitte einer nicht unansehnlichen Kriegsmacht der Dinge, die da kommen sollen. Sie kamen, wider Erwarten traurig für das Vaterland. England tritt auf Oesterreichs Seite und im Mai 1702 wird an Frankreich der Krieg erklärt, nachdem der Kaiser Leopold das Herzogthum Mailand schon mit 32,000 Mann hat besezen lassen. Dem Bündnisse mit dem Kaiser tritt auch Holland bei und nun ist die Frage allerdings schwierig, welcher von beiden Kronwerbern siegen werde. Um in den teutschen Fürsten keinen geheimen noch offenen Feind zu besizen, fordert Leopold auch das teutsche Reich zum Kampfe auf. Die Bisthümer Lüttich und Köln waren von den Franzosen besezt, dadurch aber das teutsche Gebiet verlezt; folglich die Fürsten des Reiches verbunden, eine solche Verlezung mit den Waffen zurück zu weisen. —

Mit Ausnahme von Braunschweig-Wolfenbüttel und Bajern wurde von den übrigen teutschen Kreisen der kaiserlichen Aufforderung auch wirklich Folge geleistet und der Krieg an Frankreich erklärt. Unser Churfürst dagegen verband sich mit Frankreich und Spanien offenbar zum Nachtheile seines Landes. Die den Franzosen versprochenen 20,000 Mann Bajern rückten in's Feld. Ulm wird von ihnen mit List erobert und nun ziehen sie gegen den Rhein, um sich mit den herauskommenden Franzosen zu verbinden. Der Kaiser gibt sich alle Mühe, seinen Schwiegersohn selbst nach diesem ersten durch die Besezung einer Reichsstadt, die Ulm war, feindseligen Schritte gegen das teutsche Reich von der Allianz mit Frankreich abzubringen. Nichts fruchtet, selbst eigenhändige Briefe des Kaisers nicht. Der Churfürst vertraut nun einmal den französischen Lockungen und der Krieg ist entschieden. Auch Memmingen wird von unseren Truppen erobert. Neuburg eingenommen, eine Abtheilung Oesterreicher bei Wemding geschlagen und der Churfürst stimmt im Taumel unbedeutender Siege seine Hoffnungen nur noch höher.

Endlich werden alle Unterhandlungen abgebrochen und der Krieg im Jahre 1703 mit grösserer Erbitterung geführt. Max

hatte alle nöthigen Einrichtungen zur Vertheidigung seines Landes getroffen, sein Heer auf 30,000 Mann erhöht, alles Volk ist für ihn und Niemand will sich den Oesterreichern in die Arme werfen. Noch war die Vereinigung der bajerischen und französischen Truppen nicht erfolgt. Die Reichsarmee hatte dieselbe bisher gehindert. Sie sollte auch jezt nicht erfolgen. General Graf von Styrum rückt mit 9000 Mann Reichstruppen in die obere Pfalz ein, schlägt den bajerischen General WolfRamsdorf bei Dietfurt, erobert Freistadt und Neumarkt und beobachtet von dort aus die unter dem Kommando des Marschall Villars nahenden, durch den Schwarzwald heraufkommenden Franzosen. Auch rücken zu gleicher Zeit 20,000 Oesterreicher und Sachsen von Passau her in unser Vaterland ein und erobern Schärding. Passau und Neuburg am Inn waren schon von den Oesterreichern besezt; bei Braunau aber lagerten die Truppen unseres Churfürsten. Derselbe machte nun eine Wendung gegen Passau, zu dessen Entsezung aber der österreichische General Graf von Schlick herbei eilte.

Während dieß geschieht, rückt Max dem General Pleß bei Eisenbirn entgegen, schlägt ihn auf's Haupt und Neuburg ergibt sich wieder an die Bajern. Hierauf schickt der Churfürst eine Truppenabtheilung unter dem Kommando des Grafen von Arco in die obere Pfalz gegen den General Styrum. Arco erzwingt bei Eichhofen den Uebergang über die Vils und tödtet den Ansbacher Markgrafen, Georg Friedrich, in einem höchst blutigen Gefechte. Graf von Schlick rückt bei dieser Nachricht aus Passau, um dem Grafen Styrum zu Hilfe zu kommen. Da wendet Arco um, vereinigt sich wieder mit dem Churfürsten, dieser besezt Regensburg und zieht gegen Straubing hinab, um den Oesterreichern bald eine Schlacht zu liefern. Diese aber haben sich schon wieder nach Passau zurück gezogen, nachdem sie Vilshofen geräumt hatten. Max wollte gegen Passau nichts unternehmen, bevor er nicht seine Vereinigung mit den Franzosen zu Stande gebracht hatte. Diese Vereinigung aber erfolgte bei Duttlingen, nachdem Max sein Heer von Niederbajern gegen Schwaben hin gezogen hatte. Den Oberbefehl über beide

Armeen erhielt Max. Dieser entwarf nun den Plan des künftigen Feldzuges. Derselbe bestand darin, daß man sich mit dem von Italien herziehenden General Vendome in Tyrol verbinden und dann mit vereinter Kraft gegen Oesterreich ziehen sollte. Der Churfürst besezt demgemäß Tyrol mit 16,000 Mann und der französische General Villars bleibt an der Donau stehen, um Bajern zu decken und die Oesterreicher bei Passau und in der oberen Pfalz zu beobachten. Kufstein wird erobert und verbrannt, Innsbruck besezt und selbst der Paß von Scharniz überrumpelt. Nun fehlte nichts, als Vendome. Ganz Tyrol wäre, ehe es zur Besinnung hätte kommen können, ein erobertes Land gewesen. Allein Vendome kam nicht, dafür kommt der Tyroler Krieg.

§. 271.

Der Tyroler Freiheitskrieg.

Es gibt Nazionen in der Welt, welche ihr Vaterland unüberwindlich macht und durchaus nicht zu Sklaven werden läßt; Nazionen, welche umschlossen von majestätischen Naturvestungen ein Völklein voll inniger Anhänglichkeit an ihre Verfassung und ihre Fürsten bilden, das nur gewonnen, aber nicht unterworfen werden kann. Ein solches Völklein sind die Tyroler und Schweizer, wenn auch in Verfassungen verschieden, doch immer mehr zur Freiheit, als zur Unterwerfung eines fremden Herrn geboren. Auf den Tyroler Alpen wurden einst bajerische Fürsten besungen, Tyrol war einst eine bajerische Provinz. Oesterreichische Politik und bajerische Gleichgültigkeit hat dem Vaterlande diese Provinz mit ihrem kräftigen Völklein aus den Armen gerissen, und nun steht Maximilian Emanuel in ihren Engpässen, in ihren frohen Thälern, um sie mit Waffengewalt dem ersten Herrn wieder zurück zu geben. Der Gedanke war kühn, aber er stüzte sich auf die Hilfe der Franzosen, mit denen die Teutschen noch sehr wenig Glück gemacht haben. Kufstein war schon eingenommen; Innsbruck war besezt, eben so der Paß

von Scharniz, kurz ganz Tyrol wäre auf die schnellste Art in die Hände der Bajern gefallen, wenn Vendome von Italien her gekommen wäre; allein Vendome kam nicht und die Tyroler griffen zu den Waffen, um ihr Vaterland von den Feinden selbst zu reinigen. Die Rohheit und Anmassung bajerischer Krieger soll sie zu diesem Entschlusse gebracht haben.

Ende Juli 1703 erhebt sich die Insurrekzion auf allen Punkten des gefährlichen Berglandes. Wohl zielende Schüzen zeigen sich auf den steilsten Höhen, wohin der Feind nicht gelangen konnte. In jedem Engpaß traf man auf Tyroler, jede Bergschlucht umfaßte ein Häuflein der tapferen Schaaren. In einem solchen Lande ist der Krieg schwer zu führen, noch schwerer ein Sieg zu erringen. Bald sieht der Churfürst alle wichtigen Päße weggenommen, die Insurgentenzahl stündlich vermehrt, alle Hauptausgänge nach Bajern von ihnen besezt und die Gefahr wachsen mit jedem Augenblicke. Einmal legt ein feindlicher Schüze auf den Churfürsten an, Graf Arco siehts, stellt sich vor seinen Herrn und verblutet für ihn sein Leben; da wüthet Max. Mit unwiderstehlicher Gewalt wird die Strasse über *Zirl* nach der Scharniz frei gemacht, Scharniz wieder genommen, die Schanzen an der Martinswand erobert; doch umsonst.

Schon nahen österreichische Truppen den tapferen Insurgenten zu Hilfe, die Bajern sehen sich genöthigt zu weichen. Schon hat der Churfürst nur noch 8000 Mann, eben so viele sind verloren. Mit diesen zieht er durch Mittenwald in's erschöpfte Vaterland zurück, um sein Heer zu verstärken und dem General Vendome, der schon in's Tridentinische eingefallen war, die übrige Arbeit zu lassen. Bald war das bajerische Heer wieder verstärkt; aber der Feind bricht auch von allen Seiten in's Land. General Heister verjagt die Bajern aus der Grafschaft Werdenfels, Partenkirchen fällt in seine Hände und die erbitterten Tyroler verheeren das südliche Vaterland mit Raub, Mord und Brand. General Herbeville fällt aus Böhmen in die obere Pfalz ein, diese wird beinahe ganz erobert und besezt; General Reventlau kommt von Passau her gegen Oberbajern angezogen, München soll sein Ziel sein. Markgraf Ludwig von

Baden erobert Augsburg und schneidet dadurch den Franzosen die Verbindung mit ihrem Vaterlande ab, kurz der Feind naht von allen Seiten. Da bietet der Churfürst dem Markgrafen eine Schlacht an; dieser weicht derselben aus, zieht sich von Augsburg weg, diese Stadt wird wieder erobert, Passau genommen, die Oesterreicher zurück gedrängt und endlich Bajern, mit Ausnahme der oberen Pfalz, von den Feinden gänzlich gereiniget.

§. 272.

Bajern unter Oesterreichs Szepter.

Vendome kam aber noch immer nicht aus Tyrol, seine Boten waren aufgefangen worden und so wußte man von den Franzosen auf zwei Seiten sehr wenig. Max bietet Alles zu den Waffen; aber auch seine Feinde beschliessen seinen völligen Untergang. Der herzogliche Prinz Eugen von Savojen räth, zunächst alle Streitkräfte gegen den Churfürsten von Bajern zu richten, denselben zu besiegen, zu verjagen, seine Gränzen zu besezen und dann mit aller Gesammtmacht in Bajern selbst einzufallen. Zuerst machen der Kaiser und König Friedrich I. von Preussen dem Churfürsten Friedensanträge. Max verwirft sie und rüstet sich vielmehr zum äussersten Kampfe.

So nahet das Jahr 1704. Die Franzosen haben entscheidende Siege über die teutschen Reichstruppen am Rhein, über die Oesterreicher in Italien davon getragen; Ungarns Aufstand drohte bald gegen Wien siegreich hervorzubrechen; Herbeville, der von der oberen Pfalz näher gegen die Donau heranfrückte, wird zurückgeworfen; allein bald wendet sich die Glücksgöttin vom Vaterlande ab. Der englische General Marlborough ist von den Niederlanden her gekommen, hat durch Gegenmärsche die Franzosen getäuscht, sich bei Ulm mit dem Markgrafen von Baden vereinigt, Donauwörth angegriffen und erobert. Der Churfürst saß während der Zeit hinter den Mauern von Augsburg und erwartete den französischen General Tallard, um sich

mit ihm zu vereinigen und den Oesterreichern eine entscheidende Schlacht zu liefern. Tallard kam und brachte ein wohl organisirtes Heer von 48 Bataillons und 60 Eskadrons mit. Die Feinde hatten sich übrigens schon bis vor die Thore Münchens verbreitet und das Elend auf dem Lande vollständig gemacht. Auf der südlichen Seite waren die Tyroler heraus gedrungen, hatten die obere Gegend an der Isar und dem Inn gänzlich verheert und nun sollte eine Hauptschlacht das Schicksal beider Partheien entscheiden. Sie entschied zum Nachtheile unseres Vaterlandes.

Es war die Schlacht bei Höchstädt am 13ten August 1704. Auf österreichischer Seite standen der Markgraf von Baden, der General Marlborough und der Prinz Eugen von Savojen. Auf französischer Seite Churfürst Max und General Tallard. Beide hatten so ziemlich gleiche Heere an Anzahl ihrer Truppen und ihres Geschüzes. Die Schlacht beginnt. Anfangs siegen die Bajern auf dem linken Flügel unter dem Commando ihres tapferen Churfürsten; endlich überwältigen die Oesterreicher das ganze französisch-bajerische Heer. Die Schlacht wüthet fürchterlich. Marlborough durchbricht das Centrum, schneidet dadurch eine bedeutende französische Abtheilung bei Blindheim von dem Gros der Armee ab. General Tallard wird gefangen, jene Abtheilung ergibt sich an Marlborough, 20,000 Mann Todte liegen auf dem Schlachtfelde, da gibt der Churfürst das Zeichen zum Rückzuge und die Oesterreicher haben einen glänzenden Sieg errungen.

Unaufhaltsam flieht der Churfürst mit seinen Trümmern über den Rhein, geht nach den Niederlanden und wird wieder Statthalter daselbst. Seiner Gemalin Theresia hat er das verwaiste Vaterland anvertraut. Bajern liegt nun den Oesterreichern vollkommen offen. Einzelne Patrioten vertheidigen sich zwar noch tapfer; aber den Einzelnen fehlt ein kräftiger Mann an der Spize. Bajern ist seinen Feinden Preis gegeben. Regensburg, Passau, Straubing, Ulm, Donauwörth waren ohnehin schon in Feindeshand, der Churfürst war geflohen, seine Gemalin konnte dem Unglücke in seiner fürchterlichsten Grösse

nicht mehr Einhalt thun, der Kaiser ist auf Max Emanuel nicht mit Unrecht höchst erbittert, weil er zweimalige Friedensvorschläge verworfen hat und nun soll Bajern eine österreichische Provinz werden. Eine grosse Schuld an diesem für ein seinem angebornen Regentenhause stets treuen Volke trug gewiß Max. Wozu war sein Bündniß mit Frankreich? Er konnte bei den vielen Feinden, von denen er umzingelt war, wohl sein endliches Schicksal voraussehen. Aber, wir sagen es mit Schmerz, den Churfürsten leitete die Rache mehr, als die Politik.

In das Innerste seiner Seele hatte der schlaue Franzose den Verdacht gelegt, als hätte Oesterreich seinen geliebten Prinzen, Joseph Ferdinand, vergiftet, um dessen Ansprüche auf die spanische Monarchie zu vertilgen. Max glaubte viele Wahrscheinlichkeit in dieser Anklage zu finden und befolgte deßhalb in dem bezeichneten Kriege mehr die Anforderungen seiner Leidenschaft, als die einer gesunden Politik. Uebrigens müssen wir auch gestehen, daß der Churfürst mit zu grosser dem Vaterlande stets nachtheiliger Vorliebe an der Statthalterschaft der Niederlande und der Pracht des dortigen Hoflebens hing, und darüber seine Bajern, die doch ihr Theuerstes für ihn opferten, vergaß. Oesterreich hatte nun in allem Ernste beschlossen, Bajern zu unterwerfen, zu besezen, die Wittelsbacher zu entfernen und in unserem unglücklichen Vaterlande eine österreichische Regirung herzustellen. Das Rentamt München sollte die Churfürstin Theresia ernähren, dieser Unterhalt für das bajerische Regentenhaus aber auch die lezte Unterstüzung des verlornen Landes sein.

Bei dieser ganzen Rechnung hatten aber die Oesterreicher einen gewaltigen Verstoß gemacht. Sie hatten nehmlich die Vaterlandsliebe und Unterthanentreue der Bajern vergessen, vergessen den Haß derselben gegen Oesterreich. Doch alle diese Umstände konnten mit Waffengewalt beseitiget werden. Bajern wird nun mit kaiserlichen Truppen überschwemmt; alle vesten Pläze werden von ihnen in Besiz genommen, alle Zeughäuser geleert, alle Bürger entwaffnet, die bajerischen Beamten entlassen und an ihre Stelle Oesterreicher gesezt, endlich, nachdem auch die Churfürstin das Vaterland verließ, eine Cen-

tralregirung aus Oesterreichern gebildet, der Kaiser Leopold als Herr und Gebieter von Bajern proklamirt. In Landshut war der Regirungssiz. Da stirbt Kaiser Leopold I.; sein Sohn Joseph I. besteigt den väterlichen Thron am 5ten Mai 1705. Einer der grimmigsten Feinde Frankreichs und seiner Allirten läßt er Bajern auf entehrende Weise behandeln und reizt dadurch die Verzweiflung des Volkes gegen sich.

Gegen den Vertrag, welchen die Churfürstin mit Kaiser Leopold eingegangen hatte, wird auch München besezt; die Bestungswerke dieser Hauptstadt werden niedergerissen, die Zeughäuser geleert, auf fürchterliche Weise die Einwohner gebrandschazt, die Churfürstin, als sie wieder nach Bajern will, an der Gränze zurückgewiesen, ihre Kinder, die in München zurückblieben, unter die strengste Aufsicht gestellt, als Grafen behandelt, später sogar nach Oesterreich abgeführt, alle Patrioten aus dem Lande gejagt, eine allgemeine Entwaffnung unter Todesstrafe anbefohlen, alle Klagen der Landstände schnöde zurück gewiesen, endlich eine Aushebung von 10,000 Bajern angeordnet, um gegen die Ungarn und nach Italien gegen die Franzosen geführt zu werden. Ein solches Unglück war noch nie über das Vaterland herein gebrochen. Aber da erhoben sich Einzelne, fachten den Patriotismus Mehrerer an, es entstanden Verschwörungen, man bewaffnete sich heimlich und es drohte bald eine allseitige Insurrekzion gegen die barbarischen Eroberer los zu brechen.

Schon werden hie und da verborgene Pulvervorräthe aufgespürt, die Wachsamkeit der Oesterreicher verdoppelt sich, aber auch die Wuth der Bajern. Heimliche Befehle waren von dem Churfürsten an manche seiner Getreuen ergangen, eine allgemeine Bewaffnung anzuordnen; der Freiherr von Lier hatte solche Befehle schon öfters ausgetheilt, war aber von den Oesterreichern entdeckt worden. Ihre Truppen wurden daher vermehrt und der neue Kaiser ward nur noch mehr gegen Bajern erbittert. Die Churfürstlichen Prinzen führte man nach Klagenfurth in Kärnten, behandelte sie dort als Grafen von Wittelsbach, die Churfürstin wurde in Italien zurück gehalten, manche Bezirke in

Bajern an kaiserliche Günstlinge zu Lehen vertheilt, kurz das Elend nahm auf eine auffallende Weise überhand. Da entschloß sich ein Jurist von der Universität Ingolstadt, Plinganser, eine förmliche Bewaffnung zu organisiren.

§. 273.

Die Schlacht der Patrioten bei Sendling.

Plinganser, voll Feuereifer für die gerechte Sache seines Fürsten und seines Vaterlandes, unternimmt das grosse Werk einer bewaffneten Insurrekzion. Seine thätigsten Genossen sind Meindel und Oertel. Proklamazionen werden gedruckt und überall hin vertheilt. Bald ist ein Heer von 20,000 bewaffneten Bauern zwischen dem Inn und der Isar hergestellt. Der Aufruhr wächst. Plinganser erobert Burghausen, schlägt den österreichischen Obristen Wendt, in seine Hände fallen Schärding und Braunau, in Burghausen wird eine provisorische Regirung, unter der Leitung des Freiherrn von Prilmaier, eingesezt und stündlich vermehren sich die Insurgentenhaufen.

Die Oesterreicher, welche ihre meisten Truppen nach Italien gesendet haben, sind noch zu schwach, um es mit den erbitterten Patrioten aufzunehmen. Sie wollen daher durch List erreichen, was ihnen durch Gewalt nicht möglich ist. Es werden Unterhandlungen mit Herrn von Prilmair angeknüpft; aber Plinganser verwirft alle Resultate derselben. Er durchschaut die österreichischen Plane, die nur zum Zwecke haben, Zeit zu gewinnen, um Verstärkungen aus Oesterreich zu erhalten. Er sezt seine Eroberungen fort und vermehrt seine unregelmäßigen Kriegerhaufen, die mit allerlei Mordinstrumenten bewaffnet sind. Neuötting wird von ihm erobert und besezt, dagegen wird Kellheim wieder von den Oesterreichern genommen und einem Insurgentenhaufen bei Dingolfing eine bedeutende Niederlage beigebracht.

Daß der Aufstand nicht bestimmte und noch erfolgreichere Resultate gewann, trug der eigennüzige Adel des Vaterlan-

des viele Schuld. Ihm hätte die erste Pflicht, das Vaterland zu retten, gebührt; denn seine Interessen waren mit denen des Churfürsten zunächst verbunden. Allein derselbe schwankte zwischen Oesterreich und Bajern und entschied somit nichts. Die Bauern aber allein waren nicht im Stande, Alles zu leisten, was durch eine vereinte Kraft hätte geleistet werden können. Daher kam es auch, daß die Anführer der Insurgenten unter sich selbst nicht ganz einig waren. Ein französischer Hauptmann Gauthier befehligte nun einen Insurgentenhaufen von einigen tausend Mann Oberländern. Seine Absicht war, München, wo damals der kaiserliche Oberst Wendt die militärische und der Graf von Löwenstein Werthheim die höchste Civilgewalt ausübten, zu erobern. Schon waren zwischen den bewaffneten Patrioten und den Bürgern der Hauptstadt Verbindungen angeknüpft. Auf den 25ten Dezember 1705 sollte der Hauptplan ausgeführt werden.

Von Tölz her nahen die Landesvertheidiger, unbesorgt um den Feind, der ihnen in den Rücken fallen könne. Dieser Feind aber ist der österreichische Generalmajor Kriechbaum, der bei Anzing mit Hilfstruppen für den Obristen Wendt steht. Dieser jedoch weiß von dem ganzen Plane der Insurgenten. In der Hauptstadt hat man ihm denselben verrathen. Er trifft daher mit aller Vorsicht seine Anstalten, benachrichtigt den Generalmajor, daß sich derselbe auf den ersten Kanonenschuß, den er höre, sogleich in den Marsch sezen und den Insurgenten in den Rücken fallen solle. Gauthier wogt nun mit seinen kampflustigen Schaaren in der Nacht vom 24igsten auf den 25igsten Dezember 1705 gegen die Isarbrücke. Diese wird genommen, der Thurm erobert und nun kommt Kriechbaum und fällt den Siegern in den Rücken. Sie weichen, brechen durch und ziehen sich gegen die Anhöhen von Sendling (Untersendling) zurück, um sich für eine Schlacht aufzustellen. Die Oesterreicher strömen aber aus München heraus, die Bauern kämpfen mit fürchterlichem Muthe, werden aber von der Uebermacht überwältigt und gänzlich geschlagen. Die Darstellung ihres heissesten Kampfes zeigt die Nordseite der Sendlinger Kirche, ein patriotisches

Meisterstück von Lindenschmidt. Groß war die Niederlage der Braven, die für ihren geliebten Fürstenstamm, für ihr hoch verehrtes Vaterland gefallen waren. Erst König Ludwig hat ihrem würdigen und zugleich ermunternden Andenken gehuldiget. In der ächten Bajernbrust erstirbt dasselbe ohnehin nie. Ein Volk, das seinen Fürsten und sein Vaterland mit inniger Liebe umfaßt, erstirbt auch nie unter dem Drucke einer feindlichen Macht, wenn sich auch Tausende dafür opfern müssen.

Die nächste Folge der Sendlinger Niederlage war betrübend. Ein Insurgentenhaufe, der von Wasserburg herkam und dem in der Schlacht gebliebenen Gauthier zu Hilfe eilen wollte, löste sich auf. Dessenungeachtet gaben aber die Führer der Insurrekzion noch nicht Alles verloren. Neue Proklamazionen erschienen und auf ihren Ruf neu bewaffnete Haufen. Allein sie wurden auf's Neue und noch entscheidender, als bei Sendling, bei Aitenbach, am Dreikönigsfeste 1706, geschlagen. Die Folge war die baldige und gänzliche Unterdrückung der Insurrekzion. Plinganser und Meindel flohen, überzeugt, daß es ihnen beiden allein, ohne thätige Mitwirkung der Vornehmen des Landes, nicht möglich sei, ersprießliche Resultate für ihr Fürstenhaus und ihr Vaterland zu erzielen. Es gab zu viele Verräther der guten Sache, und ihnen gebührt der Fluch der Geschichte und die Vergessenheit!

Die österreichische Regirung schrieb nun eine allgemeine Amnestie für alle Insurgenten aus, diese liessen sich bethören, lieferten ihre Waffen ab und wurden dafür auf das Empfindlichste gestraft. Aller Orten sieht man Galgen und daran Patrioten hängen. Fürchterliches Loos für ein seinem Fürsten treues Volk! Eben zu dieser Zeit läßt der erbitterte und bis zur höchsten Wuth gesteigerte Kaiser Joseph, dem freilich der bajerische Patriotismus nicht sehr gefallen konnte, die vier ältesten Prinzen des Churfürsten nach Kärnten abführen, die drei jüngeren aber zur Erziehung der Frau von Weichs in München übergeben, die Prinzessin Anna aber in's Kloster sperren, um sich auch noch an unschuldigen Kindern für die Treue der Bajern zu ihrem Churfürsten zu rächen. Um aber das Maaß der Rache voll zu

machen, erklärt er den Churfürsten in die Reichsacht und seines Landes und seiner Würden verlustig. Hierauf verleiht er dem Churfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz die bajerische Churwürde und die obere Pfalz, Braunau, Schärding und Ried fügt er zu Oesterreich, dem General Marlborough gibt er die Herrschaft Mindelheim und erweitert auf Kosten des bajerischen Gebietes die Reichsstädte Nürnberg, Regensburg und Augsburg, dann die Bisthümer Passau und Augsburg, kurz er verfügt über unser Vaterland, als über sein Eigenthum.

§. 274.

Maximilian Emanuel kommt in's Vaterland zurück.

Während alle diese traurigen Ereignisse das bajerische Volk auf eine unerhörte Weise demüthigten; hatte der eigentliche Krieg seinen Fortgang. Mit abwechselndem Glücke wurde auf beiden Seiten gekämpft; Bajern aber schmachtete unter österreichischem Drucke fort. Max Emanuel wird endlich sogar aus den Niederlanden vertrieben und flieht in die Hauptstadt seines Verbündeten, des Königs von Frankreich. Dort wohnte er oft in der drückendsten Lage ohne Geld und sonstige Bequemlichkeit, der er oft im Uebermaaße gehuldiget hatte. Für alle seine Hoffnungen, die er sich von Frankreich für die Zukunft gemacht hatte, versprach ihm der französische Hof Luxemburg und Namur, vorausgesezt, daß es unmöglich wäre, Bajern wieder zu erhalten.

Also so weit war's schon gekommen, daß man den Wittelsbachern ihr Vaterland verloren gab. Ludwig XIV. genoß auch wirklich zu wenig Glück in diesem Kriege, als daß er dem Churfürsten hätte mehr versprechen können. Endlich sieht er seine Mittel nach und nach erschöpfen. Da machten ihm die Verbündeten den unehrenvollen Vorschlag, seinen Enkel, für welchen er bisher das Schwerdt getragen hatte, selbst aus Spanien zu verjagen. So etwas thut der Franzose doch nicht. Der Krieg wird also mit erneuerten Kräften fortgesezt. Max Ema-

nuel sieht dem Kampfe von Paris aus, Theresia von Venedig, ihre ältesten Kinder von Klagenfurth, die jüngsten von München, eine Tochter von einem Kloster aus zu, und sehen zugleich ihre Hoffnungen von Tag zu Tag mehr schwinden. Da ändert die Vorsehung die ganze Lage der Dinge. Der Kaiser Joseph stirbt 1711, am 17ten April. An seine hohe Stelle tritt sein Bruder, Karl VI., derjenige, um deßwillen der bisherige Krieg geführt worden war, der Prätendent der spanischen Monarchie. Dieser Umstand läßt den Frieden hoffen. In England kommt an's Ruder ein Toryministerium und unverzüglich knüpft dieses mit Frankreich Unterhandlungen an. Den Seemächten konnte es jezt natürlich nicht mehr gleichgültig sein, ob der Kaiser von Oesterreich und Teutschland auch zugleich König von Spanien und den beiden Indien, zulezt noch Herr der Niederlande sei. Der Friede kam somit in Utrecht, am 11ten April 1713, zwischen Frankreich, England, den Generalstaaten, Savojen, Portugal und Preussen zu Stande. Der König von Frankreich verzichtet auf die Nachfolge in Spanien, Philipp V. auf die Nachfolge in Frankreich. Der Herzog von Savojen wird König von Sizilien und erhält das Sukzessionsrecht in Spanien; der König von Preussen erhält den oberen Theil der Provinz Geldern und das Fürstenthum Neufchatel, muß jedoch auf das Fürstenthum Oranien und die oranischen Güter in Burgund verzichten. England erhält von Spanien Gibraltar und die Insel Minorca, ausserdem noch einige Striche in Nordamerika.

Der Krieg war somit auf Seite dieser zum Theil bedeutenden Mächte geschlossen; nur zwischen Frankreich und Oesterreich noch nicht. Frankreich kann aber seine ganze Macht jezt gegen den Kaiser richten. Villard erringt auch grössere Vortheile, als je. Endlich kommt auch zwischen diesen beiden Großmächten, am 7ten September 1714, in Baden in der Schweiz, der Friede zu Stande, nachdem zwischen Villard und Eugen von Savojen schon in Rastadt, am 6ten März desselben Jahres, Verhandlungen über denselben gepflogen und Präliminarien eingegangen worden waren. Oesterreich erhielt in diesem Frieden die Niederlande mit Ausschluß der Generalstaaten,

Neapel, Sardinien, den Präsidienstaat und Mailand; verlor also das Churfürstenthum Bajern. Dieses erhält Max Emanuel mit allen damit verknüpften Würden und in seiner früheren Ausdehnung wieder zurück. Sogleich tritt an die Spize der wieder eingesezten bajerischen Regirung der churfürstliche Oberhofmeister, Graf von Preising, im Jäner 1715. Die Oesterreicher ziehen ab. Wer möchte den Jubel der Bajern beschreiben! Es war, als käme für jede Familie der Vater zurück.

Das waren schwere zehn Jahre, seit die erzürnten Nachbarn in unseren Gauen hauseten. Lange konnte man sie nicht vergessen. Der Druck war fürchterlich gewesen. Siebenfache Steuern hatte man erhoben; eine Theuerung war ausgebrochen. Krankheiten hatten, verbunden mit Hungersnoth, viele Menschen gemordet, kurz das Elend war auf einen nicht mehr erträglichen Grad gestiegen, als der Friede von Baden die frohe Kunde von der Heimkehr der churfürstlichen Familie durch die entzückten Provinzen verbreitete. Nach unzähligen Leiden, nach zehnjähriger Trennung sieht Max seine Gemalin und seine Kinder wieder im Schlosse Lichtenberg. Wer möchte ein solches Wiedersehen beschreiben! Für solche Scenen gibt es nur Gefühle, keine Worte. Im ganzen Lande wird zunächst ein grosses Dank- und Freudenfest, am 18ten Februar 1715, gefeiert und am 10ten April Nachts 11 Uhr zieht Churfürst Max mit seiner Familie wieder in München ein. Niemand wußte seine Ankunft; denn der Landesfürst wollte unnöthigen Aufwand vermeiden. Eine Münze verewigte das Andenken an die Heimkehr des fürstlichen Vaters. Die Umschrift lautet sinnig:

- - - - - - **Rebus jam rite peractis**
Huic se forma Dei vultu redeuntis eodem
obtulit. 1715. (Virgil.)

Wie der Churfürst von Bajern; so wurde auch sein Bruder, der Churfürst von Köln, wieder in alle seine Lande, Aemter und Würden eingesezt.

§. 275.

Max Emanuels lezte Lebensjahre und Tod.

Als Max von seinem im Unglücke lieb gewonnenen St. Cloud, wo er einen Palast besessen und diesen seinem natürlichen Sohne, genannt Graf von Bajern, geschenkt hatte, geschieden war, wollte er nicht eher in's Vaterland zurück kehren, bis nicht alle streitigen Punkte ausgeglichen und die Eintheilung des Landes nach früherer Weise geregelt sein würde. Der emsige Graf von Preising sezte dieses alles in's Werk und der Churfürst konnte nun seinem dem Frieden wieder geschenkten Lande manche Wunden heilen, die ihm Krieg und Nachbarn geschlagen hatten. Mit vielem Eifer geht er an's Werk.

Nur eine, aber wesentliche Klage, führt die Geschichte gegen den Churfürsten. Lange hatte er am Hofe Ludwigs XIV. gelebt und selbst im Unglücke, wenn auch auf Kosten seines Landes, den Prachtaufwand nicht vergessen. Diesen vergaß er auch jezt nicht, obgleich die Noth des Volkes der churfürstlichen Glanzsucht hätte Schranken sezen sollen. Schon lagen 30 Millionen Schulden auf dem schwer belasteten Volke; das Heer war zu Grunde gegangen, Kriegsmaterial aller Art fehlte. Der Kaiser ersucht den Churfürsten um Hilfe gegen die Türken, ein Heer von 6000 Mann wird ausgerüstet. Die Türken werden geschlagen und Kaiser Karl gibt sich viele Mühe, mit dem Churfürsten wieder ein freundschaftliches Verhältniß anzuknüpfen. Zu diesem Zwecke gibt Karl dem Churprinzen Karl Albrecht die Tochter des verstorbenen Kaisers, Maria Amalia, zur Ehe. Prächtig ward natürlich die Hochzeit gefeiert. Hatten doch erst die Stände 8 Millionen bewilligt, um die in den Niederlanden versezten Juwelen einzulösen und einige Schulden zu bezahlen. Dessenungeachtet schritt das Hofleben auf dem glänzendsten Fusse fort und Max starb unter wenigen Thränen des Landes, nachdem er seinem Sohne und Nachfolger jene Ermahnungen gegeben hatte, die er selbst hätte befolgen sollen, am 26ten Febrnar 1726. Sein Sohn Klemens August, der Churfürst von Köln war einen Tag vor seinem Tode in Mün-

chen angekommen, und hatte den våterlichen Segen noch erhalten. Der Leichnam wurde schwarz gekleidet in der Ritterstube unter einen Baldachin gelegt, vier Altåre aufgerichtet und an denselben beståndig bis zum 2ten März Messen gelesen. An demselben Tage, um 7 Uhr Abends, wurde der Leichnam mit grossem Pompe in der Theatinerkirche beigesezt.

§. 276.

Rückblick auf das achte Kapitel.

Max Emanuel hat seinem Vaterlande nicht allein nichts genüzt, sondern demselben geschadet. Eine unselige Ruhmsucht hat ihn zu vielen Schritten verleitet, die er zu spåt bereute. Bajern blutete ohnehin noch an vielen Wunden des dreisigjährigen Krieges. Statt diese zu heilen, hat Max II. durch eine verkehrte Politik noch mehrere geschlagen. Unselige Zeit, wo benachbarte Vôlker sich auf Tod und Leben anfeinden! Es gibt kein Blatt in unserer Vaterlandsgeschichte, das mehr Unglück und Entehrung für Bajern enthielte, als jene Zeit, wo Oesterreich den Churfürsten absezt, und seine Familie gefangen hålt. Max I. würde, durch kühne Erfahrungen klug gemacht, seinem Nachfolger keine Lehren des Friedens hinterlassen haben, wenn er nicht gewußt håtte, daß eben nur der Friede dem erschôpften Lande wohl thue.

Es ist in der That zum Erstaunen, wenn man bedenkt, was Bajern unter der Regirung Max I. und Max II. gelitten hat, und doch nicht unterging. Abgesehen von der moralischen Entartung, in welche dasselbe verfiel, sehen wir das Vaterland sich doch immer bald wieder erholen. Die Ursache ist die eigenthümliche Beschaffenheit der vaterlåndischen Industrie, die selbst durch den grausamsten Krieg nicht zerstôrt werden kann. Ein Volk, das im Grunde nicht nôthig hat, viele Produkte vom Auslande zu holen, dessen Existenz nur mit den Erträgnissen seines eigenen Bodens zunächst verbunden ist, låuft nicht sobald Gefahr, im Strome politischer Ereignisse unterzugehen.

Bajerns Ackerbau ist allein im Stande, seine Existenz zu sichern. Hat auch der Krieg manches Fruchtfeld verheert; der Fleiß des bajerischen Landmanns weiß solche Nachtheile in ruhigerer Zeit zu beseitigen. Die in manchen Gegenden schon seit Jahrhunderten üppig getriebene Viehzucht sichert dem Landmann und dem Städter reichliche Nahrung, die er sich doch nicht um theueres Geld vom Auslande holen muß. Der Bajer betreibt hie und da den Bergbau, er verfertigt Eisen, er betreibt den Salzhandel; kurz er besizt ein Vaterland, das ihm Lebensstoff für Jahrtausende reicht, so lange nicht ein übertriebener Luxus fremde Artikel den Einheimischen vorzieht. Bedenkt man diese unversieglichen, inneren Quellen der Nazion, die durch eine nie ermüdete Betriebsamkeit zu Tage gefördert werden; so ist es also leicht erklärlich, warum Bajerns Wohlstand in keinem Kriege ganz vernichtet werden konnte.

Aber eine andere Frage ist die: war es denn nothwendig, daß Max Emanuel diesen Wohlstand auch nur erschütterte? Gewiß nicht. Warum so viele und nuzlose Kriege? Warum eine dem bajerischen Hofe nach französischem Pomp angepaßte Glanzsüchtigkeit nach jenen Kriegen? Es ist allerdings rühmlich, wenn ein Nachbar dem anderen im Nothfalle beisteht. Bajern und Oesterreich mögen sich gegenseitig helfen; aber wenn Oesterreich die bajerische Hilfe auf Kosten unseres Wohlstandes mißbraucht, wer wird da dem Churfürsten zumuthen, diesen Mißbrauch dennoch zum Gebrauche werden zu lassen? Der dreisigjährige Krieg hatte alle möglichen Drangsale über Bajern gebracht; und Jedermann sah ein, daß das arme Vaterland in jeder Beziehung einer Erholung bedurfte; Jedermann wußte, daß es Oesterreich sehr gleichgültig war, ob Bajern sich an seinen Wunden verblute oder sein Leben noch fortfriste; Max I. rieth daher seinem Sohne den Frieden an. Ferdinand Maria erkannte diesen Grundsaz und befolgte ihn. Kaum stirbt er; so zieht sein Sohn in den Türkenkrieg. Man denke, daß der Churfürst für diesen Krieg 32 Millionen opferte und er weder diese noch auch nicht einmal das Heirathsgut seiner österreichischen Gemalin erhalten konnte!

Viele Tausende von Menschen, die ein Agrikulturstaat sehr gut brauchen kann, haben ihr Leben an ungarischen oder türkischen Vestungen verblutet und Max Emanuel hatte von allen seinen Siegen wohl einen militärischen Ruhm für sich, aber keinen Nuzen für sein Vaterland gewonnen. Niemand gewann dabei, als Oesterreich; ein Beweis, daß Oesterreichs Politik weit besser, als die bajerische gewesen ist, weil sie mehr für ihre eigenen als für fremde Interessen sorgte. Wenn der Kaiser behauptete, der Türke sei ein Feind des Reiches, warum sind denn nicht alle teutschen Fürsten zu seiner Vertreibung herbeigeströmt? Nur Sachsen und Bajern sind die gutmüthigen Klienten des mächtigen Nachbars gewesen. Von ihrer Belohnung kann die Nachwelt wenig aufweisen. Max Emanuel durfte zulezt froh sein, auf eine Weise, die selbst der mächtige Franzmann kaum hoffte, sein Vaterland zwar an Gränzen nicht, aber doch an innerer Macht geschmälert, zurück zu erhalten.

Es gibt Mächte, deren Politik nach Aussen meistens Neutralität gebietet. Unter diese Mächte gehört gewiß auch Bajern. Es soll, wie ein lauernder Fuchs, im Hintergrunde stehen und erst dann mit einer Ehrfurcht gebietenden Macht hervortreten, wenn man so ziemlich voraussagen kann, wohin die entscheidenden Würfel fallen. Hätten Max I. und Max II. diese Politik befolgt, kein politisches Aussaugungssystem wäre über das arme Vaterland hereingebrochen. Wozu war auch die Theilnahme des Churfürsten an dem spanischen Sukzessionskriege gegen Oesterreich? England, Portugall, Holland, Teutschland, Oesterreich und Italien standen gegen Frankreich und zwar aus ganz natürlichen Gründen, weil alle diese Mächte fürchteten, Frankreichs Eroberungslust unter Ludwig XIV. könnte leicht auch das Königreich Spanien mit sich vereinigen, eine solche Vereinigung dürfte aber für ganz Europa gefährlich werden. Weniger gefährlich war ein österreichischer Prinz für die spanische Monarchie, der überdieß mehr und nähere Rechtsansprüche auf das Königreich Karls II. hatte, als Philipp von Anjou.

Troz allem diesen aber wendet sich der Churfürst Max Emanuel auf französische Seite und nur deswegen, weil die Fran-

zosen ihn feiner zu leiten wußten, ihm mehr Versprechungen machten, als der Kaiser, der es schon seines eigenen Interesses wegen redlicher mit Bajern meinen mußte, als Frankreich. Die Folgen dieser unseligen Politik haben wir kennen gelernt. Bajern wurde von den österreichischen Heeren überschwemmt und der Patriotismus seines Adels ließ die Frage nicht lange schwebend, ob Bajern eine österreichische Provinz werden werde oder bleibe. Die Bauern fielen für ihren Fürsten; diejenigen, welche das Schwerdt zuerst hätten ergreifen sollen, trugen auf zwei Achseln. Die churfürstliche Familie lebte in einer alle zarteren Gefühle empörenden Verbannung.

Dieser Krieg, den Bajern über seine Kräfte führte, war doch gewiß ein politischer Mißgriff. Dazu kam aber noch ein anderer, die fortwährende Existenz der Ständeabgeordneten oder der Landschaft. Der Ausschuß derselben hat seine einträglichen Stellen bald lebenslänglich behalten. Da kamen ihrer 20 jährlich in München zusammen, hörten, was der Fürst begehre, weigerten sich, wie die Form es forderte, ein wenig, und bewilligten das Verlangte. Offenbar war dieses, durch Max I. schon ganz verkümmerte Institut, nur zum Nachtheile der eigentlichen Landesinteressen; denn diese Leute sassen da auf Kosten des Landes und richteten Nichts aus. Leichter konnte die Regirung für die materiellen Interessen des Volkes sorgen, als die Landschaft, die denn doch keine Macht in den Händen faßte, ihren guten Willen, wenn sie einen solchen hatte, durchzusezen. Insoferne sie aber dem Lande Kredit verleihen sollte, war sie überflüssig; denn eine schlechte Volksrepräsentazion hat so wenig Kredit, wie eine schlechte Regirung. Ist die Regirung gut, meint es der Fürst mit seinem Volke redlich, so ist eine figurirende Controlbehörde überflüssig. Sie kostet dem Lande Geld und dient zu Nichts. Jedenfalls war die Landschaft ein abgenüztes Institut, das nur noch den Schatten der alten teutschen Volksfreiheit repräsentirte.

Ohne dieses Institut zu fragen, haben daher die Oesterreicher siebenfache Steuern erhoben, und Max Emanuel indirekte Auflagen geschaffen, um seine vielseitigen Bedürfnisse be-

friedigen zu können. So entstand die Stempeltaxe, das Servisgeld zur Unterhaltung der Kasernen, die Fourageanlagen der Bauern, die Heerdstättsteuer und die Tanzauflage. Neben ihnen blieb eine dreifache Steuererhebung und eine bedeutende, in früheren Zeiten unerhörte, Schuldenlast.

Uebrigens muß man gestehen, daß Max Emanuel besonders für die Glanzerhöhung seiner Hauptstadt sehr viel geleistet hat. Glücklicher Weise hatten die raublustigen Nachbarn die kostbaren Schäze der Residenz nicht erwischt. Selbst der flüchtige Churfürst hatte nicht gewußt, wo sie verborgen lagen. Redliche Männer haben ihm dieselben zurück erstattet und fleissig hat sie der hohe Kunstfreund vermehrt. Ueberhaupt unterstüzte er die Kunst, wie er konnte, doch war seine Liebe zu ihr immer nach französischem Geschmacke gemodelt. München wurde übrigens damals schon wegen seiner Pracht als eine der ersten Städte im teutschen Reiche gepriesen. Nymphenburg mit seinen prächtigen Gartenanlagen und Schleißheim mit seiner meisterhaften Bildergallerie gehörten unter die Seltenheiten der Umgebungen einer gerühmten Residenz. Neben diesem Schönen und Großartigen lag aber noch tiefe moralische Finsterniß auf dem einer höheren Reife empfänglichen Volke. Hexen gab's noch in Menge und die Schulmeister waren noch arme Schlucker, die sich bei Tänzen mehr verdienten, als durch Unterricht. Dennoch erwachten schon einzelne Köpfe für edleres Wissen. Meichelbeck steht unter solchen Männern an der Spize. Die Zeit ließ sich in ihrem Fluge nicht mehr bändigen, wenn sie auch viel Unglück über das geliebte Vaterland gebracht hat. Max Emanuel hätte mit seinen schönen Anlagen ihr Schüler werden können; er ist es nicht gewesen.

Neuntes Kapitel.

Karl Albrecht, Churfürst und Kaiser.

Wehmüthige Zeit, wo nichtige Glanzsucht
den Völkern ewig blutende Wunden schlägt.

§. 277.

Abstammung, Familie und Charakter Karl Albrechts.

Den Bestimmungen des bajerischen Erbfolgerechtes gemäß trat in die Churwürde Max Emanuels sein ältester lebender Sohn Karl Albrecht ein. Derselbe war in Brüssel geboren am 6ten August 1697, vermählte sich am 25ten September 1722 in Wien, wurde am 24ten Jäner 1742 zum Kaiser erwählt und starb am 20ten Jäner 1745 im 48sten Jahre seines Lebens. Er liegt bei den Theatinern in München begraben; seine Eingeweide ruhen in der Frauenkirche daselbst. Karl Albrecht war vermählt mit

Maria Amalia. Sie war die Tochter Kaiser Josephs I., geboren am 22ten Oktober 1701, vermählt 1722 und gestorben am 11ten September 1756. Sie ruht bei den Theatinern. Die Geschichte preiset sie als eine menschenfreundliche und wohlthätige Frau. Aus dieser Ehe wurden folgende Kinder erzeugt:

1) Maria Antonia Walburga, geboren am 18ten Juli 1724, vermählt mit Friedrich Christian Leopold, Kronprinzen von Polen und Churfürsten von Sachsen, 1747. Sie

starb in Dresden 1779, nachdem sie 15 Jahre lang Wittwe gewesen war;

2) Theresia Benedikta, geboren am 6ten Dezember 1725, gestorben an den Blattern am 29ten März 1743. Sie ruht bei den Jesuiten;

3) Max III. Joseph, Churprinz, geboren am 28ten März 1727, gestorben am 30ten Dezember 1777. Er ruht bei den Theatinern in München;

4) Joseph Ludwig, Leopold Franz Paul Georg, geboren am 25ten August 1728 und gestorben am 2ten Dezember 1733. Er ruht bei den Theatinern;

5) Maria Anna Josepha Augusta, geboren am 7ten August 1734, gestorben am 7ten Mai 1776. Sie war vermählt mit Ludwig Georg, Markgrafen von Baden, seit 1755, und Wittwe seit 1761. Sie ruht bei den Theatinern;

6) Josepha Maria Antonia, geboren am 30ten März 1739, vermählt mit Kaiser Joseph II. am 13ten Jäner 1765. Sie starb in Wien am 28ten Mai 1767.

Nach dem verderblichen Kriege mit Oesterreich war *die* Hauptaufgabe der bajerischen Regirung die Erhaltung des Friedens. Max Emanuel hatte diese Aufgabe erkannt, ihre Lösung versucht, und seinem Sohne dieselbe ebenfalls angepriesen. Karl Albrecht wußte aus vielen bitteren und schon frühzeitig gemachten Erfahrungen, welche Schrecknisse ein muthwilliger Kampf über eine ganze Nazion bringe. Zur Hälfte haben auch unseren Karl Albrecht diese Erfahrungen weise gemacht, zur Hälfte nicht. Karl Albrecht war zu wenig treuer Gatte, zu viel von verderblichen Leidenschaften beherrscht, als daß er die ihm vorgezeichnete Regentenbahn ruhig hätte verfolgen können. Manches hatte er von der Glanzsucht seines Vaters geerbt, darum strebte er auch nach einer Krone, deren Besiz er nicht behaupten und nicht einmal vollkommen vertheidigen konnte. Um dem bajerischen Hause die Anwartschaft auf die teutsche Kaiserkrone zu verschaffen, dazu war die Zeit zu spät. Die Noth des Landes ist durch diese nichtige Glanzsucht vermehrt statt vermindert worden. Neue Auflagen wurden eingeführt, neue Schulden ge-

macht und das alte Uebel kam wieder zum Vorschein. Der Churfürst wurde Kaiser und als solcher mußte er auch einen glänzenden Hof haben. Die schwankende Krone mußte er mit Krieg, den Glanz derselben mit dem Gelde des armen Vaterlandes behaupten. Armselige Pracht eines Fürsten, an der die Bluts- und Schweißtropfen einer Nazion hängen!

Karl Albrecht übertraf in den lezten Zeiten seiner Regirung noch seinen Vater an Pomp und Glanzsucht. So prächtig und geschmackvoll war das Hofleben noch nie gewesen, als unter Karl Albrecht. Er stiftete den Hausorden des heiligen Georg und war nebenbei ein gar frommer Herr, der mit seiner Gemalin zu Fuß nach Altötting wallfahrtete, das Walpurgiöl aus Eichstädt holte, und die Lorettokapelle in Italien besuchte, dabei aber manches Kapital eines Gotteshauses zu weltlichen Zwecken in Beschlag nehmen ließ, und Sophia von Ingenheim ihm den Grafen von Hohnstein und die Gräfin von Hohenfels gebar. Daß bei solchen Dingen von einem wahren Hausfrieden nicht die Rede sein konnte, ist klar. Karl Albrecht nahm, bei der übergrossen Menge seiner Auslagen, zulezt sogar die Zuflucht zur Verschlechterung seiner Münzen, ein gefährliches Ding für den Wohlstand seines Volkes. Er erwarb die Grafschaft Hohenwaldeck, die Besizungen der Grafen von Wartenberg und die Herrschaften Sulzbürg und Pyrbaum von den lezten Grafen von Wolfstein. Seinem Volke hat er wenig genüzt, wohl aber in vieler Beziehung geschadet. Seine Frömmelei brachte ihn sogar zu dem Entschlusse, 6000 bajerische Truppen dem Erzbischofe von Salzburg zu schicken, um die geheimen Protestanten aus dessen Landen zu verjagen. Zwanzigtausend mußten ihr Vaterland verlassen, und bessere Menschen in der weiten Welt suchen. Das geschah im vorigen Jahrhundert. — Auch wurde in Feldheim die Birzlerin, eine Hexe, verbrannt und ihre 12 Kinder hätten in München in einem warmen Bade verbluten müssen, wenn nicht der heller denkende Pfarrer Harband sie vom Tode gerettet hätte. Solches gesah unter Karl Albrecht. Friede seiner Asche, aber eine bessere Zeit dem Vaterlande!

§. 278.

Politische Ereignisse unter Karl Albrecht bis 1740.

Karl Albrecht kam zur Regirung über das Vaterland, als die Zeit eben mit der Geburt eines neuen Krieges beschäftiget war. Seine Regentenaufgabe war zunächst die Erhaltung des Friedens, denn Max Emanuel hatte dem Staatsorganismus tiefe Erschütterungen beigebracht, der nur dann wieder in's ruhige Geleise treten konnten, wenn die Waffen ruhten. Der Friede war denn auch der nächste Zweck des neuen Churfürsten. Mit allem einem jungen Regenten gebührenden Muthe trat er sein hohes Amt an. Er beschränkte den Hofstaat, wählte tüchtige Männer zu seinen Räthen, verminderte das kostspielige Heer, fixirte die bajerische Schuldenlast, bestimmte Mittel zu ihrer Tilgung, kurz er gab dem Vaterlande die angenehme Hoffnung einer weisen und wohlthätigen Regirung.

Diese Hoffnung wurde getäuscht. Karl Albrechts Anfang war nicht auch sein Ende. Bald nahte wieder ein Krieg, es kam wieder die alte Verschwendung und statt die alten Schulden zu tilgen, wurden neue gemacht. Kaiser Karl VI. hatte nehmlich eine sogenannte pragmatische Sankzion schon im Jahre 1713 gegeben. Vermöge derselben sollte die österreichische Monarchie in ihrem ganzen Umfange ungetheilt bleiben und männliche wie weibliche Nachkommen sollten sich in der Regirung dieses Gesammtstaates folgen; die lezteren natürlich nur, wenn männliche Deszendenten fehlen. Dieses Erbfolgegesez war von den grossen europäischen Mächten durchgängig anerkannt worden.

Nun waren von Kaiser Joseph I. noch zwei Töchter da, und Karl VI. hinterließ ebenfalls eine Tochter, die Maria Theresia. Die beiden Töchter Kaiser Josephs hatten offenbar ein näheres Erbrecht, wenn je weibliche Nachkommenschaft für den österreichischen Thron befähigt sein sollte, als die Maria Theresia; allein Josepha, die Gemalin des Churprinzen von Sachsen, und Maria Amalia, die Gemalin unseres Churfürsten Karl Albrechts, hatten beide bei ihrer Verehlichung auf ihre Erban-

sprüche Verzicht geleistet, und nun war nur die Frage, ob im Falle des Todes Kaiser Karls VI. diese Verzichtleistung nicht zurück genommen werden würde. Plötzlich hatte Oesterreich mit Spanien ein geheimes Bündniß geschlossen, weil Philipp einen gerechten Groll gegen das französische Kabinet, das ihm seine für König Ludwig XV. bestimmte Gemalin auf die schmählichste Art zurück gesendet hatte, hegte. Spanien erkannte somit die pragmatische Sankzion von Oesterreich zuerst an und die übrigen Mächte folgten nach. Aber das Bündniß zwischen Karl und Philipp dauerte nicht lange, weil es ernstliche Besorgnisse bei den übrigen Mächten erregte, und die alten Verbündeten fanden sich bald wieder zusammen.

Bajern konnte diesen diplomatischen Schwankungen ruhig zusehen; so lange seine heimlichen Ansprüche auf die österreichische Erbschaft nicht beseitigt wurden. Eben so die Rheinpfalz, die in entfernteren Graden ebenfalls dabei betheiligt war, und Sachsen, welches mit Bajern auf gleicher Linie stand, ja den Vorzug hatte, da Josepha die ältere Tochter Kaiser Josephs I. gewesen ist. Um nun auch alle diese Ansprüche zu beseitigen, forderte Kaiser Karl VI. vom teutschen Reiche die volle Anerkennung seiner pragmatischen Sankzion. Er erhielt sie aber nicht vollkommen. Bajern, Sachsen und Pfalz verwahrten sich dagegen. Die beiden erst genannten Mächte schlossen sogar eine Allianz, vermöge welcher sie sich wechselseitige Hilfe zusicherten.

Da brach der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich auf's Neue aus. Der Churfürst August Friedrich von Sachsen war nehmlich durch österreichische Vermittelung und russischen Einfluß König von Polen geworden und hatte den Kronkandidaten der französischen Krone Stanislaus Lesczinsky verdrängt. Sachsen mußte sich deßhalb der österreichischen Parthei aus natürlichen Gründen nähern. Der polnische Wahlrechtskrieg sollte nun auch teutscher Reichskrieg werden. Der Kaiser gab sich alle Mühe, ihn zu einem solchen zu erklären; endlich brachte er es im Februar 1734 zu diesem Ziele. Das Reich erklärte an Frankreich den Krieg. Nur Bajern, Köln und Pfalz behaupteten ihre Neutralität, in der Ueberzeugung, daß jener Kampf

nur die eifersüchtigen Interessen zweier Großmächte, nicht aber die Verhältnisse des teutschen Reiches berühre. Unser Churfürst verstärkte sein Heer, das er früher bis auf 12,000 Mann vermindert hatte, auf 30,000 und konnte auf diese Art seiner Neutralitätserklärung Achtung verschaffen. Der österreichische Gesandte in München, Graf von Königseck, gab sich zwar alle Mühe, den Churfürsten zum Kriege zu bereden; allein dieser war auf seinem Entschlusse unbeweglich. Oesterreich errichtete daher an der böhmischen Gränze ein Beobachtungscorps und legte Schanzen an den Tyrolergränzen an. Dadurch wurde natürlich der Haß zwischen den beiden eifersüchtigen Nachbarn noch rezenter gemacht. Endlich, nachdem Oesterreich mehrere Nachtheile in dem mit höchster Erbitterung geführten Kampfe empfangen hatte, wurde in Wien 1738 Friede geschlossen, nachdem die Präliminarien schon drei Jahre zuvor eingeleitet worden waren; denn ein neuer Türkenkrieg war ausgebrochen, und der Kaiser bedurfte also seine Kriegsmacht gegen den Sultan. Auch Bajern gab dazu ein Kontingent von 8000 Mann, die aber höchst unglücklich waren. Sie gingen fast alle zu Grunde.

Dessenungeachtet wollte der Churfürst, troz den kaiserlichen Aufforderungen und troz einer scheinbaren Annäherung an den österreichischen Hof, die pragmatische Sankzion nicht anerkennen. Zwar bewirkte die Kaiserin Wittwe, Wilhelmina Amalia, eine Zusammenkunft der kaiserlichen mit der churfürstlichen Familie; allein bei derselben kam's zu keinem Resultate. Es wurden Briefe zwischen Karl und Karl Albrecht gewechselt; allein ebenfalls ohne Erfolg. Auch wollte der Churfürst seinen jüngsten Bruder, den Bischof von Freising, Johann Theodor, gerne zum Bischofe von Augsburg wählen lassen, und bat deßhalb den Kaiser um seine Vermittelung, dieser aber zögerte damit und Johann Theodor wurde nicht gewählt.

Wer wird es dem Kaiser verargen, da derselbe wohl wußte, daß Bajern seine Erbansprüche auf Oesterreich nicht fahren lassen wollte! Schrieb ja Karl Albrecht, im April 1739, an den Kaiser: „er habe nur in Ansehung seiner Gemalin (der Tochter Kaiser Josephs) die österreichische Erbfolge angenommen. Es

sei aber keineswegs seine Meinung gewesen, dadurch der alten Prätension seines Churhauses auf die künftige Erbfolge gleichsam einen Riegel vorzuschieben; denn dieses alte Recht gründe sich, nach Abgang des männlichen österreichischen Stammes, auf das Testament Kaiser Ferdinands I., in welchem dieser Kaiser nicht nur seiner Tochter Anna, die mit Albrecht V. von Bajern vermählt worden, sondern auch ihren Nachkommen dieses vorbehalten habe, daß sie nach Abgang des österreichischen Mannsstammes des lezten Mannes Töchter ausschliessen und sie alle von ihm besessene Länder und Königreiche erben sollten." Der Kaiser machte den Churfürsten vorerst in einem Antwortschreiben auf die Billigkeit aufmerksam, gemäß welcher Karl Albrecht, wenn er sich an die Stelle des Kaisers dächte, gewiß nicht seine Erbansprüche einer entfernten Seitenlinie, die noch dazu nur durch Weiber verwandt sei, den Vorzug vor seiner eigenen Tochter geben würde.

Diese Schreiben führten zu keinem Resultate. Karl Albrecht blieb auf der Behauptung seiner Ansprüche. Er vermehrte daher sein Heer, seinen Hofstaat und aber auch seine Schulden. 1,375,000 Gulden wurden von den Städten, Märkten, Hofmarken und adeligen Sizen, dann von den Beamten und Klöstern erhoben*). Die Landstände mußten dafür Garan-

---

*) Die beizusteuernden Summen waren folgende und unter folgende Klöster vertheilt:

1)	Jesuiten in München	100,000 fl.
2)	Anger " "	8,000 "
3)	Altmünster	3,000 "
4)	Aetel	5,000 "
5)	Benediktbeuern	6,000 "
6)	Bernried	2,000 "
7)	Bayhärting	4,000 "
8)	Diessen	6,000 "
9)	Dietter am Zoll	2,000 "
10)	Erthal	5,000 "
11)	Fürstenfeld	6,000 "
12)	Geissenfeld	6,000 "

tie leisten. Mit dem Gelde selbst wollte der Churfürst zunächst den noch in den Niederlanden schon von seinem Vater versezten kostbaren Schmuck auslösen, und sich für künftige Fälle, wenn etwa der Kaiser sterben sollte, vorsehen. Nun war allerdings ein urkundliches Testament von Ferdinand I. vorhanden, aus welchem aber die Oesterreicher ehliche Nachkommen, die Bajern

---

13) Stift Häbach	1,000 fl.
14) Febach	5,000 „
15) Hohenwart	2,000 „
16) Kühbach	5,000 „
17) Heiligenberg	7,000 „
18) Indersdorf	1,000 „
19) Münchmünster	6,000 „
20) Steingaden	6,000 „
21) Stift Essing	2,000 „
22) Stift München	4,000 „
23) Stein Stift	5,000 „
24) Polling	6,000 „
25) Pogenberg	4,000 „
26) Roth	7,000 „
27) Rothenburg	7,000 „
28) Scheiern	7,000 „
29) Schlechdorf	1,000 „
30) Schäftlarn	4,000 „
31) Niederschönfeld	6,000 „
32) Tegernsee	8,000 „
33) Thierhaupten	3,000 „
34) Wessobrunn	7,000 „
35) St. Zeno	2,000 „
36) Weihenstephan	8,000 „
37) Weyern	2,000 „
Die eben genannten Klöster waren berechtigt, Landstände zu schicken; diejenigen, die folgen, in Bajern nicht.	
38) Seemannshausen	2,000 „
39) Carmeliter in Straubing	4,000 „
40) Dominikaner in Landshut	4,000 „
41) Augustiner in München	4,000 „

männliche Nachkommen lasen. Die Oesterreicher besassen das Original, wir die Copie. Ferner war ausgemacht, daß die

---

42) Schönthal	4,000 fl.
43) Rambsau	3,000 „
44) Ursulinerinen in Landshut	4,000 „
45) Salosinerinen in München	4,000 „
46) Die Jesuiten zu Amberg	6,000 „
47) Heil. Kreuz zu Landshut	6,000 „
48) Reichberg	6,000 „
49) Karmeliter zu Abensberg	2,000 „
50) Stift Vilshofen	4,000 „
51) Ritterkloster zu München	2,000 „
52) Bitterich	4,000 „
53) Klosterfrauen zu Ingolstadt	4,000 „
54) Kloster Loretto zu Landshut	2,000 „

Klöster in der Pfalz.

55) Waldsassen	12,000 fl.
56) Michelfeld	3,000 „
57) Speinshart	3,000 „
58) Ennsdorf	3,000 „
59) Reichenbach	3,000 „
60) Schwarzhofen	3,000 „
61) Walderbach	3,000 „

Klöster im Rentamt Landshut.

62) Allersbach	7,000 fl.
63) Asbach	4,000 „
64) Au	4,000 „
65) Fürstenzell	3,000 „
66) Gars	4,000 „
67) Stift Landshut	4,000 „
68) Mallersdorf	4,000 „
69) St. Nikolá	6,000 „
70) Osterhofen	5,000 „
71) Seligenthal	5,000 „
72) St. Salvator	3,000 „
73) St. Veit	5,000 „
74) Varnbach	5,000 „

Prinzessin Anna bei ihrer Verheirathung mit Albrecht V. von Bajern, so lange in Oesterreich ein männlicher Stamm vorhan=

---

75)	Stift Vilshofen	2,000 fl.
76)	Niederviebach	4,000 „

Klöster im Rentamt Straubing.

77)	Niederalteich	12,000 fl.
78)	Oberalteich	4,000 „
79)	Weltenburg	4,000 „
80)	Prüfening	4,000 „
81)	Metten	6,000 „
82)	Kloster Rohr	6,000 „
83)	Carthaus Brühl	6,000 „
84)	St. Mang	2,000 „
85)	Stift Straubing	2,000 „
86)	Gotteszell	2,000 „
87)	Frauenzell	3,000 „
88)	Päring	2,000 „

Klöster im Rentamt Burghausen.

89)	Reichersberg	7,000 fl.
90)	Raiten Haßlach	7,000 „
91)	Capitel Oettingen	2,000 „
92)	Alt Hohenau	6,000 „
93)	Ranshofen	6,000 „
94)	Baumburg	4,000 „
95)	Herren Chiemsee	4,000 „
96)	Frauen Chiemsee	4,000 „
97)	Seccau	6,000 „
98)	Seon	3,000 „

Die vielen Bettelklöster zahlten natürlich nichts.

Es erlegten aber ferner die

Städte	373,000 fl.
Märkte	126,000 „
Hofmarken und adelichen Size	300,000 „
Beamten	100,000 „

Die ganze Summe des gezwungenen Anlehens macht daher

1,375,000 fl.

Davon lösete nun der Churfürst mit 800,000 fl. den verpfändeten Hausschaz aus.

den wäre, verzichtet, aber nicht beim Abgange desselben. Somit blieb die ganze österreichische Erbfolge eine Streitfrage, welche die Einen zu Gunsten Bajerns, die Anderen zu Gunsten Oesterreichs lösten.

Wenn aber der Kaiser sagte, es sei billiger, daß ihm seine Tochter in der Regirung folge, als der Churfürst von Bajern; so war diese Behauptung ganz in der Ordnung; und wenn unser Landesfürst seine Erbansprüche, mochten sie auch weniger Stüzen haben, als die der Maria Theresia, auf das grosse Nachbarreich sich nicht so leicht nehmen ließ; so verargen wir's ihm auch nicht. Er wollte nun einmal seine Macht vergrössern und das Versäumte wieder einholen. Allein bei solchen Dingen kommt nicht allein die persönliche Frage, sondern auch die politische in Betracht. Die pragmatische Sankzion des Kaisers, vermöge welcher ihm seine Tochter, Maria Theresia, auf den Thron seiner Staaten folgen sollte, war von den Großmächten anerkannt und — verbürgt. Wenn nun der Kaiser stirbt, so werden wohl diese Mächte nicht dulden, daß der Churfürst von Bajern die anerkannte Erbin, Maria Theresia, von ihrem Eigenthume verdränge. Sie werden nöthigenfalls mit den Waffen unseren Landesfürsten zurecht weisen; sie haben ja die pragmatische Sankzion garantirt.

Selbst das teutsche Reich hatte die Maria Theresia als Nachfolgerin Kaiser Karls VI. anerkannt und Bajern wäre demnach auf allen Seiten von Feinden umringt gewesen und hätte natürlich unterliegen müssen. Allein damals mochten die Staatsverträge wohl sehr gut und gewissenhaft geschrieben sein; aber der geschriebene Vertrag war von dem erfüllten noch sehr weit entfernt. Das wußte Karl Albrecht wohl. Er kannte zu gut die Eifersucht der Mächte gegen Oesterreich und dachte sich wahrscheinlich zum Voraus durch einige Abtretungen von dem neuen und alten Gebiete werde er sich die Unterstüzung derselben Mächte, die das österreichische Erbfolgegesez garantirt hatten, gegen die Gültigkeit eben desselben Gesezes verschaffen können. Ganz unpolitisch war dieser Grundsaz nicht; denn die Bürgschaften der Könige und Fürsten dauerten damals so lange, als

man dieselben mit Bajonetten aufrecht zu erhalten vermochte. Daher bemerkte auch der politisch-kluge und erfahrungsreiche Prinz Eugen von Savojen ganz richtig, 200,000 Soldaten geben der pragmatischen Sankzion eine bessere Bürgschaft, als Millionen geschworne Eide der europäischen Fürsten; eine saubere Schilderung der damaligen Politik und ihrer Zuverlässigkeit. Wenn also Karl Albrecht nicht viel Vertrauen auf die Garantie der Mächte hat und dieselbe nicht fürchtet, so verargen wir's ihm nicht. Er verließ sich eben vorerst auf seine Bajonette. Allein ein anderer Punkt war da, welcher dem Landesherrn bei seinen Bestrebungen weniger Erfolg versprach; die Abneigung des österreichischen Volkes gegen das bajerische Haus und die Besorgniß der Mächte, Bajern könne durch die Erwerbung von Oesterreich mächtiger werden, als Oesterreich selbst bisher gewesen war. Es gab daher, wie bei allen Dingen in der Welt, Gründe und Gegengründe; doch mochten diese nicht günstig sein für einen künftigen Krieg zwischen Bajern und Oesterreich. Der Churfürst, insgeheim von Frankreich aufgemuntert, sezte jedoch seine Kriegsrüstungen im Vaterlande fort und betrieb auch am kaiserlichen Hofe seine Ansprüche auf ernstliche Art, ohne jedoch dabei das Geringste erreichen zu können. Da starb der Kaiser am 20ten Oktober 1740. Der männliche Stamm der Habsburger erlosch mit ihm.

§. 279.

Der österreichische Erbfolgekrieg.

Gemäß den Bestimmungen der pragmatischen Sankzion trat Maria Theresia, die Tochter Karls VI. und die Gemalin des Großherzogs von Toskana und vormals Herzogs von Lothringen, Franz Stephans, die Regirung über die österreichischen Erblande an. Ganz Europa hatte die pragmatische Sankzion, ausser Bajern, anerkannt und garantirt; folglich hielt die Huldigung nicht schwer. Aber mit ihr allein waren auch noch nicht alle Hindernisse aus dem Wege geräumt. Was der Prinz von

Savojen geahnet hatte, geschah. Nur Bajonette waren im Stande, den Ansprüchen der Maria Theresia Nachdruck zu verschaffen.

Von nun an kommt die Zeit, wo keine Verträge mehr heilig gehalten werden, die Zeit der Eroberungen. Eine neue bis auf den heutigen Tag mit den größten Mächten rivalisirende Macht ersteht, und geführt vom Glücke und von einem ausgezeichneten Fürsten beginnt dieselbe schon jezt eine Höhe zu erklimmen, worauf sie Niemand zu sehen je dachte. Am 31ten Mai 1740 war Wilhelm I., König von Preussen, gestorben. Seine Krone übernahm Friedrich II., sein Sohn. Die Mitwelt nannte ihn Friedrich, den Grossen. Er verdiente diesen Namen mit Recht. Ein König, dessen Geist auf hohe Art gebildet war, der in den Wissenschaften wie in der Politik gleich grosse Fortschritte gemacht hatte, dessen Herz sich allen Bitten seiner Unterthanen aufschloß, ein Meister im Frieden und ein Held, ein gediegener Feldherr im Kriege, beehrt von seinem verstorbenen Vater mit einer reich gefüllten Kasse von 8,700,000 Thalern, unterstüzt in seiner politischen Laufbahn mit einem wohlgerüsteten Heere von 76,000 Mann, trat Friedrich, der Grosse, die Regirung in eben jenem Zeitpunkte an, als Maria Theresia, ein Weib, die Reiche ihres Vaters in Besiz nahm, eben damals, als Bajern dieser Besiznahme widersprach, als Frankreich diesen österreichischen Rivalen heimlich unterstüzte, und also ein neuer Erbfolgekrieg mit allen seinen Schrecken vor der Thüre war.

Friedrich merkte bald, daß sein Land eine Vergrösserung, sein grosses Heer eine Beschäftigung haben müsse; er merkte bald, daß für ihn die Zeit gekommen sei, Preussen zu erheben und sei es auch auf Kosten der Verträge. Friedrich wollte Eroberer werden. Die Gelegenheit reizte zu sehr. Schlesien mit 1,500,000 betriebsamen, wohlhabenden Einwohnern lag zu nahe, um nicht Gründe auf seinen Besiz, sei es auch mit den Waffen in der Hand, geltend zu machen. Kaum gedacht, so gethan. Es werden eine Menge verrosteter Ansprüche, denen man ihre Nichtigkeit schon an der Stirne ansah, hervorgesucht

und ohne Weiters in's Leben geführt. Da sind die schlesischen Fürstenthümer Liegniz, Molau, Brieg und Jägerndorf, von denen man behauptet, daß sie längst zu Preussen gehören. Zwar protestirt Maria Theresia feierlichst; allein der eroberungslustige Friedrich wollte seine Zeit nicht mit endlosen diplomatischen Verhandlungen vergeuden, sondern fiel in Schlesien ein und eroberte es.

Die Großherzogin von Toskana, wie Maria Theresia von ihren Feinden genannt wurde, obgleich sie faktische Herrin von Oesterreich war, raffte schnell ein Heer zusammen, um dem kühnen Könige seine Eroberungen wieder zu entreissen. Montecuculi, der grosse Feldherr und denkende Kriegsmann, hatte schon im dreisigjährigen Kriege die österreichische Reiterei organisirt und ihr einen europäischen Ruf erworben. Diese führte nun Neipperg gegen Friedrich. Allein eine entscheidende Niederlage bei Mollwiz bewies der Welt, daß Friedrich II. ein grösserer Feldherr sei, als man erwartet hatte. Schlesien war und blieb erobert.

Friedrich ging nun im Uebermuthe seines Sieges, und da er wußte, daß auch Frankreich auf Seite unseres Churfürsten gegen Oesterreich war, noch weiter. Er verlangt von Maria Theresia Entschädigung seiner Kriegskosten. Da aber diese verweigert werden, schließt er sich an Frankreich an. Schön und edel war offenbar eine solche Handlungsweise nicht; allein darnach fragt der kühne Eroberer, der nur den Ruhm seines eigenen Vaterlandes im Auge hat, wenig. Ein Beispiel war gegeben, die anderen konnten leicht folgen. Frankreich sieht mit lüsternem Auge einer selbstsüchtigen Macht ein Weib auf dem nebenbuhlerischen Thron. Die friedliche Parthei des alten Ministers Fleury wird durch die Einflüsterungen des Marschalls, Grafen von Belleisle, bald überstimmt und gewonnen, der Krieg gegen Oesterreich beschlossen, die Garantie der pragmatischen Sankzion vergessen. Um jedoch vor den klaren Augen der Welt nur einigen Schein von Recht zu behaupten, obgleich selbst dieser auf schwachen Füssen stand, gab es vor, nur die Ansprüche des bajerischen Churhauses zu unterstüzen, während es jedoch

auf den Trümmern Oesterreichs nur sein eigenes politisches Uebergewicht in Europa begründen wollte. Bis zu dieser Begründung war jedoch noch lange Zeit und die Dinge konnten sich wider Erwarten diesen eigennüzigen Plane hindernd gestalten. Auch Spanien machte auf österreichisches Gebiet in Italien Ansprüche und endlich tritt Bajern hervor und verlangt Oesterreich, Tyrol, Ungarn und Böhmen sammt dem Kaisertitel, um die durch Jahrhunderte an den mächtigen Nachbar verlorne Grösse wieder plözlich zu erringen. Die Gelegenheit schien günstig zu sein; wenigstens war sie noch nie so günstig, als jezt.

Am 18ten Mai 1741 wurde endlich in Nymphenburg zwischen Frankreich und Bajern ein Allianzvertrag abgeschlossen. Demselben traten Spanien, Preussen, Sachsen, Pfalz und Köln bei. Gemäß seinen Bestimmungen sollte Bajern Böhmen, Oberösterreich, Tyrol und Breisgau mit der Kaiserwürde; Frankreich die Niederlande; Preussen das schon eroberte Niederschlesien; Sachsen Oberschlesien und Mähren; der zweite spanische Prinz Philipp aber Mailand, Mantua und noch einige Bezirke als neues Königreich erhalten. Alle diese Bestimmungen waren natürlich eventuell. Sie mußten erst durch Waffengewalt in's Leben gerufen werden. Um aber diese zu erhalten, versprach Frankreich zu unsern Churfürsten ein Heer von 16,000 Mann stossen zu lassen, ferner ihm monatlich zwei Millionen Livres zu bezahlen. Im Nothfalle sollte dieses Heer und die Geldsumme vergrössert werden. Spanien versprach 6,000 Mann Truppen und einen jährlichen Beitrag von 960,000 fl. zu senden. Bajern besaß aber ohne diese fremde Beihilfe schon eine Armee von 30,000 schlagfertigen Truppen.

Allen diesen Feinden gegenüber stand Maria Theresia, sich stüzend auf die Gerechtigkeit ihrer Sache, auf die Anhänglichkeit ihres Volkes und auf englische Subsidien, die ihr Georg II., König von Großbrittanien, zugesagt hatte. Derselbe versprach auch ihrem Gemal seine Stimme und seinen Einfluß bei der Kaiserwahl und garantirte nochmal die pragmatische Sankzion gegen alle ihre Feinde. Das war aber auch die einzige Macht, auf welche sich Maria Theresia verlassen konnte, und diese war

zu weit abgelegen, um bei einem Continentalkrieg thätig wirken zu können, wie die Bundesgenossen unseres Churfürsten. Allein Maria Theresia war eine vortreffliche Fürstin an Geist und Herz. Ein scharf blickender Verstand lenkte ihre Politik und ihr strenger Charakter hätte manchem Manne, der auf einem Throne saß, Ehre gemacht. Sie wußte die Begeisterung ihres Volkes zur rechten Zeit in Anspruch zu nehmen, und das Volk rettete sie. Anbei auch die Unvorsichtigkeit ihres Hauptgegners, unsres Churfürsten. Der Krieg war beschlossen.

Vor demselben waren schon allerlei Schriften über die gegenseitigen Erbansprüche zwischen Bajern und Oesterreich gewechselt worden. Uneröffnet hatte Bajern das Notifikazionsschreiben vom Tode Kaiser Karls VI. zurück geschickt, indem der churbajerische Staatsminister, Graf von Perousa, sagte, Maria Theresia könne von seinem Herrn als Königin von Ungarn und Böhmen, dann Erzherzogin von Oesterreich, nicht anerkannt werden. Vielmehr übergab genannter Graf von Perousa folgende Protestazion bei seiner von Wien, am 21ten November 1740, erfolgten Abreise nach München. Dieselbe lautet: „die Rechte des bajerischen Hauses an die österreichischen Erblande, auf den Fall, daß die männliche Linie dieses Hauses (wie es gegenwärtig der Fall wirklich ist) erloschen sei, gründen sich auf verschiedene, sowohl neuere als ältere Disposizionen. Seine churfürstliche Durchlaucht verharrten sowohl vor als nach der Zeit, da der verstorbene Kaiser die Garantie der in seinem Hause neu errichteten Erbfolgeordnung bei dem teutschen Reiche und anderen Mächten nachsuchte, bei dem vesten Entschlusse, auf keine Weise zu gestatten, daß dem bajerischen Churhause an seinen Rechten durch jene pragmatische Sankzion der geringste Nachtheil geschehe."

„Es ist allbekannt, daß die Akten der sogenannten eidlichen Verpflichtungen, die Akzeptazionen und Renunziazionen, welche die durchlauchtigste Churfürstin vor ihrer Vermählung ausgestellt, und die von ihrem churfürstlichen Gemal gebilligt worden sind, der pragmatischen Sankzion selbst keine Kraft geben können, da sich die Erzherzogin durch solche Akten le-

diglich in der Eigenschaft als Erzherzogin von Oesterreich ihres Rechtes begeben hat, aber keineswegs jene Ansprüche, welche das Haus Bajern ohnehin besizt, und von denen bei ihrer Vermählung auch nicht die geringste Erwähnung gemacht wurde, aufheben konnte. Es hat demgemäß der Churfürst die erwähnte Verzichtleistung seiner Gemalin, ohne den geringsten Nachtheil seines eigenen Rechtes, genehmigen können, indem jene Renunziazion mit seinem Rechte in durchaus keiner Verbindung stehen."

„Da nun die durchlauchtige Erzherzogin von Oesterreich, Herzogin von Lothringen und Großherzogin von Toskana, als älteste Tochter des verstorbenen Kaisers unter dem Titel einer Erbprinzessin von der Regirung aller Erblande und Königreiche des Hauses Oesterreich wirklich Besiz genommen hat, auch sich von den Ministern und Beamten den Eid der Treue schwören ließ, ausserdem noch im Begriffe steht, von den verschiedenen Ständen die Huldigung zu nehmen, um dadurch darzuthun, daß sich Ihre Durchlaucht, kraft der pragmatischen Sankzion, alle Erblande und Königreiche obbemeldeten Hauses zueignen wollen; auf der anderen Seite aber der Churfürst von Bajern ein solches Unternehmen nicht anders, als dem Rechte seines Hauses sehr nachtheilig ansehen kann: so finden sich Seine churfürstliche Durchlaucht, abgesehen von der besonderen Hochachtung, welche Sie für die Großherzogin hegen und beständig haben, veranlaßt, demjenigen, was höchstihrem Hause zum Nachtheile gereicht, zuvor zu kommen; wozu Sie um so viel mehr berechtiget sind, da Seine höchstselige kaiserliche Majestät in ihrem Commissionsdekret erklärt haben, daß die verlangte Garantie der pragmatischen Sankzion zu keines Nachtheil und Schaden gereichen solle, welche Klausel vielleicht manche Stände bewogen hat, gedachte pragmatische Sankzion zu garantiren. Demgemäß sehen sich Seine churfürstliche Durchlaucht gezwungen, eine feierliche Protestazion gegen dieses übereilte, gesezwidrige und präjudizirliche Unternehmen einzulegen. Dabei behält sich der Churfürst seine und seines Hauses Rechte ohne auch nur die geringste Beschränkung und in der beßten

Form vor, wie sich Solches in Zukunft mit Mehrerem zeigen wird."

Dieser bajerischen Protestazion folgte natürlich eine österreichische und dieser wieder eine bajerische. Alle juridischen Spizfindigkeiten wurden von beiden Seiten aufgeboten, um die wechselseitigen Erbansprüche zu beleuchten und zu begründen. Alle Federn waren in Bewegung und während sie arbeiteten, schliffen die Grossen ihre Schwerdter, um den Streit mit Gewalt zu entscheiden. Inzwischen behaupteten Churbajern und Churpfalz die Vikariatsrechte des Reiches gemeinschaftlich, gemäß einer früheren Uebereinkunft zwischen beiden Häusern, und wiesen, bis zur erfolgten ordentlichen Wahl eines Oberhaupts, die Reichsstadt Augsburg dem Vikariatshofgerichte zum Size an. Am 1ten Februar 1741 wurde dasselbe in genannter Stadt feierlichst eröffnet.

Maria Theresia rüstete sich inzwischen ebenfalls zum Kampfe und ließ sich in Ungarn zur Königin dieses Landes krönen. Von Bajern erfolgte zwar wieder eine Protestazion; allein auch diese wurde zurück gewiesen und der Krieg begonnen. Der bajerische Staatsminister Unertl hatte alle nur denkbaren Einwendungen gegen den Krieg vorgebracht, in Nymphenburg hatte er es sogar gewagt, als man ihm den Conferenzsaal, wo die Allianz zwischen Bajern und Frankreich ausgemacht worden war, verschlossen hatte, auf einer Leiter bis zum Fenster des Saales empor zu steigen, dasselbe zu zerschlagen und Friede hinein zu rufen. Aber der Feldmarschall, Graf von Törring, warf seinen Degen auf die Tafel und schrie „Krieg!" Frankreich führte demnach seine Schaaren den Bajern zu Hilfe und der Churfürst schickte seinen General Minuzzi mit der gesammten bajerischen Kriegsmacht gegen die österreichischen Gränzen. Passau ward durch List erobert. Während nehmlich der Salzwagen durch das Thor fuhr, blieb er absichtlich mitten unter demselben, bis der bajerische Hinterhalt herbeigeeilt war und sich des Thores, dann der Stadt bemächtigte.

Während dieses geschah, langten die französischen Truppen in Bajern an, der Churfürst Karl Albrecht übernahm den Ober-

befehl über dieselben und drang nun gegen Oberösterreich vor. In Linz empfing er die Huldigung als Erzherzog von Oesterreich und 10,000 Huldigungsdukaten. Da wollte Maria Theresia mit ihm Unterhandlungen beginnen. Vorderösterreich und die Niederlande sollten ihm abgetreten werden. Karl Albrecht schlug die Unterhandlungen aus. Er wollte Alles. Wer aber Alles will, erhält oft Nichts. Ohne Hinderniß marschirt er auf Wien los; aber plözlich wendet er sich hier, zieht nach Böhmen und läßt sich in Prag zum Könige dieses Landes krönen, statt daß er Wien eingenommen, und von dort aus den Frieden diktirt haben würde. Maria Theresia war zu den Ungarn geflohen und hatte die Magnaten dieses Landes für ihr Unglück begeistert. Vivat noster rex Maria Theresia rief die ganze Versammlung, als die unglückliche Fürstin ihren Säugling, Joseph II., den gerührten Magnaten zum Schuze empfahl. Eine allgemeine Bewaffnung erfolgte in Ungarn. Die Franzosen und Bajern blieben aber einstweilen in Böhmen stehen, um dieses Land zu beschüzen. Die Ungarn konnten sich daher ohne Hinderniß zu einer vollständigen Armee organisiren und durch gut angelegte Streifzüge den Feinden ihrer Königin Nachtheile genug beibringen.

Unser Churfürst, in der Meinung, vorläufig sei genug geschehen, um in Zukunft die übrige Eroberung zu vollenden, vertraute dem Grafen von Bajern die Verwaltung von Böhmen an und entschloß sich über Bajern nach Frankfurt zu gehen, um sich dort die Kaiserkrone zu holen. Dort waren die Churfürsten schon seit dem 4ten November 1741 zur Wahl eines Oberhaupts versammelt. Einstimmig wurde denn auch Karl Albrecht, am 24ten Jänner 1742, zum römisch-teutschen Kaiser gewählt und gekrönt. Die Krönung vollzog des Kaisers Bruder, der Churfürst Klemens August von Köln. Die Festlichkeiten in Frankfurt und der Jubel in München nach gehörter Wahl waren ohne Ende. Die kaiserliche Majestät wurde überall, nur nicht in Oesterreich und Ungarn, bald auch nicht in Bajern, gepriesen und erhoben. Dort sammelten sich zahlreiche Schaaren zur Vertheidigung ihrer Königin.

Schon gegen Ende des Jahres 1741 nahte der österreichische Feldmarschall Khevenhüller mit 20,000 Mann der Ens, unterhalb welcher Minuzzi mit seinen Truppen stand. Die Bajern und Franzosen zogen sich vor dem ungestümen Andrang der begeisterten Feinde gegen Linz zurück und schlossen sich in diese Veste ein. Khevenhüller belagerte daher die Stadt und General Bärnklau erhielt den Auftrag, in das von Truppen entblößte Bajern einzufallen. Von ihm wurden Ried und Schärding weggenommen und Bajern erfuhr nun wieder ein ähnliches Schicksal, wie im spanischen Erbfolgekrieg, Plünderung, Raub und Verheerung. Zwar brach der Feldmarschall, Graf von Törring, von Böhmen heraus und nahm den Oesterreichern mit vieler Mühe Schärding wieder weg, mußte aber den grösseren Massen der Feinde weichen und wurde bei Mittich gänzlich auf's Haupt geschlagen. Dadurch war Bajern den wüthenden Nachbarn gänzlich Preis gegeben. Linz wurde erobert, eben so Passau, Braunau, Burghausen, Landau, Dingolfing, Deggendorf, Traunstein, Rosenheim und andere weniger wichtige Pläze.

Am 13ten Februar, einen Tag nach der Krönung Kaiser Karls VII. in Frankfurt, wurde München durch Kapitulazion an den österreichischen Obristlieutenant Menzel übergeben. Bärnklau nahm darauf Landshut weg, plünderte Kellheim und warf Alles vor sich nieder, was ihm mit Waffen in der Hand entgegen kam. Die alten Schreckenstage kamen wieder und der neue Kaiser sah sich in seinen grossen und kühnen Hoffnungen auf bittere Art getäuscht. Oesterreich wurde immer mächtiger. Eifersüchtig darauf beschloß auch Preussen den Krieg gegen Maria Theresia. Je mehr sich Oesterreich erhob, desto tiefer konnte Preussen sinken. Der schlaue Friedrich sezte gerne alle Verträge hintan, wenn er die Interessen seines Landes auch nur von Ferne in Gefahr wußte. Er verband sich daher mit den Franzosen und Sachsen und fiel in Mähren ein.

Am 17ten Juni 1742 schlug er den österreichischen General, Karl von Lothringen, so sehr auf's Haupt, daß Maria Theresia sich gezwungen sah, Friede zu schliessen. Am 28ten Juli d. J. wurde auch wirklich ein Separatfriede mit Preussen

in Breslau geschlossen, und gemäß seinen Bestimmungen erhielt Friedrich, der Grosse, ganz Schlesien, mit Ausnahme einiger kleiner Bezirke. Auch Sachsen trat diesem Separatfrieden bei, und nun konnte Oesterreich wieder freier handeln. Während jenes Krieges hatten sich die Oesterreicher aus Bajern zurück gezogen, kamen aber gleich wieder, als der Friede geschlossen war. Bärnklau besezte die Residenz wieder und Khevenhüller erschien mit neuen Truppenmassen von der Donau her. Ihm entgegen zog der französische General Harcourt und der bajerische Marschall Törring. Einzelne Gefechte in Niederbajern entschieden Nichts; desto mehr Karl von Lothringen in Böhmen. Am Ende des Jahres 1742 war das ganze Königreich Böhmen von den Feinden gereinigt. In Bajern übernahm inzwischen Graf von Seckendorf den Oberbefehl. Dieser, während Khevenhüller die österreichischen Streitkräfte gegen Böhmen benüzte, reinigte ganz Bajern, bis auf die vesten Pläze am Inn, von den Feinden.

Da kamen aber 1743 die Oesterreicher wieder, und die Schlacht bei Simbach entschied den völligen Untergang des vaterländischen Heeres unter Minuzzi. Die Folge war eine vollständige Besezung des Vaterlandes von den Oesterreichern. Da zogen sich sogar auch die Franzosen unter Broglio gegen den Rhein hinab und der Kaiser sah, welche Redlichkeit das französische Kabinet ihm bisher vorgeheuchelt hatte. Bärnklau besezte unser Vaterland mit 20,000 Mann und Bajerns Loos war wieder in die Hände erbitterter Nachbarn gelegt. Der Kaiser befand sich in Frankfurt und war gezwungen, den unseligen Erbfolgekrieg zu verwünschen. Um sein Elend voll zu machen, ließ Maria Theresia vom Reichstage sogar seine Kaiserwahl für ungültig erklären.

Alle diese hochmüthigen Schritte mißbilligte König Friedrich von Preussen. Oesterreich wurde ihm noch einmal zu mächtig. Er schloß sich daher wieder an Frankreich und den Kaiser an. Plözlich, als die österreichischen Waffen ihre Siege über die Franzosen bis an den Rhein verbreiten, bricht ein preussisches Heer in Böhmen ein und erobert Prag, bald das ganze

Königreich. Die Franzosen aber blieben unthätig. Da zieht Karl von Lothringen, ein würdiger Gegner Friedrichs, mit seiner Macht herbei und die Preussen zogen sich aus den eben gemachten Eroberungen wieder zurück. Aber während die Hauptmacht der Oesterreicher in Böhmen beschäftiget war, kam Seckendorf wieder nach Bajern und drängte hier die Oesterreicher gegen den Inn wieder zurück. Nur Ingolstadt, Braunau und Schärding hielten sie noch fortan besezt. Seckendorf legte hierauf seinen Oberbefehl in die Hände des Kaisers nieder, der am 23ten Oktober 1744 wieder nach München zurück gekehrt war. Wohl hatte man den Wittelsbacher mit Jubel empfangen; aber das arme Vaterland! Lange sah's der unglückliche Kaiser nimmer. Er starb schon am 20ten Jäner 1745, im 48igsten Jahre seines Alters, ein Opfer der Glanzsucht. Als man den Leichnam öffnete, fand man Lungen und Leber verlezt, einen Polyp im Herzen und einen Stein in der Blase. Um 7 Uhr starb der Kaiser, um 8 Uhr wurde er in spanischer Ritterkleidung auf das Paradebett gelegt und am 25ten Jäner feierlichst begraben. Der Sarg wurde von 24 kaiserlichen Kammerherren abwechslungsweise zur Gruft getragen.

Als der Papst die Nachricht von des Kaisers Tode erhielt, sprach er folgendermassen zu seinen versammelten Kardinälen: „Ehrwürdige Brüder! Es sind noch nicht volle fünf Jahre verflossen, da wir euch die Nachricht vom Tode Kaiser Karls VI. ankündigten. Schon damals sahen wir bei verwickelten Ereignissen alles das Unglück voraus, welches dieser Verlust nach sich ziehen würde. Kaum sind drei Jahre vorüber, als wir euch die Nachricht brachten, daß Karl Albrecht, Churfürst von Bajern, zum Kaiser erwählt worden ist. Jezt aber sehen wir uns genöthiget, euch an diesem Orte, wo wir schon so oft das herbe Unglück, welches unter unserem Pontifikate die Christenheit zerrüttet, entdeckten, wieder von dem Tode dieses Prinzen Nachricht zu geben. Derselbe starb nach einer kurzen Krankheit in der Blüthe seines Alters und sein Tod bewies uns wiederholt auf rührende Art, daß Alles, was die Menschen am Liebsten haben, und worauf sie ihre Ehrbegierde richten, von sehr kurzer

Dauer und nur eine scheinbare Wirklichkeit sei. Wir wollen hier dem Hause Bajern eben keine Lobrede halten, indem Jedermann die grossen Thaten, wodurch sich dieses Haus ansehnlich gemacht hat, bekannt sind. Wir übergehen auch mit Stillschweigen die grossen Tugenden und die ausnehmenden Eigenschaften in der Kriegskunst, mit welchen der Kaiser, dessen Tod wir beweinen, gezieret war. Wir erinnern uns nur, daß er sein ganzes Leben hindurch ein eifriger Beschüzer der katholischen Religion gewesen, und zwar nach dem Beispiele seiner Ahnen, die mitten in dem Sturme, den die Kezerei erregt hat, jene Religion stets in ihrer Reinheit beibehalten haben.

Wir fügen bei, daß der verstorbene Kaiser, als ein gehorsamer Sohn der Kirche, jederzeit eine besondere Hochachtung und exemplarische Unterwürfigkeit gegen den heiligen Stuhl, den wir ohne unsere Würdigkeit besizen, bezeigte, und daß er in dieser Meinung bis an sein Ende verharret ist. Dieses bezeugen die Briefe des Erzbischofs von Korinth, unseres an dem Münchener Hofe angestellten apostolischen Nunzius, welcher dem verblichenen Monarchen in seinen lezten Stunden Beistand leistete, ihm das heilige Sakrament der lezten Oelung reichte und unseren apostolischen Segen gab, nachdem er eine allgemeine Beichte vorher abgelegt und mit einer besonderen Gottesfurcht den lezten Zehrpfenning aus den Händen seines Hofkaplans empfangen hatte.

Wenn uns erlaubt wäre, euch das grosse Werk, das dieser Prinz zum Beßten der katholischen Religion in Teutschland unternommen hat, zu entdecken; so sind wir versichert, daß ihr an unseren Thränen Theil nehmen, und befürchten dürfet, daß Alles, was er vorgenommen hat, mit ihm zu Grunde gehen werde. Verbindet daher euer Gebet mit dem unserigen, und erhebet eure Hände gegen den Himmel, um ihn zu erbitten, dieses Uebel von uns abzuwenden. Uebrigens haben wir unseres Orts das heilige Offizium der Messe insbesondere schon verrichtet und andere Gebete zu Gott gesendet, obgleich dieselben wegen unseres geringen Verdienstes nicht von grossem Werthe sind, und wir versichern uns von eurer Gottesfurcht und von

euerem Eifer für das gemeine Beste, daß ihr eben diese Pflicht nicht werdet unterlassen, damit ihr einigen Trost für seine Seele erhalten und den Allerhöchsten bewegen möget, der ganzen Christenheit einen allgemeinen Frieden, nach einem so abscheulichen Kriege, welcher sie zerrüttet, zu geben. Es ist also nichts übrig, als in unserer päpstlichen Kapelle diesem grossen Prinzen alle die Pflichten zu erweisen, welche gebräuchlich sind, und wir werden euch nächstens den Tag bestimmen, an dem wir euch ermahnen wollen, zu kommen, um die Grösse euerer Trauer zu entdecken."

§. 280.

Rückblick auf das neunte Kapitel.

Armes Vaterland! Eine herbe Zeit ist über deine Gaue hereingebrochen. Kaum ist der Krieg von deinen Fluren verschwunden gewesen; so hat der Ehrgeiz deines Fürsten ihn wieder gerufen. Karl Albrecht kam zur Regirung als ein Fürst, von dem man mit Recht hoffen konnte, daß er durch lange und bittere Erfahrungen klug gemacht, die Fehler seines Vaters vermeiden und dem erschöpften Lande Frieden und Wohlfahrt verleihen werde. Aber der schöne Fürst hatte kaum die Bahn des Friedens betreten, als ihn eine unselige Glanzsucht wieder von ihr ablenkte. Kaiser und Herr von Oesterreich wollte er werden. Wie er's geworden, haben wir gesehen. Unertl hatte wohl Recht, als er voll Vaterlandsliebe und Begeisterung für eine wahre Politik das Nymphenburger Saalfenster zerschlug und Friede schrie. Er kannte den schlüpfrigen Charakter seiner Zeit. Er wußte recht gut, daß Frankreich nur seine eigenen selbstsüchtigen Zwecke verfolgen würde, daß Preussen ein unzuverlässiger Bundesgenosse sei, und daß Oesterreichs Völker mit aller Innigkeit an ihrer Maria Theresia hingen. Wenn aber ein ganzes grosses Volk, wenn eine von Natur aus kriegerische Nazion, wie die Ungarn, die Waffen erhebt zur Vertheidigung einer Landestochter, zur Vertheidigung eines schuld-

losen Kindes, so steckt dasselbe sein Schwerdt nicht sogleich wieder in die Scheide.

Bajern hat's gefühlt. Die Zeiten Max Emanuels waren wieder zurück gekehrt, und wäre Preussen weniger eifersüchtig auf Oesterreichs Macht gewesen, hätte es auf seinem Throne nicht einen scharf blickenden Politiker gehabt, wäre Frankreich nicht seiner eigenen Revoluzion entgegen geschritten; Bajern würde ganz sicher aus der Reihe selbstständiger Staaten verschwunden sein. Alles dieses konnte man aber in Bajern recht gut wissen. Dennoch verließ sich der Churfürst auf die leeren Versprechungen des französischen Hofes. Graf von Törring mochte manchmal jenen Akt bereuen, wo er seinen Degen auf den Tisch warf und mit der entscheidenden Marschallsstimme den Krieg herbeirief. Er kam, mit ihm grössere Helden, als Törring war: Khevenhüller und Karl von Lothringen, tüchtige Stüzen der österreichischen Monarchie. Karl Albert wurde zwar Kaiser, aber er blieb's nicht lange. Noch bei seinem Leben mußte er seine Kaiserwürde von einem Reichstage für nichtig erklärt sehen, er sah sein Vaterland von Feinden besezt, der Gram schlich sich in seine Seele und er starb. Was der Papst von ihm Gutes gesagt hat, wird ihm Niemand nehmen, nur war das Vaterland zu bedauern, denn es hat unter seiner Regirung wahrlich nichts Gutes genossen, und das Vaterland soll denn doch der erste Gegenstand einer fürstlichen Pflicht sein.

Zehntes Kapitel.

Max III. Joseph, der allgeliebte Churfürst.

Glückliche Bajern, die ihr in eueren Fürsten euere Väter ehret!

§. 281.

Abstammung, Familie und Charakter Max III. Josephs.

Nach Karl Albrecht folgte in der Regirung der väterlichen Erblande, die zwar zum Theile noch von den Feinden besezt waren, Churfürst Max III. Derselbe war geboren am 28ten März 1727 und starb kinderlos, am 30ten Dezember 1777, an den Blattern. Er ruht bei den Theatinern in München. Max Joseph war vermählt mit

Maria Anna Sophia, Tochter Friedrich Augusts, Königs von Polen und Churfürsten von Sachsen. Sie war geboren am 29ten August 1728, vermählte sich am 9ten August 1747 und starb am 17ten Februar 1797. Sie ruht bei den Theatinern an der Seite ihres Gemals.

Max Joseph III. wird von der gerechten Geschichte als der Allgeliebte seines Volkes gepriesen. Er war es in der That. Ein Fürst, ausgerüstet von der Natur mit den herrlichsten Anlagen, kunstsinnig ohne Verschwendung, zugängig für jeden guten Rath, friedliebend ohne des Landes Ehre zu opfern, ein zärtlicher Gatte im Besize eines reinen Gewissens, nur das Beste

seiner Bajern, seiner Kinder, im Auge, nicht glanzsüchtig, aber gerne seine hohe Würde meisterhaft behauptend, ein Fürst, der in der That nichts zu wünschen übrig ließ, war Max Joseph; die Freude seines Volkes. Alle Herzen schlugen ihm froh entgegen, er war wirklich allgeliebt. Im Kreise anspruchsloser und aufgeklärter Patrioten sorgte er emsig für das Beste seines Landes, und als er starb, weinte ganz Bajern Thränen der Wehmuth. Jede Familie hatte einen Vater verloren, jeder Arme einen Wohlthäter. Und dieser hochverehrte Fürst mußte sein Leben durch das Blatterngift zerstört sehen. Er hätte länger gelebt, wenn sein Leibarzt Sanftl in seiner Kunst tüchtiger gewesen wäre. Ganz München wallte schmerzvoll zur Residenz, als man das Marienbild von der Herzogspitalkirche zur Residenz trug, um durch die Fürbitte der Mutter des Erlösers dem Landesvater Hilfe zu erbitten. Selbst Juden liessen für ihren Max Messen in christlichen Kirchen lesen; sie wußten wohl, daß er es war, der zuerst eine hellere Zeit über Bajern brachte. Ewig unvergeßlich bleibt Max III. seinem Volke.

§. 282.

Der Friede von Füssen.

Max Joseph zählte erst achtzehn Jahre, als sein Vater starb. Er war jedoch alt genug, um zu sehen, daß im Kriege kein Heil mehr für's Vaterland zu hoffen sei. Aber dennoch wollte er keinen schimpflichen Frieden schliessen. Das verbot die Ehre des Landes und die Würde des wittelsbachischen Hauses. Der alte Graf von Seckendorf rieth zum Frieden. Marschall Törring, der das Kommando wieder übernommen hatte, zum Krieg. Die obere Pfalz und ein grosser Theil von Niederbajern war noch von den Feinden besezt. Frankreich reizte zur Fortsezung des Krieges. Maria Theresia fürchtete zwar den Kampf nicht, aber sie wünschte ebenfalls ihren Völkern Ruhe und ihrem Gemahl die Kaiserkrone. Im Vortheile war offenbar Oesterreich. So zerrten denn die Ereignisse den jungen

Churfürsten bald auf diese, bald auf jene Seite. Die Königin von Ungarn gab sich alle Mühe, durch Unterhandlungen einen Separatfrieden mit Bajern zu Stande zu bringen. Max sah endlich ein, daß weder Frankreich noch Preussen es mit seinen Interessen redlich meinten, er gab daher Vollmacht zu Unterhandlungen. Graf Colloredo betrieb dieselben auf österreichischer, Fürst von Fürstenberg und Graf von Seckendorf auf bajerischer Seite.

Endlich wurde schon am 22ten April 1745 der Friede zwischen Bajern und Oesterreich geschlossen. Gemäß demselben entsagte unser Churfürst seinem Bündnisse mit Frankreich und Preussen, garantirte die pragmatische Sankzion und gab also alle seine Ansprüche auf die österreichische Erbfolge auf. Anbei versicherte er dem Gemal der Maria Theresia seine Stimme bei der künftigen Kaiserwahl und versprach, ganz das Interesse Oesterreichs im Auge zu haben, sobald er einen Schritt in der äusseren Politik wage. Das war also die Frucht des langwierigen Krieges; Bajern ward in die Hände des österreichischen Kabinetes gelegt. Ein unüberlegter Krieg und ein schimpflicher Friede. Nach und nach wurde auch der Friede zwischen den grösseren, Krieg führenden, Mächten geschlossen; Oesterreich blieb, wie es war, und Franz I. wurde teutscher Kaiser.

§. 283.

Die Segnungen des Friedens unter Max III.

Der Friede war geschlossen. Bessere Tage kamen über das Vaterland. Der redliche Churfürst beschloß, nach Kräften die tiefen Wunden zu heilen und Bajern einer schöneren Zukunft in die Arme zu legen. Vorerst ging sein Streben dahin, den Staatshaushalt zu ordnen. Vierzig Millionen Gulden hieß die bajerische Schuldenlast, eine fürchterliche Summe für die damalige Zeit und den nazionellen Wohlstand des Vaterlandes. Zuvörderst beschränkte Max also seinen Hofstaat. Alle auf blossen Glanz und Wohlleben berechneten Ausgaben wurden entweder

ganz aufgehoben oder so tief, als möglich, herabgesezt. Gerne hörte der leutselige Fürst die Klagen, die Bitten und Wünsche seiner Unterthanen an. Jeder durfte vor seinen Fürstenstuhl. Konnte geholfen werden; so war die Hilfe gewiß. Niemand ging ohne allen Trost vom guten Max hinweg. Wohlwollende Räthe unterstüzten die schwierige Regentensorge. Max vertraute ihnen gerne; aber er handelte auch eben so gerne selbst. Man traf den Fürsten oft, der Muße pflegend, an der Drechselbank, ein Geschäft, das er sehr liebte. Er war ein Musiker, ohne daß ihn die Kunst bis zum übermässigen Aufwande verleitet hätte, wie bei mehreren seiner nächsten Vorfahren. Mit Leidenschaft liebte er nur eine Unterhaltung, nehmlich die Jagd; allen übrigen Leidenschaften blieb er fremd.

Die Centralregirung war in München, Nebenregirungen bestanden noch in Landshut, Straubing, Burghausen und Amberg. Tüchtige Männer leiteten die Geschäfte, ohne doch einen die Würde des Fürsten beschränkenden Einfluß auf Max selbst zu üben. Unter ihnen ist vor Allen merkwürdig der durch seine juridischen Kenntnisse gediegene und im Gesezgebungsfache ausgezeichnetste Vizekanzler Kreitmair, dann der patriotische, wenn auch nicht politische Feldmarschall, Graf von Törring-Jettenbach, der redliche und wohlmeinende nur dem wahren Vortheile des Landes ergebene Kanzler Unertl, der schon bald starb, dann der geheime Kabinets- und Staatsrath, Graf von Berchem, eben so der durch seine Rechtsgelehrsamkeit verdienstvolle Freiherr von Ickstatt, des Churfürsten emsiger Lehrer in den Regentenwissenschaften, endlich der feine Beichtvater des Landesherrn, der Jesuit Stadler, ein vielgewandter Hofmann, der grossen Einfluß auf das fromme Gemüth seines Beichtkindes hatte, obgleich er nicht das Vertrauen seiner Mitbürger besaß.

Alle diese Herren beherrschte aber immer noch des Churfürsten Selbstständigkeit. In ihrem Rathe, mit Ausnahme des Beichtvaters, führte der Landesherr den Vorsiz, und die Gediegenheit der Berathungen selbst führten manches schöne Resultat für das Vaterland herbei. Um seine häuslichen Freuden zu vermehren, heirathete Max Joseph die Tochter des ohnehin mit

ihm verwandten Churfürsten von Sachsen und Königs von Polen, Maria Anna Sophia, ein Muster für Regentinen und Frauen überhaupt. Kinder fehlten dem zärtlichen Paare, daher erlosch auch die bisherige Dynastie aus dem Ludwigischen Hause und es trat die Rudolfische Linie in die Erbschaft ein. Um den Staatshaushalt zu regeln, wurde von Max unter Leitung des Ministers, Grafen von Berchem, ein Schuldenabledigungswerk eingerichtet, welches jedoch seinen Zweck nicht erfüllen konnte, weil die Armuth des Volkes noch zu groß und der Wohlstand der Regirung zu klein war. Die österreichische Allianz wurde verstärkt durch eine Heirath zwischen der Schwester des Churfürsten Maria Antonia und dem nachmaligen Kaiser Joseph II. Gerne wollte der redliche Churfürst den Frieden mit der nachbarlichen Großmacht aufrecht erhalten, obgleich er wohl wußte, daß Oesterreich mehr eine Verbindung seiner Staaten mit dem Lande Bajern als mit seinem Landesherrn wünsche.

Daß Bajern eine österreichische Provinz werde, war das Streben des habsburgischen Kabinetes, manchmal geheim, je nach Gestalt der äusseren politischen Verhältnisse aber manchmal öffentlich. Max Joseph wußte dieses wohl, darum sah er immer mit mehr Zuversicht nach Frankreich, das wegen seiner entfernten Lage weniger, als Oesterreich, für die Selbstständigkeit Bajerns befürchten ließ. Vorläufig hatte er sich jedoch vorgenommen, in jedem folgenden Kriege neutral zu bleiben, um nicht wieder seine Landeskräfte zu zersplittern und den völligen Ruin des Vaterlandes herbeizuführen. Es dauerte auch nicht lange, so brach ein neuer Kampf aus. Er sollte den Untergang Friedrichs, des Grossen, herbeiführen und sicherte diesem Helden die Unsterblichkeit. Maria Theresia, welche bisher so glücklich gegen ihre Feinde war, konnte Schlesien, das gewerbreiche Schlesien nicht vergessen. Sie hätte es gerne wieder gehabt und darüber entstand

der siebenjährige Krieg. 1756—1763.

Niemand wird Friedrich, den Grossen, deßwegen lobpreisen, weil derselbe sich auf Kosten fremden Eigenthums mit den blos=

sen Waffen eines Eroberungskrieges Schlesien errungen hatte; Niemand wird die Kaiserin deßwegen tadeln, weil sie die Absicht nicht verbarg, ihr früheres Eigenthum wieder zu erringen. Aber Friedrich II. von Preussen war eben gerade der Mann nicht, der sich vor dem österreichischen Ingrimme fürchtete, er saß vest auf seinem Throne und hatte bald Gelegenheit, beinahe allen europäischen Mächten zu zeigen, daß sie ihn nicht einmal zu erdrücken vermögen. Friedrich war grösser, als seine Zeit. Maria Theresia schloß nun in Versailles mit Frankreich ein Bündniß, welchem Rußland auch beitrat, gegen England und Preussen. Frankreich war bereits in einen Krieg mit Großbrittanien verwickelt und hatte schon namhafte Verluste zur See erlitten. Jezt sollte der entscheidende Würfel auch zu Gunsten eines Continentalkrieges fallen. Aber zwei Männer, William Pitt und Friedrich der Grosse, standen auf der Bühne der Ereignisse, die ihrer wohl Meister werden konnten. Sie sind's geworden.

Als die Unterhandlungen mit Sachsen, welches Churfürstenthum auch auf österreichische Seite treten sollte, noch schwebend waren, merkte Friedrich die Bewegungen der ihm feindseligen Kabinete und fiel, ohne viel zu fragen, sogleich in Sachsen ein, eroberte dasselbe, besezte Wittenberg, Leipzig und Torgau, schloß 17,000 Sachsen in ihrem Lager bei Pirna ein, nöthigte sie zur Uebergabe und ließ sie zu seinen Fahnen schwören, während er nebenbei den aus Böhmen herbeieilenden österreichischen General Browne bei Lowosiz, am 1ten Oktober 1756, auf's Haupt schlägt und so den dritten schlesischen Krieg eröffnet, der unter dem Namen des siebenjährigen Krieges bekannt ist. Friedrichs Einfall in Sachsen ließ der ganzen Welt einen Eroberer sehen. Plözlich treten daher seine Feinde auf. Frankreich, Oesterreich, Rußland, Schweden und Sachsen; auch mehrere Provinzen des teutschen Reiches. Ueberall her naht der Feind. Friedrich wurde, am 17ten Jäner 1757, in die Reichsacht erklärt und nun sollte seine strategische Meisterschaft ihm sein Land, seine Grösse und seine fernere Existenz sichern.

Die Oesterreicher vereinigten sich in Böhmen; die Franzosen kamen vom Rhein her; die Reichstruppen konzentrirten sich bei

Nürnberg; die Schweden landeten in Pommern; die Russen drangen in Preussen vor und gegen alle diese Hunderttausende stand Friedrich allein auf dem Felde der Ehre. Schnell dringt er von Sachsen nach Böhmen, schlägt den Prinzen Karl von Lothringen bei Prag, am 6ten Mai 1757, erobert das ganze Königreich und droht schon auf Wien los zu brechen. Da naht der österreichische Feldmarschall Daun von Mähren her und besiegt den König wieder bei Collin am 18ten Juni, die Preussen werden eben so von den Russen unter Apraxin bei Großjägerndorf, am 30ten August, geschlagen, der französische Marschall Etrees besiegt die preussisch-hannöverische Hilfsarmee unter dem Herzog von Cumberland bei Hastenbeck am 26ten Juli. Da kommt Friedrich, schlägt die Reichstruppen bei Roßbach, am 5ten November, auf eine Weise, die ein höchst nachtheiliges Licht auf die Tapferkeit und Zucht dieser freilich aus vielem Gesindel bestehenden Truppe wirft, hierauf dringt der siegreiche König bis nach Schlesien vor und schlägt zum Zweitenmale bei Leuthen den Prinzen von Lothringen, am 5ten Dezember, gänzlich auf's Haupt; die Franzosen werden aus Niedersachsen, die Oesterreicher aus Schweden und Brandenburg vertrieben. Preussen ist von den Feinden wieder gereinigt; denn die russischen Horden waren, weil sie im eroberten Lande, wo sie sogar den Eid der Treue ihrer Kaiserin leisten liessen, keine Subsistenzmittel mehr fanden, im Winter heimgezogen.

Der Krieg wird im Jahre 1758 fortgesezt. Friedrich besiegt die Russen bei Zorndorf, am 15ten August, wird aber wieder bei Hochkirchen, am 25ten d. M., vom klugen Daun besiegt, eben so wird der preussische General Wendel bei Kay geschlagen, auch Friedrich verliert die Schlacht bei Cunnersdorf, am 12ten August 1759, gegen die Russen. Auch ein preussisches Corps an der böhmischen Gränze von 15,000 Mann wird sammt seinem General Fink aufgehoben; dagegen wurden die Franzosen von dem Erbprinzen Ferdinand geschlagen, Friedrich besiegt die Oesterreicher bei Breslau und gewinnt eben so die Schlacht bei Torgau am 3ten November, wodurch er Meister von Schlesien und Sachsen bleibt.

Im Jahre 1761 schlägt der tapfere Prinz Ferdinand die Franzosen und der hannöver'sche General Spörken die Sachsen bei Langensalza am 15ten Februar 1761. Da stirbt Georg II., König von Großbrittanien, und die englischen Subsidien bleiben aus, ein Umstand, der nachtheilig auf die Bewegungen Friedrichs einwirkte. England schloß bald darauf, ohne Zuziehung des Königs von Preussen, einen Separatfrieden mit Frankreich und Spanien. Frankreich hatte im Kriege mit dem eifersüchtigen Nachbar seine ganze Seemacht und bedeutende Besizungen auf dem Meere verloren. Auf der anderen Seite aber starb die russische Kaiserin Elisabeth und Peter III., ihr Nachfolger, schloß sogleich mit dem König von Preussen einen Frieden, gemäß welchem er ihm alle von den Russen in Besiz genommenen preussischen Provinzen zurück gab, ja sogar 20,000 Mann Hilfstruppen zum Heere des Königs stossen ließ.

Auch Schweden schloß, am 22ten Mai 1762, den Frieden von Hamburg und Friedrich konnte gegen die übrigen Feinde nun leichteres Spiel haben. Am 8ten August wird Daun bei Reichenbach geschlagen und die Vestung Schweidniz von den Preussen in Besiz genommen. Am 24ten November kam endlich ein Waffenstillstand zwischen Oesterreich und Friedrich zu Stande, gegen die Reichsarmee wurde jedoch der Krieg fortgesezt, bis auch mit ihr im Januar 1763 eine Waffenruhe eingegangen wurde. Damals nahm auch unser Churfürst sein Contingent von der Reichsarmee wieder nach Hause und behauptete fortan seine Neutralität, obgleich die Preussen einen Streifzug gegen die obere Pfalz schon am Anfange des Krieges unternommen hatten, aber auf die Neutralitätserklärung des bajerischen Landesfürsten wieder abgezogen waren.

Endlich ward der Friede zwischen Preussen und Oesterreich auf Hubertsburg ebenfalls geschlossen und Preussen ging aus dem verderblichen siebenjährigen Kriege hervor, wie es früher war. Es verlor an seinen Provinzen Nichts. Im Gegentheile blieb es von nun an ein geordneter Staat, der sich nicht scheuen durfte und auch wirklich nicht scheute, bei allen politischen Angelegenheiten, die sich auf Teutschland bezogen, ein wirksames

Wort mitzusprechen. Später zeigte es einmal, wie sehr die Selbstständigkeit unseres Vaterlandes mit der preussischen Politik im Einklange stehe; denn wäre Preussen nicht gewesen, so gäbe es kein Bajern mehr. Friedriche haben unser Vaterland vor Oesterreichs habsüchtigen Armen gerettet. Der siebenjährige Krieg ließ freilich nicht ahnen, daß an Preussens Existenz die unseres Vaterlandes und seiner gegenwärtigen Dynastie hängen werde. Sie hing aber wirklich damit zusammen, deswegen gaben wir auch einen Umriß jenes Kampfes und gehen nun gerne wieder in's Vaterland zurück, um die ehrenvolle Regirung Max III. näher zu beleuchten.

In fernen und nahen Gegenden mochten die Menschen in mörderischen Schlachten sich morden; Max III. sah dem Getümmel der selbstsüchtigen Welt vom Schooße des Friedens mit heiterem Blicke zu. Es war, als hätte der Genius des Vaterlandes eine schönere Zeit über ganz Teutschland, besonders auch über unser Vaterland bringen wollen. Lange genug hatte der geistige Druck die Bajern in seine Fesseln geschlagen. Mönchthum und Jesuitismus hatten nur zu lange jede Aufklärung mit der Faust des Aberglaubens und der Vorurtheile niedergedrückt. Die Menschheit ging von nun an einer höheren Bestimmung entgegen; sie sollte mündig werden; die Teutschen sollten erwachen aus einer starren Apathie und aus der Knabenzeit sollten die Jahre des Jünglings hervorwachsen. Auch Max wollte hinter den Forderungen der Vernunft nicht zurück bleiben. Stand ja auch Friedrich II. unter den erleuchteten Geistern seiner Periode oben an.

Troz eines die materiellen Kräfte des teutschen Volkes erschütternden Krieges erhoben sich am Horizonte der teutschen Literatur Männer, die sich die Unsterblichkeit errungen und ihren Enkeln die Bahn des klareren Wissens gebrochen haben. Wir nennen den tief denkenden Lehrer und Begründer einer neuen Philosophie, Kant, den in der teutschen Sprachbildung und ihrer edelsten Dichtkunst begeisterten Barden Klopstock, den Unerreichbaren; den für unendliches Wissen im Felde der Mathematik durchdrungenen Euler, dann alle die weltberühmten Dich-

ter, Uz, Gleim, Gellert, Kleist, Rabener, Lessing und andere für höheren Kunstsinn der Teutschen wirkende Männer. Wer wollte sie alle zählen, die Geister des Nordens, welche eine goldene Zeit für die vaterländische Litteratur gerufen haben! Auch Bajern wollte hinter den Forderungen der Zeit nicht zurück bleiben. O! es thut so wohl, wenn man nach einer Reihe von vielen düsteren Jahrhunderten, einmal die Morgenröthe einer besseren Zeit über das geliebte Vaterland aus dem Reiche klarer Geister herüberdämmern sieht. Beurkundet die Menschheit ja doch nur in ihren moralischen Fortschritten ihre göttliche Abstammung, ihren höheren, unsterblichen Werth! Um so unvergeßlicher muß jedem Bajer Max III. sein, unter dessen wohlthätigem Schuze die Aufklärung zuerst Wurzel schlug im Vaterlande und bald die Axt an den Aberglauben und die Vorurtheile einer trüben Zeit gelegt wurde! Möge kein Tag mehr erscheinen, der die bajerische Nazion dahin bringen könne, aus vorurtheilsvoller Gleichgültigkeit eine Epoche in ihrer Geschichte zu verwünschen, weil sie es war, die die Gebrechen der Zeit und ihrer Menschen aufdeckte und sie nach und nach heilte. Max III., König Max I. und König Ludwig I. möchten sie doch viele ähnliche Nachfolger haben, damit das Schöne und Großartige stets den vaterländischen Thron zum Schuze habe und nicht verkümmern darf unter dem Fußtritte selbstsüchtiger Finsterlinge!

Das war eine schwierige Aufgabe unter Max III., eine hellere Zeit zu rufen. Auf jedem Wege ihres mühevollen Strebens lagen die Bajern mit ihren Vorurtheilen, die Jesuiten mit ihrer Selbstsucht, die Hierarchie mit ihrem Kastengeist. Bei'm Alten sollte es bleiben, als wenn die Gottheit um ihre menschlichen Geister die Fesseln einer ewigen Nacht, einer ewig starren Kindheit gelegt hätte. Die Jesuiten lagerten sich gleich feindseligen Dämonen vor Wissenschaft und Kunst, sobald dieselben nicht ihren engbrüstigen Zwecken dienen wollten. Aber die Stunde war gekommen, wo das Alte sich vom Neuen scheiden mußte und keine menschliche Gewalt war mehr im Stande, die Pforte einer helleren Zeit zu verriegeln. Bessere Männer schlugen sie aus ihren Angeln und hervor trat der erste Gelehr=

tenbund im Vaterlande, die Akademie der Wissenschaften. Der Bergrath von Lori und der Münz- und Bergrath von Linbrunn waren die Ersten, die es wagten, einen Verein mit anderen dem Lichte wohlwollenden Männern zu begründen, dessen Zweck kein anderer, als Aufklärung des Volkes und Veredlung der Wissenschaft und Kunst sein sollte.

Grosse Hindernisse legten sich diesen Männern in den Weg; aber Max III. wußte sie durch sein gewaltiges Wort alle zu beseitigen. Er stiftete die Akademie der Wissenschaften, so sehr auch sein Beichtvater, der Jesuit Stadler, dagegen sprach. Sein Lehrer Ickstatt hatte wohl das Meiste dabei gewirkt. Der Zweck der Akademie bestand darin, das Gegenwärtige zu verbessern und zu veredeln, Neues zu entdecken, die Geschichte des Vaterlandes zu bereichern, die Naturwissenschaften sorgsam zu pflegen, die Philosophie auszubilden und die erworbenen Kenntnisse im Vaterlande und nach Aussen zu verbreiten, Anhänger für dieselben zu gewinnen und so der Wahrheit immer mehr entgegen zu kommen. Die Akademie der Wissenschaften sollte aus zwei Klassen bestehen, aus der historischen und aus der philosophischen; Religion und Politik sollte aus ihrem Wirkungskreise ausgeschlossen bleiben. Der gütige Stifter Max gab ihr Rechte und Freiheiten. Kein jesuitischer Zwang durfte seine fesselnde Gewalt über die Arbeiten des hohen Vereins ausdehnen, obgleich der vorsichtige Stadler die Censur in den Räumen der Akademie wünschte.

Und nun begann das Wirken der aufgeklärten Männer. Bald zählte der Verein gelehrte und berühmte Männer in seinem Schooße, vom In- und Auslande. Pfeffel, Lambert, Schäfer, Euchar von Obermaier, von Oefele, Sterzinger der Theatiner, Finauer, Frubenius, Du Buat Graf, Vacchieri, Beda, Barth, Boclaren, Epp und andere. Es erstanden bald die Monumenta boica, die Hauptquelle der vaterländischen Geschichte. Aber man denke sich die Feinde dieses Vereins. Obgleich selbst aufgeklärte Jesuiten zu seinen Mitgliedern gezählt wurden; so schimpfte man doch selbst von der Kanzel herab gegen sie. Allerlei kindische Namen wurden ihnen gegeben, allerlei Zwecke unterschoben,

ihr Wirken bald lächerlich gemacht, bald verdammt. Großhansen und Perückenköpfe, schrie Leo Rauch von dem Predigtstuhle herab, sind sie; Leute, die man mit dem Schwerdte ausrotten muß; Lutheraner, Freimaurer, Freigeister wurden sie genannt; die bajerischen Hieseln in einem gelehrten Frosch- und Rattenkriege; ja man behauptete sogar, Bajern habe seit Entstehung der Akademie lauter Schöpse und Dummköpfe, die (man denke wohl, welche Schöpse diese gelehrten Männer gewesen sein sollten) unter dem Deckmantel des Patriotismus das Vaterland, und unter dem Deckmantel der Philosophie die Religion untergraben. Zulezt nannte man die Akademiker sogar Schurken, weil sie Toleranz wollten, ja sogar Vereinigung der Religionen. Das waren doch gewiß Schurken von ganz besonderer Art und heut zu Tage wird sich Niemand schämen, auch Toleranz zu wünschen und auch zu wünschen die Vereinigung der Religionen, also derselbe Schurke zu sein.

So verändern sich die Zeiten und Begriffe, so verklären sich die Ansichten der Moral, wenn aufgeklärte Regenten die Herrschaft über ein von der Natur mit glücklichen Anlagen ausgerüstetes Volk führen. Der Stiftung der Akademie der Wissenschaften folgten bald andere Stiftungen ähnlicher Art. Es entstanden Privatvereine zum Besten der Volkserziehung, die Volksschulen wurden verbessert und allmählig die Mißbräuche des Mönchthums und Jesuitenwesens tiefer erkannt und vorerst mit manchfaltigen Angriffen gewürdiget. Peter von Osterwald griff sogar die Abgabenfreiheit des Klerus in einer öffentlichen Schrift an; der Bischof von Freising verdammte die Schrift und Max III. ließ die Verdammungsbulle von der Kirchenthüre herabreissen. Der geistliche Rath des Churfürsten hatte den Impuls dazu gegeben.

Die Erzbischöfe und Bischöfe mußten für ihre Verfügungen von nun an erst die landesherrliche Genehmigung einholen; der geistliche Rath mußte nun alle Wahlerneunungen der Kapitel wissen, kurz der Landesherr verwahrte von nun an seine Rechte auf eindringliche Weise vor den früher so sehr fühlbaren weltlichen Eingriffen der Priesterschaft. Die Jesuiten verloren von

ihrer Allmacht täglich mehr; eben so die Mönche. Diese durften ohne Billigung des churfürstlichen geistlichen Rathes keinen Novizen aufnehmen, alle Ehesachen wurden vor der Trauung in die Hände weltlicher Obrigkeiten gelegt, den Klöstern wurde ihre im Innern manchmal schreckbare Justiz geraubt und die von Moderduft angefüllten unterirdischen Kerker wurden erbrochen und vertilgt. Es war schrecklich, dort die Gerippe eingemauerter Nonnen zu sehen, zu hören, wie man den Nonnos Gschall, einen Mönch von Oberaltaich, wegen seiner Freimüthigkeit in Rügung des Mißbrauches der Religion mit Hunden in den Kerker gehezt habe, wo sich der Unglückliche selbst den Tod gab. Furchtbare Zeit, wo das Verbrechen des Fanatismus selbst Menschenopfer nicht scheute! Wie tief stand damals der Mensch, der sich brüstete, ein Ausfluß der Gottheit zu sein, jener Gottheit, die uns der Erlöser als liebenden und verzeihenden Vater aller Menschen geschildert hat! Wenn erst Max einen kräftigeren Willen und keinen landverhaßten Jesuiten zum Beichtvater gehabt hätte; wer wollte da all das Gute und Gedeihliche aufzählen, das während seiner Regirung neben *Vielem* noch hätte geschehen können! Danken wir übrigens dem Wittelsbacher nur das wirklich Geschehene; so haben wir genug zu danken.

Auch in der vaterländischen Gesezgebung steht Max oben an. Treulich und großartig wurde er darin von seinem gelehrten geheimen Hofraths-Vizekanzler, Freiherrn Viguläus von Kreitmair, unterstüzt. Derselbe wurde für sein Vaterland Gesezgeber in bürgerlichen und peinlichen Fällen, dann Schöpfer einer Gerichtsordnung. Freilich tragen die Kreitmaier'schen Gesezbücher noch den Stempel einer sehr finsteren, untoleranten und vorurtheilsvollen Zeit an sich; allein sie sind doch immer ein Beweis hoher juridischer Kenntnisse ihres Verfassers, die man an seinen Werken heute noch bewundert. Die Malefizordnung oder das peinliche Gesezbuch ist freilich voll Grausamkeiten. Die fürchterliche Tortur dient diesem Gesezbuche noch zur Grundlage und von Menschlichkeit ist keine Spur darin zu finden; allein Kreitmaier benüzte zu seiner grausamen Schöpfung

die Karolina, ein tüchtiges Strafgesezbuch für thierische Zeiten. Schwerdt und Scheiterhaufen, Galgen und Rad hatten vollauf zu thun, um ihre Opfer zu tödten. Kreitmair hatte als Gesezgeber zu wenig Philosophie und Humanität, er war nicht so sehr Original, als vielmehr Copie. Daher ist es auch schwer, die Akademie der Wissenschaften und die Aufhebung der Jesuiten, also das Streben nach Aufklärung und Volksbildung, mit den Grausamkeiten einer neu verfaßten Karolina zu vergleichen und zu sehen, wie beide unter einem und demselben Regenten entstanden sind. Man bedenke, daß Kreitmair in seinem Gesezbuche noch von Hexerei und Zauberei als von Verbrechen spricht. Sein bajerisches Landrecht enthält auf ähnliche finstere Art noch Bestimmungen der Leibeigenschaft und der Intoleranz gegen Kezer. Natürlich war's, daß Kreitmair seine Zeit viel zu wenig kannte, daher dieselbe auch über seine peinliche Gesezgebung bald hinweg schritt, neue Bestimmungen erfolgten und ganze Lehren derogirt werden mußten oder willkührlich gehandhabt wurden.

Die Menge der Todesstrafen erregte zulezt Abschen und der Verbrechen wurden dennoch nicht wenigere. Kreitmair hat demnach der neueren Gesezgebung durchaus nicht die Bahn gebrochen. Um dieses zu thun, hätte er mehr Mensch, mehr Staatsmann und weniger Jurist sein dürfen. In mancher Beziehung jedoch verdient er allerdings den Dank der Nachwelt. Seine Gerichtsordnung ist heute noch in Bajern gültig; eben so sein Landrecht. Nur wurden beide durch eine Menge Novellen ergänzt oder berichtiget und in vielen Lehren derogirt.

Unglücklich war Max III. in Bezahlung der Landesschulden, die immer höher wuchsen, statt zu fallen. Aus der dreifachen Steuer mußte eine vierfache gemacht werden und dennoch gab's alle Jahre ein bedeutendes Defizit. Der redliche Churfürst hatte zwar an seinem eigenen Hofe viele Einschränkungen gemacht; allein dadurch war der Krebsschaden nicht geheilt. Erst jezt erkannte man die zahllosen Nachtheile, welche die Kriege über unser Vaterland gebracht hatten, und suchte alle denkbaren Mittel auf, sie zu entfernen. Man war's nicht im

Stande. Man machte Eingriffe in die persönliche Freiheit der arbeitenden Klasse. Es wurde der Müssiggänger bestraft, der Arbeitslohn fest gesezt, Fabriken von der Regirung unterstüzt, kurz Alles aufgeboten, um den Ackerbau und die Industrie zu heben. Im Einzelnen erreichte man seinen Zweck, im Ganzen nicht. Um die Einfuhr ausländischer Produkte zu hindern, wurden auf dieselben sehr hohe Zölle gesezt und dadurch der Schleichhandel begünstiget, die Moralität der Grenzbewohner verschlimmert. Alles konnte nicht erreicht werden, was erreicht werden sollte. Aber viel Gutes ist geschehen. Es wurde ein Handelscollegium, ein Wechselgericht geschaffen; die Strassen wurden verbessert und das Postwesen organisirt.

Auf der anderen Seite verarmte und verschlechterte freilich wieder das Volk durch die Lotterie, eine unglückliche und betrügerische Finanzspekulazion des Grafen von Berchem; eben so durch die Verkäuflichkeit der Staatsämter. Die Bedürfnisse standen einmal nicht mehr im Verhältnisse zu den Einnahmen des Staates. Daher entstanden eine Menge neuer Auflagen und bei deren Unzulänglichkeit eine grössere Schuldenlast. Aber manche Wunde wurde auch wieder geheilt, sobald der gütige Churfürst dieselbe kannte.

So war's bei der grossen Theuerung im Jahre 1772. Konnte auch in materieller Beziehung nicht Alles geschehen, was geschehen sollte; so geschah desto mehr zur Veredelung der Volksbildung. Bisher war die geistige Bildung der Bajern nur in den Händen der Jesuiten oder Mönche gelegen. Es war selten, daß der Landmann schreiben oder lesen konnte. Zwar hatten unter den Klöstern die Benediktiner auf ehrenvolle, redliche Art seit längerer Zeit schon zum Besten einer sittlichen Aufklärung gewirkt. Aber die Jesuiten kommandirten noch die Landesuniversität Ingolstadt und der Saame der Denkfreiheit wurde von ihnen bald erstickt. Jede Wissenschaft trug das Gepräge des Jesuitismus und die Fesseln des Aberglaubens oder der Vorurtheile. Die teutsche Sprache war von jener Anstalt gänzlich verdrängt, die lateinische von jedem Katheder herab gehört. Protestantische Schriften waren ohnehin schon von Karl Albrecht

verboten, mochten sie auf diese oder jene Wissenschaft Bezug haben. Das protestantische Teutsch galt für kezerisch. Gewiß ein trauriges Zeitalter, wo man die Intoleranz sogar auf die Sprache ausdehnt; allein Max Joseph hat auch hierin die Bahn gebrochen durch

die Aufhebung der Jesuiten.

„Doch gängle, wer da will, den Geist, in dem sich einmal eine Sehnsucht nach dem Besseren zu zeigen anfängt," sagt ein neuester Geschichtschreiber des Vaterlandes, und er hat Recht. Der Mensch kann nie Meister der Zeit werden, er soll ihr Schüler sein, Gutes von ihr lernen, ihr Böses verabscheuen. Die Jesuiten sind entstanden, um durch geheime Machinazionen die Kezerei zu vertilgen, das päpstliche Ansehen aber aufrecht zu erhalten und den Einfluß der Hierarchie an allen Höfen und bei allen Völkern geltend zu machen. Ihre Sendung war offenbar nicht friedlich. Sie war aber auch nicht christlich, weil sie den Charakter der Wahrheit und Offenheit nicht an der Stirne trug. Das ganze Institut gehörte daher auch nicht irgend einem Vaterlande an, es war kosmopolitischer Natur. Sein Zweck war, überall die Herrschaft der Jesuiten, ihren Einfluß zu begründen, aber nicht, um dadurch die Menschen höher zu heben, sondern nur deswegen, um über sie zu herrschen. Sie gehörten daher auch nicht eigentlich dem Papste an; sondern sie bildeten vielmehr eine vielfach verzweigte Gesellschaft neben Rom und neben den Fürsten. Ihr lezter Zweck war immer ihre eigene Unabhängigkeit, daher hatten sie auch in Rom einen Papst neben dem Papste, der zwar nicht diesen Namen trug, aber dessen Gewalt oft grösser war, als die des Papstes selbst. Sie bildeten eigentlich eine Hierarchie zwischen dem Papstthum und der Monarchie. Beide benüzten sie zu ihren Zwecken. Für beide suchten sie sich unentbehrlich zu machen. Ueber Beide mußten sie herrschen, damit sie von Keinem beherrscht würden. Dem Papste sagten sie, ihr Zweck sei die Ausrottung der Kezereien, den

Fürsten, ihr Zweck sei die religiöse Begründung und Bevestigung des monarchischen Prinzips. Um diese beiden Zwecke zu erreichen, mußte man ihnen einen Einfluß auf das Volk gestatten. Diesen Einfluß erhielten sie durch den ganz in ihre Hände gegebenen Unterricht. Sie gewöhnten bald die Gemüther ganz an sich und ihre Lehren; ihr Reichthum vermehrte sich auf enorme Art.

Man bedenke, daß nur die Jesuiten in München dem Churfürsten eine baare Summe von 100,000 Gulden gezwungenen Anlehens reichten. In allen Theilen der Erde waren ihre Besizungen zerstreut. Um ihre neutralisirende Macht immer vester zu begründen, schlichen sie sich in alle Kabinete und scheuten kein Mittel, wenn es nur zum Zwecke führte. Sie waren die Beichtväter der Fürsten, die schlauesten Intriguanten der Höfe, kurz sie bildeten eine geistige Zwischenmacht zwischen Fürstenthum und Papstthum. Diese Jesuiten nun wurden zuerst in Portugal vom Minister Pombal aufgehoben. Sie sollen dort eine Verschwörung gegen den von seinem Minister beherrschten König Joseph Emanuel organisirt haben. Dem sei, wie ihm wolle, gewiß ist, daß sie selbst den Königsmord nicht scheuten, wenn der Monarch ihr Feind war, und ihre herrschsüchtigen Zwecke gefährdete.

Die Aufhebung des Ordens in Portugal erfolgte am 3ten September 1759, bald darauf im November 1764 in Frankreich, wo bei Gelegenheit eines Prozesses, zwischen einem Marseiller Handlungshaus und dem Jesuiten la Valette, ebenfalls eines sehr reichen Händlers, das Pariser Parlament sich von manchen gefährlichen Zwecken des Ordens überzeugt hatte. Damals verdammte man sogar das ganze Institut und bald wurden sie auch aus Spanien vertrieben. Endlich wurde der Papst Klemens XIV. von den meisten Mächten um Aufhebung der Jesuiten bestürmt. Ganganelli gab nach und die Bulle „dominus et redemtor noster“ vom 21ten Juli 1773 hob den gefährlichen Orden gänzlich auf. Ihre Güter wurden eingezogen, in Bajern zu wissenschaftlichen Zwecken bestimmt. Das Lehramt ging von nun an auch in weltliche Hände über und verlor Vieles

von seinen früheren Beschränkungen. Nun konnte sich doch die teutsche Sprache auch in unserem Vaterlande einer grösseren Ausbildung erfreuen. Es wurde in der Hauptstadt ein Lehrer-Seminar gegründet, es erstand eine Sternwarte, eine Anstalt für Bildung von Kanzelrednern, Gesang- und Zeichnungsschulen, man bemerkte ein regeres Leben in der Kunst der Bildhauerei, Malerei und den dahin einschlägigen Zweigen. Man las die alten Klassiker bald nicht mehr in Auszügen, das Gute wurde in ihnen gewürdiget, das Böse überschlagen, die Landesuniversität gewann an Umfang und Tüchtigkeit in allen wissenschaftlichen Zweigen; kurz es blühte eine schönere Zeit über Bajern empor. Neben dem Schönen wurde auch das Nüzliche nicht vergessen. Das stehende Heer ward kleiner gemacht, eine Kadetenschule errichtet, um tüchtige Offiziere daraus zu bilden. Die Dienstzeit erstreckte sich nur auf drei Jahre.

Um bei der Kinderlosigkeit des Churfürsten Bajern für die Zukunft nicht in die Arme Oesterreichs zu werfen, welches unser Vaterland immer mit lüsternen Augen betrachtete, wurden die Verträge mit der Pfalz erneuert und bevestiget. Die Grundlage dieser erneuerten Verträge war der Vertrag von Pavia und das Primogeniturrecht Albrechts, des Weisen. Demgemäß sollte Karl Theodor, Churfürst von der Pfalz, nach Max III. Tode in die Herrschaft über Bajern und Oberpfalz eintreten. Karl Theodor war auch der Repräsentant der sulzbachischen Linie und Markgraf von Bergen op Zoom, ein Begünstiger österreichischen Einflusses auf seine künftige Erbschaft. Aber Max III. liebte sein Bajern zu sehr, als daß er je gewünscht hätte, dasselbe in österreichischen Händen zu sehen. Als man daher unter den Papieren des verstorbenen churpfälzischen Staatsministers von Beckers verdächtige Korrespondenzen mit Oesterreich, in Betreff der Abtretung von Bajern, bemerkte, traf man schnell Anstalten, um mit Frankreich und Preussen die Garantie der bajerischen Sukzessionsordnung vest zu sezen; aber zu spät.

§. 284.

Maximilian III., Josephs Tod.

Alles, was Max, der Allgeliebte, für sein Volk Gutes hatte thun können, hatte er gethan, auch den Unfällen einer unglücklichen Zukunft wollte er zuvor kommen; da starb er, am 30ten Dezember 1777. Es hatten ihn die Blattern befallen und es war hinlänglicher Grund vorhanden, daß er die Krankheit glücklich überstehen werde, als die Halbwisserei und Ungeschicklichkeit seines Leibarztes Sanftl ihn der Gefahr näher brachte. Die Nachricht von seiner Krankheit sezte ganz München in die heftigste Bestürzung. Christen und Juden flehten zum Allmächtigen um die Rettung des theueren Lebens. Es half Nichts. Max unterlag; zahllose Thränen wurden ihm nachgeweint. Bajern hatte ja an ihm einen Vater verloren, einen Vater, der seinen Kindern gerne sich selbst geopfert hätte, nur um sie vollkommen glücklich zu sehen. Einst hatte er nach dem Beispiele Heinrichs, des Reichen, von Niederbajern sogar in ausländische Kriegsdienste treten wollen, um dem Lande *allen* Aufwand für seine Hofbedürfnisse zu ersparen, gewiß ein Beweis von der redlichen Denkungsart für das Wohl seiner Unterthanen, wenn auch der Gedanke etwas zu ritterlich klingt. In Max III. erlosch die Ludwigische Linie der Wittelsbacher.

§. 285.

Rückblick auf das zehnte Kapitel.

Wie nach langem heftigen Sturme der gerettete Schiffer jubelnd wieder die Sonne begrüsset; so freuen wir uns in der Geschichte, wenn nach langem Kriege der Friede seine Segnungen wieder über das Vaterland ergiesset. Nun einmal denn nach langem Harren wandelt auch über unser geliebtes Bajerland eine schönere Morgenröthe, der Anfang eines helleren Tages herauf. Unvergeßlicher Max Joseph! Dir danken die Enkel deiner Bajern viel Gutes. Nie werden, nie sollen sie dich

vergessen. Das war eine schwierige Aufgabe, in Mitte derer, denen die Nacht als Tag galt, den Tag zu rufen, ein hartes Problem, in Gegenwart der die Gemüther in den Fesseln ihrer starren Selbstsucht umschliessenden Jesuiten eine Akademie der Wissenschaften zu gründen. Unvergeßlicher Max, du hast das Problem gelöset. Du hast zuerst die Geister entfesselt! Du erkanntest des Menschen höhere Bestimmung, die nicht dort war, wo deine Vorgänger sie suchten, im Geklirre der Waffen oder auf dem wuchernden Unkrautfelde der Vorurtheile, des Aberglaubens und der Finsterniß. Nicht im Geklirre der die christliche Welt entwürdigenden Waffen konntest du dein Heil und das Wohl deines Volkes finden; nur im segensvollen Frieden hofftest und sahest du eine bessere Zeit für dein Vaterland. O! es thut so wohl, wenn man in Teutschland eine hellere Geschichte der Nazionen erblickt; wenn man sieht, wie die Fürsten das wahre Wohl ihrer Unterthanen in's Auge fassen, und mit schöpferischer Begeisterung dasselbe zu begründen streben. Hat ja doch auch die Zeit der Entartung nur allzulange gedauert!

Nur zu lange lag der die geistige Kraft der Teutschen entnervende Nebel der Kasteninteressen auf germannischen Gauen; es war nimmer zu früh, daß man die Jesuiten vertrieb; nimmer zu früh, daß man den Wissenschaften eine grössere Freiheit verlieh. Lange genug hatten sie unter dem Drucke der Hierarchie geschlummert. Was mußten doch das für Menschen gewesen sein, die die Toleranz verdammten; die jene Männer, welche der Wissenschaft ihr Leben weihten, dem Churfürsten als verdächtige Freigeister schilderten; was war aber das für ein Fürst, der solchen Denunzianten die schöne Antwort gab: wen hat Bajern sonst, wenn diese fehlen? War es denn auch Recht, daß ein sogenannter geistlicher Orden, dessen Zweck zulezt doch nur die Erweiterung und Bevestigung der eigenen Macht gewesen ist, der durchaus keine patriotische Tendenz hatte, daß ein solcher sich zwischen Fürsten und Volk lagerte, und Macht und Erziehung in seinen Händen trug? Gab's zur Bildung der bajerischen Jugend keine anderen Männer, als Je-

suiten? Wohl kurzsichtige Zeit! Vergessen wir sie und erinnern wir uns um so kräftiger an die Periode des allgeliebten Max, wo man es endlich wagte, den entehrenden Fesseln der Finsterniß zu entrinnen und der Wahrheit zu huldigen. Groß war der Kampf; aber ehrenvoll für's Vaterland. Und hätte Max auch weniger Gutes in seiner sonstigen Regirung geleistet, so verdient er allein durch die Gründung der Akademie und die Aufhebung der Jesuiten die Palme der Unsterblichkeit. Ruhe sanft, geliebter Fürst! und spende deinen Segen von reineren Höhen herab auf deine ruhmvollen Enkel in Bajern und Hellas! Es lebe und gedeihe Wittelsbach!

Eilftes Kapitel.

Karl Theodor, Churfürst in Bajern und Pfalz.

> Man soll nicht von den Fürsten fordern, daß sie mehr seien, als Menschen; wenn sie nur nicht weniger sind.

§. 286.

Abstammung, Familie und Charakter Karl Theodors.

Karl Theodor, Churfürst von Pfalzbajern, wurde geboren am 11ten Dezember 1724, proklamirt als Churfürst von Bajern und Nachfolger Max III. am 31ten Dezember 1777 und starb am 16ten Februar 1799 am Schlagflusse kinderlos in München; er ruht bei den Theatinern. Mit ihm erlosch die Pfalzsulzbachische Linie. Karl Theodor war vermählt mit

1) Maria Elisabeth, Herzogin von Sulzbach, geboren am 17ten Jäner 1721, vermählt am 17ten Jäner 1742, gestorben am 17ten August 1794. Sie hatte einen Prinzen geboren, der aber sogleich nach der Geburt starb. Maria Elisabeth ruht bei den Theatinern.
2) Maria Leopoldina, des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich Tochter und Enkelin von Kaiser Franz I., geboren am 10ten Dezember 1776, vermählt am 15ten Februar 1795 und gegenwärtig noch in München als Churfürstin Wittwe lebend.

Karl Theodor war ein Mann mit seltenen Talenten; ein gelehrter und kunstsinniger Fürst seiner Zeit. Ohne Rücksicht

auf die Forderungen der Menschen, unter denen er lebte und über die er gebot, besaß er veste Willenskraft aber wenig politische Klugheit. Er war mehr unumschränkter Gewalthaber, als tüchtiger Monarch. Bajern hat er aus kleinlichen, persönlichen Rücksichten nie geliebt; Bajern liebte auch ihn nicht. Sein Herz hing an der Pfalz, für dieses Land leistete er viel Ruhmwürdiges. Alles, was er aber Grosses that, geschah mehr zum Glanze seines Hofes, als aus Rücksichten auf das Wohl seines Volkes. Seine Zeit hat er nicht erfaßt, weil er nur seiner eigenen Persönlichkeit huldigte. Anlagen hätte er genug besessen, um sich die Liebe seiner Völker zu erwerben; er erwarb nicht die Liebe, sondern ihre Abneigung. Zu seiner Grämlichkeit mag seine Kinderlosigkeit und seine nie geliebte Residenz München Vieles beigetragen haben.

Auf Kosten des Vaterlandes war er ein Freund von Oesterreich. Er scheute sich nicht, Unterhandlungen über die Abtretung oder den Austausch Bajerns mit Oesterreich zu pflegen. Friedrich von Preussen und die Wittelsbacher-Zweibrückische Linie, endlich einige redliche Patrioten, haben die bajerische Selbstständigkeit gerettet. Karl Theodor ärntete für seine Unredlichkeit die Verachtung seines Volkes; er schuf dagegen eine Inquisizion. Wenige Thränen wurden geweint, als er starb; desto mehr freute man sich auf seinen Nachfolger. Karl Theodor stand zwischen der alten und neuen Zeit. Er gehörte Keiner an.

§. 287.

Politische Ereignisse unter Karl Theodor.

Plözlich wuchs das Vaterland zu einer Grösse, die dasselbe früher zwar gehabt, aber längst verloren hatte. Unheilvolle Theilungen hatten das grosse Ganze zerrissen oder eine nichtswürdige Politik dasselbe zu Grunde gerichtet. Bajern hätte eine Großmacht in Teutschland und Europa werden können; das Unglück hat gewollt, daß es dieselbe nicht geworden ist. In der meisten Zeit blieb das Vaterland eine wenig be-

deutende Zwischenmacht, deren Leben nur durch die Eifersucht grösserer Nebenmächte gefristet wurde. Zweimal haben wir Bajern die Gefahr erblickt, von Oesterreich ganz verschlungen zu werden. Die gütige Vorsehung ließ es zu einer solchen Schande nicht kommen, obgleich die Sendlingerschlacht fruchtlos tausend Leben gemordet hatte. Bajern ging nicht zu Grunde unter Karl Albrecht, obgleich die Oesterreicher seine Fluren auf's Neue überschwemmt hatten, es erholte sich vielmehr unter Max III. zusehends. Da kam Karl Theodor. Dieser Fürst war ein Wittelsbacher; aber kein eingeborner Bajer. Sein Geburtsort war Hipoltstein. Sein Vater, Johann Christian, war Herzog von Sulzbach gewesen, der Sohn ward es auch. Seine Mutter war Anna Henriette, des Markgrafen von Bergen op Zoom, Franz Egon de la Tour d'Auvergne, Tochter und Erbin. Auch in die Erbschaft der Mutter trat der Sohn ein. Ferner hatte der Churfürst von der Pfalz, Karl Philipp, keine Kinder; die Rheinpfalz ging daher auf die sulzbachische Linie, also auf Karl Theodor über. Auch die Linie der neuen Pfalz (Pfalzneuburg) war 1742 erloschen, also trat auch diese Erbschaft Karl Theodor an. Durch das Aussterben der Ludwigischen Linie in Bajern fiel ihm auch dieses Land mit der oberen Pfalz anheim.

Demgemäß wurde also Karl Theodor Herr von Sulzbach, Herr von Neuburg und dem dazu gehörigen Herzogthum Jülich, Herzogthum Berg und der Herrschaft Ravenstein, Herr von Bergen op Zoom, Herr von der Rheinpfalz, endlich Herr von Niederbajern, Oberbajern und der oberen Pfalz. Sein Vater, Johann Christian, ein Freund von vielem Essen, starb schon im Jahre 1733 an Unverdaulichkeit. Der Sohn trat also die Regirung über Sulzbach und Bergen op Zoom an, eigentlich seine Mutter, weil er selbst noch unmündig war.

Karl Theodor wurde am Hofe seines Vetters und Pathen, des Churfürsten Karl Philipp von der Pfalz, durch Jesuiten erzogen, frühzeitig zur Frömmelei gebildet und der talentvolle fürstliche Jüngling, dem sich so grosse Aussichten eröffneten, trug sogar das Ordenskleid der Paulaner. Auf den Universitäten in Löwen und Leiden erwarb er sich nüzliche Kenntnisse

für seine künftige Regentenlaufbahn und so an Herz und Geist neben vorzüglichen Anlagen nicht ohne Erfolg gebildet, wurde er Churfürst der Rheinpfalz am 31ten Dezember 1742, Churfürst von Bajern am 30ten Dezember 1777, im 53igsten Jahre seines Lebens.

Bis jezt wußte man im Vaterlande wohl, daß Oesterreich auf Bajern Ansprüche mache, daß aber ein Wittelsbacher, daß der Churfürst dieses Landes selbst solche Ansprüche begünstige, unterstüze und ihrer Realisirung Vorschub leiste, das war eine neue schmerzliche Erfahrung. Max III. hatte diese Erfahrung gemacht; aber sein Tod hatte ihn verhindert, für die Integrität seines Reiches besser zu sorgen. Das Gerücht, Karl Theodor begünstige insgeheim Oesterreichs Plane auf bajerische Besizungen, verbreitete sich aber allmählig über das ganze Vaterland, und Karl Theodor hatte die Liebe des neuen Volkes schon verscherzt, als er sie zu erwerben hätte anfangen sollen. Und warum begünstigte wohl der neue Churfürst die österreichischen Ansprüche?

Seit dem 1ten Jäner 1742 war er Churfürst von der Pfalz, also volle 35 Jahre. Seine Residenz war in Mannheim, jedenfalls in mancher Beziehung eine viel freundlichere Stadt, als das rauhe München. Er hatte Mannheim lieb gewonnen. Nun aber war in dem von ihm mit Max III. eingegangenen Erbschaftsvertrage vestgesezt worden, daß er als Churfürst von Bajern auch seine Residenz in München aufschlagen müsse, ein für den 53igjährigen Karl Theodor harter Punkt. So viele angenehme, zum Theil liebenswürdige Erinnerungen knüpften seine Seele an die freundlichen Länder am Rhein.

Dazu kam aber noch eine nicht zu verdammende Grämlichkeit des Churfürsten darüber, daß ihm seine Gemalin keine Kinder geboren hatte, er also seine grosse Erbschaft der von ihm nicht sehr geliebten Zweibrücker Linie hinterlassen sollte. Alle diese Umstände motivirten seine dem österreichischen Hofe ergebene Politik, insoferne dieselbe Ober- und besonders Niederbajern, dann die obere Pfalz betraf. Karl Theodor hatte als Churfürst der Rheinpfalz in Mannheim residirt und viel Gutes und

Schönes für sein dortiges Volk gewirkt. Er ließ die Stände, wo deren noch statt fanden, wirken; wo keine waren, wirkte er besser selbst. Er beschränkte die Grausamkeiten der Criminaljustiz, organisirte auf zweckmässige Art seine Regirungen, beaufsichtete seine Beamten, gab Verordnungen gegen die Winkelagentie, gründete zweckmässige Anstalten für Waisen und für Verbrecher, schuf eine Hauptkriegsschule, ordnete das Bergwesen, förderte die Goldwäscherei im Rhein, erhob das Schulwesen in seinen Ländern, begünstigte die aufgehobenen Jesuiten und unterdrückte religiöse Neuerungen, obgleich die Mehrzahl seiner Unterthanen protestantisch war.

In Beziehung auf Kunst und Wissenschaft wirkte er als ein zweiter Mäzen, er gründete einen botanischen Garten, eine Sternwarte, ein anatomisches Theater, eine chirurgische Schule, ein Hebammeninstitut, eine Akademie der Wissenschaften, deren Eifer besonders auf Vervollkommnung der teutschen Sprache wirken sollte. Die Heidelberger Universität gewann täglich mehr an wissenschaftlichem Glanze. Es entstand dort, zum Zwecke einer besseren Agrikultur, eine kameralistische Fakultät; der Handel wurde gehoben, das Fabrikwesen gesteigert und vervielfältigt, es entstand eine Zeichnungs- und Bildhauerakademie, ein Alterthumskabinet, eine Gemäldesammlung, Naturalienkabinete, Bibliotheken und sonstige gelehrte und Aufklärung bezweckende Anstalten. Prächtige Bauten erstiegen, um den Ruhm ihres Gründers auf die Nachwelt zu tragen. Großartiges leistete der kunstsinnige Churfürst für Musik. An seinem Hofe in Mannheim traf man das beste Orchester. Er selbst war musikalisch. Die Flöte war sein Hauptinstrument. Und alles dieses größtentheils Ruhmvolle hat Karl Theodor für seine Pfalz gethan; was konnte erst Bajern von ihm erwarten! Das Vaterland hoffte viel Gutes, diese Hoffnung aber wurde betrogen.

Es war also am 30ten Dezember 1777, als durch den unerwartet schnellen Tod Max III. Karl Theodor auch Churfürst von Bajern und der oberen Pfalz geworden ist. Schon vermöge des Vertrages von Pavia trat Karl Theodor in die bajerische Erbschaft ein; eben so nach dem Primogeniturrechte Albrechts

des Weisen. Man hatte aber im Jahre 1771, wo Karl Theodor den Churfürsten Max in München besucht hatte, jene alten Sukzessionsverträge erneuert und ausdrücklich bestimmt, daß Karl Theodor als Churfürst von Bajern einst seine Residenz von Mannheim nach München verlegen müsse. Das war allerdings ein sehr kizlicher Punkt für den neuen Churfürsten, der ungern in seinem 53igsten Jahre sein lieb gewonnenes Mannheim verließ. Allein der Umstand war einmal vertragsmässig bestimmt, konnte also nicht geändert werden. Demgemäß zog Karl Theodor schon am 2ten Jåner 1778 in München feierlichst ein. Von Mannheim hatte er mit den Worten: „nun sind meine guten Tage zu Ende" Abschied genommen.

Aus jenen Worten konnten die Bajern ihr künftiges Loos erkennen. Der neue Churfürst brachte für sie kein Herz mit. Das blieb bei seinen Pfälzern und unehlichen Kindern. Er ist deswegen wohl nicht zu verdammen. Was man in seiner Jugend lieb gewonnen hat, verläßt man ungern, und seine Ehe war in der That traurig, obgleich dieser Umstand ihn freilich nicht zur Untreue gegen seine Gemalin berechtigte. *Derselben* war nehmlich nach ihrem unglücklichen ersten Kindbette von den Aerzten ein zweites unter Androhung der höchsten Lebensgefahr verboten worden und Maria Elisabeth hatte sich deßhalb von ihrem Gemale zurück gezogen, um nicht zum Zweitenmale Mutter zu werden. Sie ward es nicht mehr; aber Karl Theodor wurde Vater vom Fürsten von Brezenheim und mehreren Tochtern. An diesen seinen natürlichen Kindern hing nun seine ganze Liebe. Für seine Bajern blieb wenig oder Nichts mehr davon übrig. Seine Kinder gedachte er durch Oesterreichs Vermittelung groß gemacht zu sehen, wenn er auch diese Grösse auf Kosten der Unabhängigkeit unseres Vaterlandes erreichen sollte. Das war ihm gleichgültig. Er konnte ja doch dieses Land den Seinigen nicht hinterlassen, und für die Zweibrücker Linie wollte er nicht seine Liebe der Politik opfern.

Karl Theodor war eben auch ein Mensch und hatte als solcher Leidenschaften. Aber welche Gedanken mochten in den Bürgern der Residenz aufkeimen, als sie hörten, daß der neue

Churfürst es ungerne sah, daß man in ganz Bajern ihm so schnell gehuldiget habe! Sie hörten und sahen jedoch auch bald, woher diese von einem Wittelsbacher höchst unerwartete Stimmung des Churfürsten rührte. Derselbe hatte nehmlich den Bestimmungen des Münchner Vertrages zuwider mit Oesterreich vertrauliche Unterhandlungen gepflogen und dessen Ansprüche auf den größten Theil von Niederbajern und andere bajerische Besizungen anerkannt. Die Titel, unter welchen jedoch Kaiser Joseph II. seine Ansprüche auf Niederbajern geltend machen wollte, waren alles Rechtsgrundsazes entblöset; denn Herzog Albrecht V. von Oesterreich, dem Kaiser Sigmund die Anwartschaft auf Niederbajern zugesichert, hatte seine dießfallsigen Ansprüche urkundlich aufgegeben. Auf diese Urkunde nahm jedoch Kaiser Joseph II., Maria Theresias Sohn, keine Rücksicht, sondern forderte, weil Karl Theodor in einem heimlichen Vertrage mit der Kaiserin ihre Ansprüche gebilligt hatte, Niederbajern, dann die böhmischen Lehen in der oberen Pfalz, die Herrschaft Mindelheim in Schwaben, die Landgrafschaft Leuchtenberg und die Grafschaften Wolfstein, Haag und Hals.

Wirklich erkannte Karl Theodor diese Forderungen für gerecht an, und sicherte dem mächtigen Nachbar die Besiznahme und das Eigenthum dieser Länder zu. Die vertragsmässige Zusicherung war mit dem Siegel des goldenen Vliesses bestätigt worden und die zahllosen Protestazionen der Stände und des Volkes halfen Nichts; es rückten sechzehn österreichische Bataillone und zwanzig Eskadrons in Niederbajern und die obere Pfalz ein, besezten beide Länder und liessen der Kaiserin Maria Theresia den Huldigungseid leisten. Ganz Bajern war erbittert über die Unredlichkeit seines Churfürsten und die Gewaltthätigkeit Oesterreichs. Allein von Seite der mit Recht erbitterten bajerischen Nazion war mit Ausnahme offener Gewalt wenig zu erreichen. Gewalt lag jedoch innerhalb den Gränzen einer halben Unmöglichkeit, weil die österreichischen Waffen schon triumphirten und jede offene Auflehnung in den Schranken hielten. Zwar protestirte der muthmaßliche Churerbe, Herzog Karl von Zweibrücken, feierlichst; aber er konnte auch nichts weiter

thun, als protestiren. Zum Handeln fehlte ihm die Macht. Tüchtige Patrioten in der bajerischen Hauptstadt, wie Obermair und Lori, dann die Wittwe des Herzog Klemens, Anna, arbeiteten insgeheim zur Aufrechthaltung der Integrität des Vaterlandes.

Dies hätte jedoch Alles nicht zum gewünschten Ziele geführt, wenn nicht ein anderer Freund und Unterstüzer der vaterländischen Interessen auf die Bühne der Ereignisse getreten wäre, nehmlich Friedrich der Grosse. Für seine Politik konnte eine Vergrösserung Oesterreichs gegen das Herz von Teutschland hin nicht gleichgültig sein. Zunächst sezte er sich also in Verbindung mit dem Herzog Karl in Zweibrücken, ohne dessen Zustimmung durchaus die Integrität Bajerns nicht verlezt werden durfte. Die Herzogin Wittwe, Maria Anna, schrieb selbst an König Friedrich und bat ihn um Hilfe gegen die schmählichen Eingriffe Oesterreichs in die Unabhängigkeit des bajerischen Gebietes.

Dagegen warb sich aber auch Oesterreich Freunde. Zunächst suchte es den Herzog Karl von Zweibrücken auf seine Seite zu bringen. Glänzende Versprechungen wurden ihm gemacht, wenn er in die Abtretung von Niederbajern willigen würde. Wirklich neigte sich der von allen Seiten gedrängte Herzog schon einigermassen auf österreichische Seite, als aber König Friedrich ihn bald wieder auf seine Parthei hinlenkte. Jezt trat der grosse König plözlich kategorisch auf. Er forderte in bestimmten Ausdrücken den Abzug der Oesterreicher aus Bajern und die volle Integrität des bajerischen Gebietes. Nebenbei lud er die Kaiserin Katharina von Rußland zur Schiedsrichterin in diesem Streite ein und rüstete eine schlagfertige Armee aus, während Oesterreich sich Mühe gab, Frankreich auf seine Seite zu bringen. Um jedoch keine Zeit mit Unterhandlungen zu verlieren, fiel er mit seiner Armee in Böhmen ein und es begann 1778 im Frühjahre

der sogenannte Kartoffelkrieg,

in welchem die Krieger ihre Schlachtlust lieber an den Kartof-

felfeldern, als an dem Blute der Feinde kühlten. Eine Schlacht fiel in diesem Kriege gar nicht vor. Kleine aber unentscheidende Treffen wurden geliefert, glänzende Bewegungen ausgeführt, vortheilhafte Stellungen genommen und aufgegeben, kurz Friedrich bewies seinem Gegner, Kaiser Joseph II., wie sehr er der Taktik mächtig sei und der Kaiser neben seinen Generalen Lascy und Laudon, wie auch die österreichischen Heere durchaus nicht so plump seien, als der grosse König glauben mochte. Im Grunde fürchteten beide eine Schlacht, deren Ausgang die wichtigsten Folgen haben konnte.

Gerne hätten die 17,000 Mann starken Bajern auf der Seite ihres königlichen Freundes gefochten gegen den nebenbuhlerischen Nachbar; aber Karl Theodor blieb in dem Kampfe, der gegen seinen Willen für sein Bestes geführt wurde, neutral. Jedoch forderte er von Oesterreich die Räumung von 21 Pfleggerichten, die in der Theilungsurkunde nicht enthalten waren. Oesterreich nahm aber, wohl wissend, wie wenig es dem Churfürsten Ernst mit seiner Forderung sei, auch darauf keine Rücksicht. Endlich trat Rußland als vermittelnde Macht auf. Katharina II. drohte Oesterreich mit Krieg, wenn der bajerische Erbfolgestreit nicht sogleich beendiget würde. Sechzigtausend Russen sollten zum Heere des Königs von Preussen stossen. Das wirkte. Auch das französische Kabinet suchte den Frieden zu vermitteln.

Endlich ward derselbe zu Teschen, am 13ten Mai 1779, wirklich abgeschlossen. Bajern mußte vermöge seinen Bestimmungen

das Innviertel

an Oesterreich abtreten. Dasselbe umfaßte sieben Pfleggerichte, Braunau, Wildshut, Mauerkirchen, Friburg, Mattighofen, Ried und Schärding, ein unersezlicher Verlust. Ueber sechzigtausend Seelen waren dadurch für Bajern weniger geworden. An den Churfürsten von Sachsen mußten Allodialansprüche mit 6 Millionen Gulden getilgt werden, ausserdem wurde Bajern für ein untheilbares Fideikommiß erklärt, die Nachfolger im

Vaterlande der Zweibrücker Linie gesichert und der Friede von Teschen von Frankreich, Rußland und dem teutschen Reiche gewährleistet. Friedrich II. erhielt die Anwartschaft auf die Markgrafthümer Ansbach und Baireuth, und im Jahre 1791, als der lezte Markgraf von Ansbach der Regirung entsagte, diese Länder wirklich.

So hatte denn Bajern durch die Lieblosigkeit seines Herrschers zwar nicht seine Integrität, aber doch einen ziemlichen Theil seines Besizstandes verloren. Karl Theodor hatte damit auch die Liebe und Verehrung seines Volkes verscherzt; denn wie will ein Fürst von seinen Völkern Achtung und Liebe fordern, wenn er dieselben selbst nicht liebt? Als er seine Plane an der preussischen Beihilfe scheitern sah, überließ er sich ganz seinem Rachegefühl. Die Herzogin Wittwe, Maria Anna, wurde von ihm auf die empfindlichste Weise gehaßt, eben so und weit ärger der Herzog Karl von Zweibrücken; vom Hofe verbannt wurden der Zahlmeister der Herzogin Anna, André, nachdem er zuvor längere Zeit eine harte Gefangenschaft auf dem Rothenberge erlitten hatte, dann der patriotische Lori, ein tüchtiger Bajer und wohl berühmter Geschichtschreiber; endlich der von allen Bajern hochgefeierte Obermaier. Lori starb in Neuburg mit den Worten: „es ist halt doch gut sterben, wenn man ehrlich gelebt hat.“

So weit war der Churfürst, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigt hatte, schon gekommen, daß er die Gerechtigkeit seiner leidenschaftlichen Laune opferte. Es mußte ihm aber doch manchen Kummer verursachen, da er wußte, daß die Herzen der Bajern nicht ihm, sondern eben den von ihm schmählich gehaßten Männern entgegen schlugen; eine traurige Periode in unserer Landesgeschichte, die an einem Wittelsbacher höchst ungern die Liebe seiner Völker vermißt. Karl Theodor suchte zwar in den Reizungen der Sinnlichkeit manche trübe Stunde zu vergessen; aber auf solchen Wegen verirrt sich der Mensch nur desto mehr. Es gewannen Buhlerinnen manchen für die Existenz des Landes verderblichen Einfluß auf denselben und aus dem früher aufgeklärten Churfürsten von der Pfalz wurde endlich ein

unselbstständiger Despot, dessen Wille von Weibern, Leidenschaften und unredlichen Priestern beherrscht wurde.

Der Beichtvater Frank, ein Exjesuit übte auf Karl Theodor einen wahrhaft landesverderblichen Einfluß. Er war es, der, statt die Leidenschaften seines Fürsten zu unterdrücken, dieselben vielmehr reizte und erhob. Es ist eckelhaft, die Ungerechtigkeiten der Regirung eines Karl Theodor zu erzählen. Seit der Churfürst wider seinen Willen Niederbajern in Besiz hatte nehmen müssen, war er und blieb er der gereizte Dämon unseres Vaterlandes. Nur derjenige, welcher seinen Leidenschaften fröhnte, galt etwas und wurde etwas. Eine fluchwürdige Zeit, wo die Selbstsucht eines Fürsten das eigene Volk verräth! Karl Theodor war auch in der That von seinen Bajern gehaßt und gefürchtet, geehrt nur von verbrecherischen Günstlingen.

Unter allen, denen er Gutes erweisen konnte, zeichnete er seine Rheinpfälzer aus und befremdete dadurch beide Nazionen, die Rheinpfälzer und Bajern, miteinander; ja er entzündete nicht selten zwischen beiden Bruderstämmen einen verderblichen Haß. Der Churfürstenhof wimmelte von erkäuflichen Kreaturen aller Art. Wer ein Amt wollte, durfte kein Verdienst vorzeigen; wenn er nur auf diese oder jene Weise, gerecht oder ungerecht, sich Empfehlungen zu verschaffen wußte, alles Uebrige, persönliche Verdienste, Kenntnisse und moralische Auszeichnung waren höchst gleichgültige Dinge, oft Ursache zur Abweisung. Alle Dienstesszweige im Staate konnten durch Bestechung errungen oder erschlichen werden. Auf diese Art konnte der wegen Amtsuntreue einmal entsezte Landrichter Bettschart sogar zum Reichsgrafen erhoben werden. Nur Einen gab's, der dem Churfürsten noch einige Wahrheit sagen durfte, ohne den wirksamen Zorn seines Herrn auf sich zu laden; dieser Eine war aber der Hofnarr Urberl (Urban Maier).

Der Altbajer galt also am Hofe Nichts; desto mehr die natürlichen Kinder des Churfürsten und die Rheinpfälzer. Um seinem Sohne, dem Fürsten von Brezenheim, eine tüchtige Versorgung zu geben, gründete Karl Theodor den Maltheser- oder Johanniterorden in Bajern, ein offenbar zweckloses und nur auf

Kosten fremden Eigenthums sich fristendes Institut. Karl Theodor holte sich nehmlich von der päpstlichen Curie die Erlaubniß, um seinen Maltheserorden begründen zu können, einige Klöster aufzuheben. Diese Erlaubniß wurde ihm ertheilt; aber die zur Aufhebung bestimmten Klöster protestirten mit Recht feierlichst gegen solche Eingriffe in ihre selbstständige Existenz und Eigenthumsrechte. Man suchte daher und fand einen Ausweg. Die Klöster erboten sich nehmlich die von den Gütern der aufgehobenen Jesuiten lebenden Schulanstalten zu übernehmen, die jesuitischen Güter konnten sodann für den neuen Orden benützt werden.

Am 16ten Jäner 1783 traten die bajerischen Johanniter in's Leben. Einst hatte dieser Orden auf der Insel Maltha den hohen Zweck, Jerusalem, die Leidensstadt des Erlösers, zu beschüzen, und zu streben, das heilige Grab den Händen der Türken zu entreissen; einen solchen Zweck konnte der bajerische Maltheserorden nicht haben; er hatte auch keinen anderen, als dem hohen Adel Reichthum und Titel auf Kosten des Staates zu verleihen, zunächst aber den Fürsten von Brezenheim zum Großprior zu machen. Das ganze Institut bestand aus dem Großpriorat, der Großballei und zwölf Kommenthureien. München und Ebersberg bildeten das Großpriorat. Die Großballei war in Neuburg. Die zwölf Kommenthuren in Haunstadt, Amberg, Biburg, Kastel, München, Münster, Erding, Landsberg, Ried, Stockau und Enzenried. Ausserdem gab's noch vier geistliche und zwölf Minorennenkommthuren.

Viele Exjesuiten, welche bis daher den Unterricht geführt hatten, verloren nun durch dieses Institut ihr Brod wieder und der Churfürst konnte sich rühmen, aus Liebe zu seinem ausserehlichen Sohne viele Priester arm gemacht zu haben. Das Erziehungswesen wurde wieder den Händen der Mönche anvertraut und der zeitherige Vorstand desselben, Heinrich Braun, wurde entfernt, der halb angebrochene Tag aber wäre wieder zur Nacht geworden, wenn nicht die eifrigen Benediktiner sich der für jedes Volk wichtigsten Sache, der Erziehung, mit vieler Aufklärung und Redlichkeit angenommen hätten. Dagegen

suchte man die Akademie allmählig verkümmern zu lassen und in den Augen des Volkes herab zu würdigen.

Grossen Antheil an diesem finsteren Treiben hatte der Jesuit Frank, des Churfürsten Beichtvater, der in seiner Person den Geist seines aufgehobenen Ordens über das Vaterland spannen wollte. Zu diesem Zwecke suchte er den von Natur aus hochgebildeten und nicht selten auch früher sehr freisinnigen Churfürsten zum Despoten und Feind aller Aufklärung zu machen, um wahrscheinlich dem Urtheile Friedrichs, des Grossen, in die Hand zu arbeiten, der sagte: „Bajern sei ein Paradies von Thieren bewohnt.“ Getreulich half dem engherzigen Beichtvater der geheime Rath Lippert, und die entstandene Inquisizion bewies den verderblichen Einfluß dieser beiden Männer auf das Gemüth des nun in beständigem Mißtrauen schwebenden Churfürsten. Die Prozessionen und Wallfahrten vermehrten sich; bald hörte man wieder von Mirakeln und Wunderthätigkeiten der Heiligenbilder, kurz der Obscurantismus suchte wieder veste Wurzeln zu schlagen. Umsonst, seine Stunde war abgelaufen. Jedoch trug Karl Theodor nicht bei allen seinen Regirungsmaximen das Gepräge eines durch Leidenschaften und geheimen Volkshaß erboßten Gemüthes. Manche Regirungsmaaßregeln wurden zum Vortheile des Landes und zum Besten der Staatsdiener eingeführt. So wurde die Landesregirung systematischer organisirt, die kleine Regirung von Landshut aufgehoben, veste Besoldungen gegründet und dadurch der Sportelsucht, Bestechung und Willkühr in niederen Amtskreisen gesteuert. Man milderte durch Novellen die grausamen Bestimmungen des Strafgesezbuches; dem Institute der Landstände räumte man einen grösseren Wirkungskreis ein, als die französische Revoluzion ihre in der Entartung höchst verderblichen Lehren auch in teutsche Gemüther geworfen hatte.

Uebrigens blieb das Finanzwesen immer noch in einem höchst unvollkommenen Zustande. Finanzminister war nehmlich der schon oben genannte Bettschart, Gemal eines churfürstlichen Kebsweibes, die er jedoch nicht berühren durfte. Dieser Auswürfling der menschlichen Gesellschaft wurde der Verwalter des tief-

gesunkenen Staatsvermögens und blieb es, bis er endlich von seiner eigenen Frau verrathen und in's Gefängniß als Betrüger geworfen wurde. Durch solche Subjekte erwarb sich Karl Theodor doch wohl keine grossen Verdienste um sein Volk. Ja die halb verscherzte Liebe seiner Unterthanen sollte noch ganz verloren werden. Oesterreich, unter dem thatkräftigen Kaiser Joseph II., einem würdigen Zeitgenossen Friedrichs des Grossen, hatte seine Ansprüche auf Bajern nicht aufgegeben und Karl Theodor dieselben zu begünstigen nicht aufgehört. Der Kaiser suchte nun den Churfürsten zu vermögen, Bajern an Oesterreich gegen die österreichischen Niederlande und den Königstitel auszutauschen, ein gewiß schmeichelhafter Antrag für einen Fürsten, dem die Wohlfahrt und Unabhängigkeit seiner Altbajern nicht allzusehr am Herzen gelegen war. Aber fremde Mächte vereitelten dieses Tauschprojekt, und die Bajern achteten, troz der politischen Inquisizion, ihren Landesherrn weniger, als sonst.

Karl Theodor mußte wider seinen Willen zum Zweitenmale Churfürst des Bajerlandes bleiben, gewiß ein seltener Fall in der Geschichte. Aber bei dieser Nothwendigkeit wurde endlich jeder weitere Tauschplan aufgegeben und gezwungener Weise besser für das innere Wohl des Landes gesorgt. Bajern ist ein ackerbautreibender Staat und will man seine vorzüglichste Wohlfahrt befördern, so muß man diesen Industriezweig heben. Die Kultur des Landes zu vervollkommnen, war demnach der Hauptzweck Karl Theodors. Hie und da gab es denn doch noch patriotische Männer, die diesen Gedanken des Landesherrn erweiterten und zum Lichte beförderten. Daher erschienen nun mehrere wohlthätige Verordnungen für den obigen Zweck. Zunächst suchte man den unmenschlichen Druck der Leibeigenschaft zu entfernen, oder wo dieses nicht möglich war, zu mildern. Jene Bauern, welche zu Staatsdomänen zinsbar waren, wurden in gefreite Erbrechtigte verwandelt oder zu Maiern gemacht. Der drückende Frohndienst wurde beschränkt und nicht selten in Ablösungssummen verwandelt.

Um öde Gründe dem Anbaue anheim zu stellen, wurde durch eine Verordnung vom 20ten Oktober 1779 allen Untertha-

nen, die sich mit der Urbarmachung solcher Gründe abgeben würden, Abgaben und Zehntenfreiheit auf 10 Jahre zugesichert. In vielen Gegenden wirkte das Edikt, in manchen aber leistete der Boden Widerstand, wie auf dem Donaumoose. Es war übrigens genug, daß nur der Anfang schon gemacht worden war. Um die ökonomischen Kenntnisse zu regeln, errichtete der Churfürst eine Oekonomieschule in Schleißheim. Es wurde durch fleissiges Biertrinken zum emsigen inländischen Hopfenbaue aufgemuntert, und eine Verordnung vom 29ten Mai 1789 bevortheilte die Bemairung der Zubaugüter, um die Kolonisazion und Vermehrung der Volkszahl einzuführen und zu begünstigen.

Auf gleiche entgegen kommende Art suchte man die Seidenzucht zu verbreiten; allein Unkunde und Klima vereitelten in dieser Beziehung manchen vortheilhaften Gedanken. Besser wurde die Pferdezucht vorwärts gebracht und eine Verordnung desfalls vom 15ten September 1784 erlassen. Das Fabrik- und Manufakturwesen gedieh jedoch aus verschiedenen Gründen nicht. Die meiste Ursache des Mißlingens hierin gab die Regirung selbst, indem sie durchaus nicht die Freiheit der Gewerbe für Bürger begünstigte; sondern dem Monopolsysteme huldigte. Jedoch ist nicht zu läugnen, daß viel Gutes durch die Hebung der Industrie überhaupt erzweckt wurde. Einzelne traten auf und versuchten, mit Erlaubniß der Regirung, besondere Fabriken zu begründen. Manche von ihnen sahen sich mit den rühmlichsten Erfolgen gekrönt.

Uebrigens gewann Bajern lediglich nur durch die Ausfuhr seiner natürlichen Landesprodukte, des Getreides und Viehes, dann durch die Ausfuhr des Salzes, Holzes und des Eisens. Sonderbar, daß die Regirung hierin ein viel zu drückendes Mauthsystem beobachtete und dadurch den Handel erschwerte. Die Verordnungen von 1780, 1783, 1786, 1787 bewiesen klar, daß die Regirung das Interesse ihres Landes noch nicht vollkommen erfaßt habe, und noch immer nur an ihr eigenes dachte. Wohlthätiger wirkte Karl Theodor für den Strassen-, Brücken- und Wasserbau. Eben so sorgfältig wurden durch verschiedene Verordnungen Maaß und Gewicht regulirt. Eine

Forstordnung vom 9ten Mai 1786 bestimmte eine bessere Handhabung des ganzen Forstwesens und im Jahre 1790 wurde zur zweckmässigen Controle ein eigenes Oberforstmeisteramt geschaffen; hierauf 1795 eine Forstkammer nebst einer vollständigen Instrukzion für alle Forstbeamten.

Gleicher Sorgfalt unterwarf die Regirung auch das Bergwesen. Oberstmünz- und Bergmeister wurde der Graf von Törring-Gronsfeld und die Verordnung vom 22ten September 1794 bestimmte und regelte das ganze Bergwesen in Bajern. Auf gleiche Weise erschienen auch organische Verordnungen für die Hofkammer und den geistlichen Rath, die leztere aber bald wieder auf den alten Fuß reduzirt. Für den alten unter priesterlichem Einflusse stehenden Churfürsten waren ähnliche Neuerungen nicht mehr passend; daher konnten sie auch nicht lange gelten. Man machte eben schon damals, weil man sich vom Zeitgeiste hinreissen ließ, Neuerungen, deren Dauer ihre Grundlosigkeit bewies. Auch waren die Bestrebungen der Regirung, einen besseren Zustand des Volkes zu erzeugen, nicht immer aufrichtig gemeint.

Im Ganzen muß jedoch die Geschichte dem Churfürsten Karl Theodor das Zeugniß eines Regenten geben, der großartige Anlagen besaß, ein Volk zu beglücken und dieselben nie ganz verlieren konnte, wenn er auch aus Verführung oder Leidenschaft viele derselben unterdrückte. Die Feudalmaximen mit ihren, besonders die arbeitende Klasse, entmenschenden Folgen beschwerten das Volk noch zu sehr mit Lasten aller Art, als daß eine wesentliche Erleichterung, ohne die Krebsübel der alten Zeit anzugreifen, möglich gewesen wäre. Die Armuth des Volkes blieb daher in den meisten Fällen, und die schwache Polizei des Landes konnte dem Grundübel der Verderbniß so wenig steuern, als man umsonst moralische Beispiele von Oben herab suchte. Verordnungen halfen in diesem Betreffe Nichts, weil sie den Grund des Hauptübels, die Armuth und Unmoralität nicht entfernten. Die Bettelei und mit ihr das Gesindel, die Unsicherheit der Personen und des Eigenthums nahmen zu, statt ab. In Beziehung auf die Errichtung einer Feuerordnung

wurde manch Rühmliches geleistet und vieler Schaden verhütet. Wohlthätig wirkte auch die Veterinärschule, das medizinische Collegium und andere für diesen Raum zu zahlreiche Einrichtungen, die übrigens nur zu sehr beurkundeten, wie viele zweckmässige Institute unserem Vaterlande noch fehlten und wie sehr dasselbe früher vernachlässigt wurde.

Obgleich nun der Churfürst durch alle diese und andere Anordnungen das Vertrauen des Volkes wieder einigermassen zu gewinnen schien und dasselbe leicht wieder hätte vollkommen gewinnen können; so verlor er doch dasselbe zum Zweitenmale, wie wir oben hörten, und für immer. Das Volk war erbittert, als es sah, daß der Landesherr die bajerische Nationalunabhängigkeit der nachbarlichen Großmacht Preis geben wollte. Herzog Karl von Zweibrücken und sein Bruder Max Joseph, dann König Friedrich von Preussen protestirten feierlichst gegen alle Vergrösserungsgesuche des Kaisers und nur gezwungen hatte Karl Theodor seine unpatriotische Lieblingsidee fahren lassen. Friedrich gründete aber gegen Oesterreichs allenfallsige Eingriffe den sogenannten Fürstenbund mit den kleineren Fürsten Teutschlands. Der Hauptzweck dieses Bundes war die Garantie des wechselseitigen Besizes.

Als Oesterreich von diesem Fürstenbunde Kenntniß erhielt, wagte es nicht mehr, seine Arme gegen unser Vaterland auszustrecken, Karl Theodor aber vergaß im Schooße seiner lüsternen Umgebungen den Königstitel; aber nicht die Inquisizion. Die Revoluzion war in Frankreich ausgebrochen und hatte ihre Ideen, wie eine verzehrende Flamme, über die halbe Welt verbreitet. Die Fürsten zitterten auf ihren Thronen vor dem Unmuthe der Völker, vor der nun mit aller Macht um sich greifenden Neuerungssucht und Aufklärungswuth. Karl Theodor suchte in seinen Staaten diesen in ihrer Entartung schrecklichen Uebeln durch eine Inquisizion zu steuern. Frank und Lippert unterstüzten treulich ihren Herrn in solch fürchterlichem Unternehmen. Es war aber auch ein gefährlicher Bund im Vaterlande entstanden, der sogenannte Illuminatenorden, an dessen Spize der Professor Weishaupt in Ingolstadt stand. Zwar

wurde die Inquisizion zunächst, als man von dem Bunde noch keine Kenntnisse hatte, nur auf diejenigen Männer anwendbar gemacht, die theils ihrer Aufklärung oder ihres sonstigen politischen und religiösen Freidenkens wegen gefährlich werden konnten. Als aber durch preussische Vermittelung und den Verrath einiger Illuminaten selbst der ganze kosmopolitische Bundeszweck näher erkannt und gewürdiget worden war; dehnte man die Inquisizion zunächst nur auf die Illuminaten, eine Abart des Freimaurerordens, aus. Die Ausdehnung gewann aber bald an Umfang, als man die Verfolgung der Illuminaten auch auf jeden etwas freier Denkenden, ob er Illuminat war oder nicht, erstreckte.

Weishaupt floh nach Sachsen und mit seiner Flucht war auch der moralische Kern der Gesellschaft, die im wahren Sinne des Wortes nur einen modernen, einen weltlichen Jesuitismus oder eine kosmopolitische Herrschaft über alle Völker bezweckte, zerstört oder wenigstens unschädlich gemacht. Im gelben Zimmer des Schlosses hielten die Inquisitoren, der Graf Leiningen, v. Vieregg, Frank und Lippert, ihre geheimen Sizungen und luden durch ihre schrecklichen Maaßregeln kein frohes Andenken der Nachwelt sich auf die Seelen.

Genug von solchen Dingen! Es ist besser, sie zu vergessen, als sich daran zu erinnern. Von nun an sollte aber allen Neuerungen und sonstigen aus Frankreich kommenden verderblichen Lehren der Eingang in die Gemüther versperrt werden; nicht selten mit Recht; allein die Zeit ließ sich in ihrem Fluge nicht mehr bändigen. Je gewaltsamer man sie zurück drängte; desto heftiger brach sie hervor. Es waren nun einmal die Gebrechen des Feudalismus zu sehr erkannt, als daß man die daraus fliessende Willkühr länger geduldig ertragen mochte. Es half Nichts, daß man fremde, vorzüglich französische Bücher verbot; Nichts, daß man die Censur schärfte; diese wurde gesezwidrig umgangen, jene heimlich gelesen. Es half Nichts, daß Pius VI. eine Reise an den österreichischen und bajerischen Hof unternahm. Beinahe mit abgöttischer Verehrung wurde zwar dem heiligen Vater vom Volke überall gehuldiget; allein diese Triumphreise

konnte die demagogischen Ideen nicht ersticken. Hellere Köpfe dachten und arbeiteten auch einer helleren Zeit entgegen. Die Geschichte verdammt die Lehren der Anarchie; aber eine vernünftige Aufklärung kann sie nicht verdammen. Man organisirte zwar die Schulen wieder auf alte finstere Weise, eine von nun an in München bestehende päpstliche Nunziatur suchte auf möglichste Art dem Sinken des hierarchischen Ansehens entgegen zu wirken. Alles umsonst. Selbst die teutschen Bischöfe protestirten in einer Versammlung zu Ems gegen die Eingriffe der römischen Curie in die teutschen Kirchenangelegenheiten. Zwiespalt unter diesen Vätern, durch römische Intriguen ausgebrochen, vereitelte ihr Vorhaben, und ihre Beschlüsse, die sie auf den Grund des Baseler Conziliums zum Besten der teutschen Kirche faßten und fassen wollten, hatten keinen Werth.

Der Klerus mußte mit päpstlicher Erlaubniß nach einem Breve vom 6ten November 1787 dennoch seine Steuern an den Landesherrn fortzahlen, und Karl Theodor hatte wirklich das Loos, auf der einen Seite der Aufklärung entgegen zu arbeiten, auf der anderen sie zu begünstigen. Viele Feiertage, die im Grunde nur den Müssiggang und die Ausschweifungen des Volkes befördert hatten, schaffte er ab und machte sich dadurch dem Klerus nicht selten verhaßt. Besonders reizte er den Ingrimm der Pfarrer dadurch, daß er ihnen verbot, künftig Wirthschaft zu treiben, wie es seit uralten Zeiten Sitte war. Eine dem geistlichen Amte gewiß nicht gut anstehende Sitte. Manche andere selbst in den Augen Halbvernünftiger anerkannten bestehenden Mißbräuche des Kirchenwesens wurden, wo das Volk nur einigermassen heller sehen konnte, aufgehoben; so die buntscheckigen, jede Andacht erstickenden Aufzüge am Frohnleichnamsfeste, das Palmeselreiten am Palmsonntage und manche andere nur Heidenthum athmende Gebräuche oder sinnliche Darstellungen, die dem Auge, aber nicht der betenden Seele wohl thaten.

Am Meisten ließ sich der kunstsinnige Churfürst die Verherrlichung seiner Residenz München angelegen sein, in welch schönem Streben ihn der Amerikaner Tompson sehr werkthätig

unterstüzte. Zur Dankbarkeit erhob ihn Karl Theodor in den Grafenstand. Wer je im englischen Garten gewesen ist, oder welcher Arme von der Rumforder Suppe gegessen hat, kennt auch den Münchner Wohlthäter, Grafen von Rumford. Verschönerung und Reinlichkeit, zweckmässige Anstalten jeder Art hat diesem edlen Manne die bajerische Hauptstadt viele zu danken. Der sogenannte Hirschanger, auf der nördlichen Stadtseite, bisher eine unfreundliche Wildniß, wurde vom Grafen von Rumford in einen wahrhaft prächtigen englischen Garten und dadurch in den angenehmsten Spaziergang für die Münchner Welt verwandelt. Es erstand auf seine Anregungen eine grössere Bildergallerie, Ermunterungen wurden durch Preisevertheilungen an verdiente Künstler abgegeben, ein teutsches Theater verherrlichte die Münchner Bühne und zum Erstenmale sah man in der Hauptstadt des hohen Kunstfreundes sogar ein Ballet. Das schöne Karlsthor und die freundliche Vorstadt Schönfeld haben dem Churfürsten ihr Entstehen zu verdanken. Der Akademie der Wissenschaften nahm er zwar die etwas unregsame Sekzion der schönen Wissenschaften, bereicherte dagegen aber die Landesuniversität mit einigen trefflichen und gemeinnüzigen Lehrstühlen. Die Münchner Bibliothek gewann an Umfang und zum Theil auch gediegenen Werken, das Münzkabinet wurde bereichert und somit wirklich auf mancher Seite das Rühmlichste geleistet,

Im Ganzen genoß Bajern im Innern Ruhe; nur leise pochte die Unzufriedenheit an die Pforte des bürgerlichen Glückes hie und da an; aber mit Furcht erregender Gewalt wußte Karl Theodor eine von West her nahende Krisis zu unterdrücken. Doch konnte er Irrungen mit den Münchnern nicht entgehen. Mit etwas derben Worten verlangte nehmlich eine Deputazion Abstellung mancher Eingriffe in ihre Gewerbsverhältnisse. Der Churfürst nahm eine solche Vorstellung, insoweit dieselbe die schuldige Ehrfurcht gegen den Landesherrn bei Seite gesezt hatte, mit verdientem Unwillen auf und reiste in aller Stille nach Mannheim. Es schien, als wolle er seine Residenz wieder dahin verlegen; aber eine Deputazion aus der bajerischen

Hauptstadt mußte ihn doch wieder zu besänftigen und Karl Theodor kam nach dreiviertel Jahren 1789 wieder nach München zurück, um die Feste, die man ihm bereitet hatte, anzusehen. Einige Jahre darauf mußte der ganze Stadtrath Abbitte vor dem Bildnisse des Churfürsten leisten, weil derselbe eine Sammlung von Namensunterschriften zum Behuf einer Dankadresse an den Churfürsten wegen der der Stadt München vielseitig erwiesenen Wohlthaten, die ohne städtischen Rathsbeschluß von Rumford und Sauer veranstaltet worden war, mißbilligt hatte. Wer den Umfang der Censur kennen lernen will, lese die Verordnungen vom 3ten März 1788; 11ten September 1789 und 19ten Februar 1790. Sie sollten die aus dem republikanischen Frankreich kommenden neuen Ideen verhindern. Da fiel am 21ten Jäner 1793 Ludwigs XVI. Haupt auf der Guillotine. Mit Verbrechen hatte das Volk der Franzosen den Pfad einer wilden Freiheit betreten. Karl Theodor glaubte, man müsse den Vulkan in sich austoben lassen und mit dem wüthenden Jakobinerklubb keinen Krieg innerhalb seines Reiches beginnen; aber die Franzosen warteten nicht auf die Teutschen, bis sie kamen; sie erschienen schon selbst.

An Oesterreich wurde von ihnen der Krieg gekündigt. Kaiser Joseph erlebte denselben nimmer. Er war am 20ten Februar 1790 gestorben. Sein Bruder und Nachfolger, Leopold II., starb ebenfalls schon am 1ten März 1792. Ihm folgte sein Sohn, Kaiser Franz II., den die gütige Vorsehung noch bis auf den heutigen Tag zum allgeliebten und kindlich verehrten Vater seiner Völker gemacht hat. Ihm erklärten die Franzosen, am 20ten April 1792, den Krieg. Kaiser Franz II. forderte das Reich zur Theilnahme an demselben auf, und Bajern sammt allen von Karl Theodor besessenen Landen stellten auch ihr Contingent; Bajern 2,000, Rheinpfalz 1,000, Jülich und Berg 800. Es wurden neue Auflagen erhoben, um die Kriegskosten zu decken. Die Teutschen gewannen in diesem Kriege, der mit einer fürchterlichen Erbitterung und Ausdauer von französischer Seite geführt wurde, beinahe Nichts. Die Rheinpfalz ging an die wüthenden und eroberungssüchtigen Republikaner verloren.

Bis zum Jahre 1795 war der Kampf zum Nachtheile der Teutschen geführt worden, besonders zum Schaden unseres Churfürsten, der jezt schon 71 Jahre zählte und sich in demselben Jahre mit der kaiserlichen Prinzessin und Erzherzogin Maria Leopoldina vermählte, da seine erste Gemalin, am 17ten August 1794, gestorben war. Da erschienen, im Jahre 1796, die Franzosen vom Niederrheine her unter General Jourdan in unserem Vaterlande. Die Schlacht bei Friedberg entschied zum Nachtheile der Kaiserlichen und die Sieger drangen weiter. Karl Theodor hatte sich geflüchtet. Da erschien des Kaisers Bruder, der Feldherr, Erzherzog Karl, auf der Bühne kriegerischer Ereignisse. General Bernadotte wurde von ihm in der oberen Pfalz geschlagen und zurück gedrängt, Jourdan zog sich ebenfalls zurück. Die Schlacht bei Würzburg entschied die vollkommene Niederlage der Franzosen und Teutschland athmete leichter. Aber plözlich stand General Moreau vor Ingolstadt und München. Als aber derselbe die Nachricht von den mehrfältigen Niederlagen seiner Landsleute unter Jourdan und Bernadotte hörte, ergriff auch er den Rückzug, und führte denselben meisterlich aus.

Da nahte der grosse Napoleon von Italien her, siegte, wo er Feinde sah und zwischen Frankreich und Oesterreich wurde der Friede, am 18ten Oktober 1797, abgeschlossen. Gemäß den geheimen Artikeln jenes Friedens sollte Bajern von seinen Provinzen zu demjenigen, was es schon verloren hatte, noch mehr verlieren. Karl Theodor war noch immer auf österreichischer Seite. Der Friede sollte nicht lange währen; schon erschienen die Oesterreicher 1799 wieder an den Gränzen des Vaterlandes; als Karl Theodor, den 12ten Februar, am Spieltische vom Schlage gerührt wurde und, am 16ten Februar, starb. Mit ihm erlosch die Sulzbacher Linie in Bajern und Pfalz. Das Volk, über welches er unredlich geherrscht hatte, weinte ihm wenige Thränen; aber mit unbeschreiblicher Begeisterung wurde Vater Max IV., am 17ten Februar, zum Churfürsten ausgerufen.

§. 288.

Rückblick auf das eilfte Kapitel.

Verdammenswerthe Zeit, in der ein Fürst aus persönlichen Rücksichten das Wohl seines Volkes für die Zukunft von Jahrhunderten auf's Spiel zu sezen wagt! Wo andere Fürsten nie zu viel Land und Leute haben können, sehen wir plözlich einen Einzigen, der mit Wenigerem zufrieden sein will. Fast klingt es, als hätten wir einen uneigennüzigen dem Glanze der Welt und den Reizen der Macht entsagenden Fürsten vor uns, wenn wir nicht zugleich wüßten, daß Karl Theodor grosse Zufriedenheit bezeugte, als ihm Kaiser Joseph den Königstitel der Niederlande anbot, und daß der vaterländische Churfürst diesem Anerbieten durchaus nicht gram geworden ist. Zwei Extreme vereinigten sich zu einem steten Kampfe in dem lezten Repräsentanten der sulzbach-bajerischen Linie, Karl Theodor war aufgeklärt und liebte die Finsterniß. Das Räthsel ist gelöset, sobald wir seinen Charakter näher betrachten. Karl Theodor liebte die unumschränkte Herrschaft; er allein wollte Herr sein und Rechte haben; sein Volk sollte aber ihm dienen und dasselbe sollte keine Rechte, ausser durch ihn, sondern nur Pflichten haben. Diese Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Absolutismus eines Fürsten im Staate sezte ihn in grellen Widerspruch mit der erwachenden Aufklärung seiner Zeit. Nur die unverbrüchliche Treue des bajerischen Volkes zu seiner angestammten Dynastie der Wittelsbacher und auf der anderen Seite wieder seine nicht selten höchst zweckmässigen Einrichtungen im Staate, insoweit dieselben seiner Herrschaft keinen Abbruch thaten, haben seine Existenz gerettet; denn es wäre nicht zu wundern gewesen, wenn sich die Bajern gegen einen Fürsten empört hätten, der ihre Nazionalunabhängigkeit noch vollends an Oesterreich verkaufen wollte.

Es ist traurig, wenn ein Herrscher seine Politik nur nach eigenem persönlichen Interesse modelt und dabei nicht des Landes Wohl berücksichtigt, wozu ihn doch eigentlich die Vorsehung allein geschaffen hat! Allerdings verdient auch Karl Theodor

eine gerechte Anerkennung seiner Verdienste bei der Nachwelt, und er hat deren nicht wenige. Seine Regirung war in vieler Beziehung thätiger für die materiellen Interessen des Bajernvolkes, als die seiner Vorgänger; aber Alles, was er that, trug eben nur das Gepräge eines halb finsteren halb aufgeklärten Fürsten an sich. Wir sind der Ueberzeugung, daß, wenn Karl Theodor Kinder gehabt hätte, von denen er hätte hoffen können, daß sie ihm auf dem churbajerischen Throne folgen würden, er auch aufrichtiger den Interessen des Vaterlandes ergeben gewesen wäre. Diese hatte er jedoch nicht und zudem haßte er die zweibrückische Linie und beneidete sie um ihre Nachfolge in seinen Landen. Nur in den lezten Jahren seines Lebens, als mit den Haaren auch seine Leidenschaften bleichten, suchte er Manches wieder gut zu machen dadurch, daß er die herzogliche Linie, welche durch die Eroberungssucht der Franzosen ihre Länder verloren hatte, mit reichen Gaben unterstüzte, vielleicht auch deswegen, weil er immer noch die Hoffnung hegte, seine zweite Gemalin werde ihn mit einem Thronfolger beschenken.

So war eigentlich Karl Theodor in der ganzen Periode seines Lebens weniger Herr seiner selbst, als er derselbe unumschränkt über seine Völker sein wollte. Daß er seine natürlichen Kinder sehr liebte und daß er seinem Sohne, dem Fürsten von Brezenheim, ein reichliches Auskommen sicherte, kann ihm Niemand verargen, wenn man seine traurigen Familienverhältnisse in's Auge faßt, vielmehr erkennt man hierin, daß auch Karl Theodor ein väterliches der zarteren Liebe nicht verschlossenes Herz gehabt habe. Sobald wir aber sahen, daß er einen bajerischen Maltheserorden, der denn doch durchaus keinen Zweck in der Welt hatte, als dem hohen Adel reiche Pfründen zu verschaffen, gründete und zwar durch die von den Jesuiten eingezogenen Güter dotirte, die doch weit besser die Grundlage des bajerischen Erziehungswesen hätte bilden können; da mußten wir den Landesfürsten und seine Pflichten zum Volke in's Auge fassen; denn in dieser Beziehung treten die väterlichen Pflichten vor denen des Fürsten zurück. Bis auf den heutigen Tag könnten wir manchen weniger mit der Noth kämpfenden Erzieher

und Lehrer der Jugend auf dem Lande und in den Städten haben, wenn jene Güter Schulfond geblieben wären. Der Fürst von Brezenheim hätte von seinem liebenden Vater dennoch eine Versorgung haben können, und Karl Theodor hätte die Fürsorge für das Beste seines Volkes nicht bei Seite gesezt. Wir sahen auch einmal in Bajern eine Inquisizion, die den gerechten Fluch der Nachwelt auf sich trägt, weil sie aller Gerechtigkeit ermangelte und nur auf die verabscheuungswürdigste Willkühr sich gründete. Wir geben gerne zu, daß der Churfürst nicht alle Verbrechen dieser die Menschheit selbst in ihrer niedersten Würde verlezenden Anstalt kannte, daß die mit dem rächenden Fluche der bajerischen Nazion belasteten Vorstände der Inquisizion, Lippert und Frank, allein das Blut der Unschuldigen auf sich tragen; aber wir müssen einen Fürsten bedauern, in dessen Nähe man Menschen mordet, ohne daß er's weiß, und wenn er's wußte, verdient er nicht allein unsere Verachtung, sondern auch unseren Fluch. Schöner wäre unsere Vaterlandsgeschichte, wenn sie in ihren Spalten Nichts von einer Inquisizion zu erzählen hätte; denn dort, wo die Treue eines uralten Volkes zu seiner angeerbten Dynastie nie gewankt hat, liest man nicht gerne vom Morde der Willkühr. Doch Karl Theodor vermochte auch durch die Schrecken einer Inquisizion den Beschluß der Vorsehung, gerechtere Tage zu senden, nicht mehr ungültig zu machen. Die Zeit der Prüfung kam und die gütige Nachwelt bedauert gewiß nur einen Fürsten, der mit der Zeit spielen wollte; aber das gewagte Spiel verloren hat.

§. 289.

Rückblick auf Bajerns mündig werdende Jugend, erzählt im dritten Bande.

Wer die Ereignisse im voranstehenden dritten Buche gelesen, überdacht und richtig beurtheilt hat, wer das allmählige Fortschreiten der Zeit und ihrer Menschen gesehen hat, wird auch gefunden haben, daß das bajerische Volk seine allmählig

mündig werdende Jugend durchlebte. Mündig aber wird ein Volk nur dann, wenn es den die Menschheit entwürdigenden Fesseln der Willkühr, des Aberglaubens, der Vorurtheile und der Unwissenheit entrinnt; mündig wird eine Nazion dann, wenn sie aus Ueberzeugung ihre Regirung hochachtet, dem Geseze aus Ueberzeugung gehorsam ist; jede Religion, die den inneren und äusseren Menschen heiligt, aus Ueberzeugung verehrt und tolerirt; wenn die Nazion einen Fürsten zum Vater hat und ihn auch in dieser Ueberzeugung liebt und hochachtet, wenn sie überhaupt an Ruhe, an Kenntnissen, an Moral zunimmt, wenn sie das erkannte Gute nach Verdienst würdigt, das erkannte Böse aber nach Verdienst verabscheut und richtet; dann wird die Nazion mündig, und nur in der grösseren oder geringeren Mündigkeit eines Volkes liegt auch sein Heil und sein Wehe. Es ist Bestimmung des nach dem Bilde der Gottheit geschaffenen Menschen, nie stille zu stehen, sondern vollkommener zu werden; nicht unterzugehen in Erstarrung, sondern mit Wärme, mit Leben, vorwärts zu schreiten auf der Bahn des Besseren; nicht dem vernunftlosen Thiere sich anzureihen, sondern heraus zu treten aus den Fesseln der Lüge, und der Wahrheit näher zu rücken. Das ist Gesez der Nothwendigkeit vom Ersten bis zum Lezten. Bis aber die Wahrheit erkannt wird, kostet es einen schweren Kampf. Aber mag die Finsterniß auch tausend Jahre walten; einmal muß sich doch das Licht entfalten. Wir haben in der vorerzählten Geschichte durch 291 Jahre jenen Kampf lebhafter, als je, gesehen. Immer kämpfte die alte Zeit mit der neuen und immer siegte die neue. Der Kampf galt alle Interessen des Lebens. Wir sahen die Reformazion entstehen und reifen, wir sahen gegenüber die Hierarchie in ihrer wankenden Macht. Es kamen die Jesuiten, um die verbleichte Grösse der römischen Curie wieder frisch glänzend zu machen. Umsonst; die Zeit hat auch über sie gerichtet. Wir sahen den dreisigjährigen Krieg, und die Reformazion ging nicht unter; aber doch etwas frischer gestaltete sich das religiöse Leben des Katholizismus. Wir sahen die Lüge in den Staatsverträgen, die verbrecherische Willkühr auf vaterländischem Boden; **aber wir wissen jezt auch gewiß, daß die Zeit alle Menschen vorwärts ruft und daß derjenige, der ihrem Rufe nicht gehorcht, von ihrem Strome fortgerissen, untergeht.** Es lebe und gedeihe die Wahrheit!

Ende des dritten Bandes.



